This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

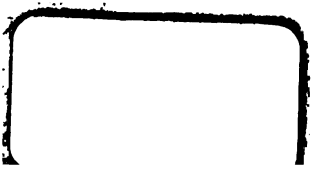
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

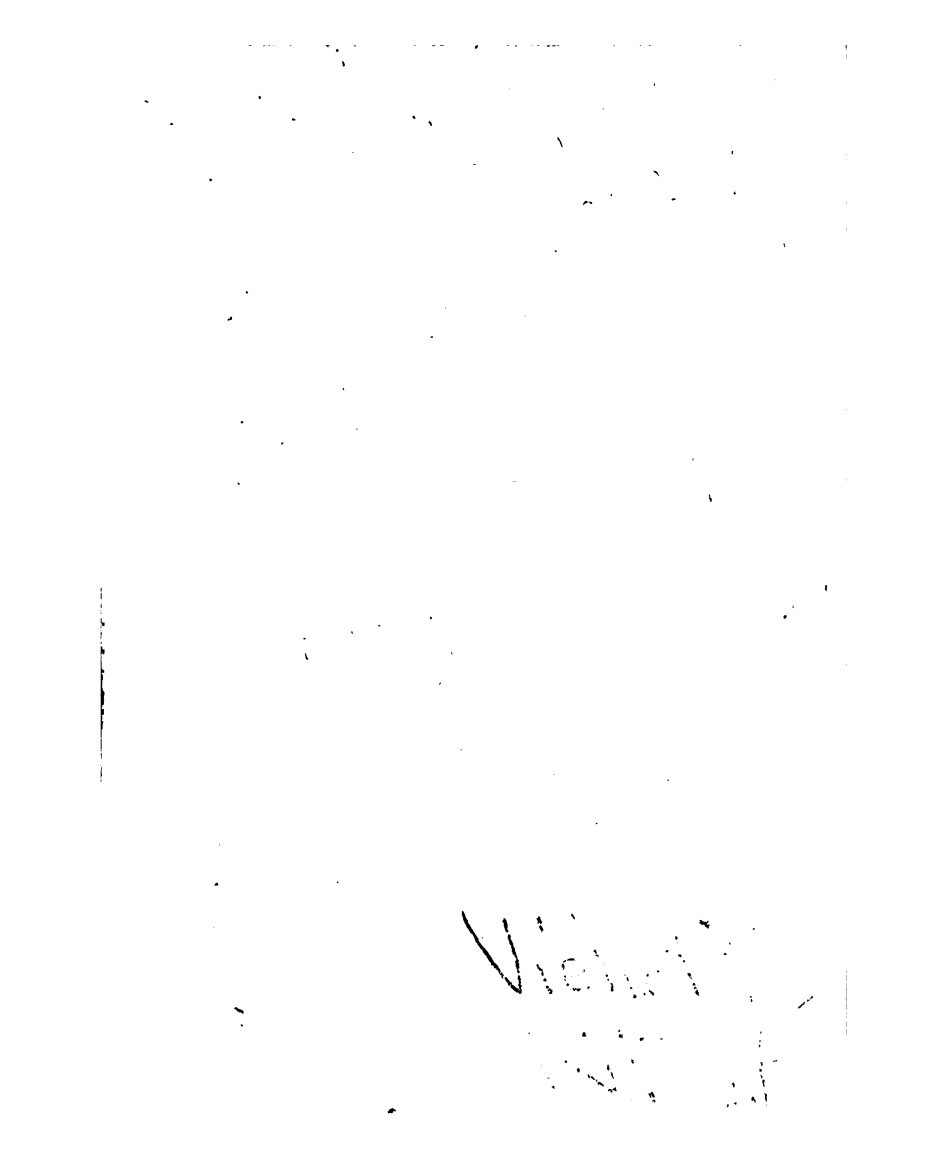
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

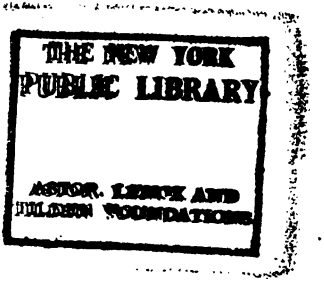
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07572264 9





(Viehof
NFG

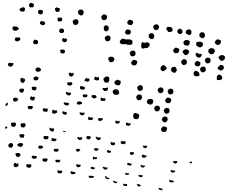

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

GOETHE

nach Mayr's Oelgemälde, 1779.

Verlag von Ad. Becher.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY



Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Zweite Ausgabe.

PUBLIC LIBRARY

Stuttgart.

Ad. Becher's Verlag.

1854.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Vorwort.

Ein geiſtreicher Literarhiſtoriker hat die Anſicht ausgeſprochen, zu einer wahren und würdigen Biographie Goethe's ſey noch nicht die Zeit gekommen; wir ſeyen noch zu tief in der geiſtigen Bewegung, die durch ihn angeregt worden, befangen; es müſſe, um über ihn etwas rein Hiſtoriſches zu ſagen, erſt die Epigonenzeit abgelaufen, ja erſt wieder ein neuer, geiſterbeherrſchender Genius aufgetreten ſeyn, mit deſſen Maße wir ihn meſſen könnten. Ich verkenne nicht das Wahre dieſer Behauptung. Aber jede Zeit hat ihr Recht. Wenn erſt ſpätere Generationen auf ein vollkommen treues und abgerundetes Geſammtbild von Goethe's Leben und Wirken Anſpruch haben, ſo darf die unſerige etwas mehr fordern, als Döring's flüchtig hingeworfene Skizze. Alle anderen Schriften über Goethe, wie tief eingehend ſie ihren Gegenſtand behandeln mögen, faſſen immer doch nur eine oder wenige Seiten ſeines Weſens, eine oder wenige Richtungen ſeiner Thätigkeit in's Auge; ſelbſt das geiſtreiche Werk von Roſenkranz, ſeiner Aufgabe nach das umfaſſendſte von allen, ſtellt ihn im Weſentlichen nur als Dichter dar.

Das Säcularfest von Goethe's Geburtstage rückt heran, und noch verlautete von keinem der Schriftstelle unseres Vaterlandes, daß er sich anschicke, den Tag, de hoffentlich als ein Nationalfest begangen wird, mit eine Biographie des Gefeierten zu begrüßen. Da kam übe den Canal her die Kunde, ein Engländer rüste sich, un den Ruhm des Erstlingsversuches zu entreißen. De Unmuth über diese Nachricht besiegte mein Zagen un Zaudern. Was Begabtere zu thun versäumten, da beschloß ich zu wagen; von deutschem Fleiße, deutsche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hoffte ich wenigstens ei achtbares Pfund in die Wagschale legen zu können gege jenes den Britten und Franzosen nachgerühmte Talent, m leichter Hand ein ansprechendes Lebensbild zu entwerfer Das Wagniß war vielleicht zu kühn; so ist doch der Mut und die Quelle, woraus er mir geflossen, nicht zu verwerfer

Goethe's Freunde, die um ihn waren und ihn ken nen mußten, sagten ihm: was er lebe, sey besser, al was er spreche, dieses besser, als was er schreibe, un das Geschriebene besser, als das Gedruckte. Ist dieser Ausspruch wahr, so ist es gerechtfertigt, wenn ich i meiner Schrift in das Detail seines Lebens eingehe un manches von ihm mündlich und brieflich geäußerte Wor in meine Darstellung verwebt habe. Erregt schon de Dichter, wie er uns in seinen Werken entgegentritt, hoh Bewunderung, so wächst das Erstaunen über die Größ des Mannes, wenn uns der Künstler im weitern Sinn

der Lebensphiloſoph, der Naturforſcher, der Beamte, der Hofmann, der Geſellſchafter, der Freund, wenn uns der ganze Menſch nach allen Radien ſeines Lebens und Wirkens vorgeführt wird. Ich habe dieß verſucht, ſo weit es die Quellen, die uns bis jetzt zu Gebote ſtehen, ſo weit es der Raum, auf den doch zuletzt eine ſolche Arbeit zu beſchränken iſt, ſo weit es endlich meine Kräfte und Fähigkeiten geſtatteten.

Vielleicht wird man über den Weg, den ich dabei eingeſchlagen, mit mir rechten und mich auf Hoffmeiſter's Werk, dieſe wiſſenſchaftliche Naturgeſchichte des Schiller'ſchen Geiſtes, verweiſen, welche, von einigen urſprünglichen Grundtrieben und Grundkräften ausgehend, nachzuweiſen ſucht, wie aus dieſen weſentlichen Elementen ſich Schiller's Geiſtesleben, unter der begünſtigenden oder hemmenden Macht beſtimmter äußerer Einflüſſe, mit Nothwendigkeit entwickelte. Die größere Schwierigkeit der Aufgabe, in dem größern Reichthume von Goethe's Geiſtesleben begründet, mag mich entſchuldigen, wenn ich den umgekehrten Gang gewählt. Ich bemühte mich zuerſt die Erſcheinungen in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit, in ihrem Werden, Wachſen, Blühen und Verblühen zur Anſchauung zu bringen, und verſparte mir für das Ende des Werkes den Verſuch, die Grundzüge von Goethe's Weſen zu entwickeln und die Metamorphoſen ſeines Geiſtes überſichtlich darzulegen.

Ein flüchtiger Blick in meine Schrift kann die

Ueberzeugung gewähren, daß, wenn ihr Titel auch „Goethe's Leben" heißt, dennoch der Erörter seiner Werke darin keine geringe Sorgfalt gewi ist. So wahr auch jenes Wort seiner Freunde seyn daß sein Leben sich ungleich bedeutender als seine W darstellte, so ist uns doch Goethe das, was er uns vorzugsweise durch seine Schriften. Keine seiner w geren Productionen ist daher unbesprochen geblieben; von seinen kleineren Gedichten ist kaum ein bedeute übergangen. Bei den letzteren erlaubte ich mir, meinem Commentar die allgemeinen Resultate zu lehnen; habe ich dadurch ein Plagiat begangen, so ich es nur an mir selbst verübt. Was ich Anderen danke, habe ich gewissenhaft zu bezeichnen gesucht; der Verweisungen auf Goethe's Selbstbekenntnisse gl ich mich überheben zu können, da ich die Bekannts mit denselben bei meinen Lesern voraussetzen durfte.

Und so möge denn mein Werk sein Glück bei deutschen Lesewelt versuchen. Jede billige Critik werd dankbar ehren; rücksichtslosen, böswilligen Angriffen ich nur den Schlußvers der Xenien entgegen:

Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Pla

Ich werde es über mich gewinnen, die Freude der N mitzufühlen, wenn meine Arbeit einem vollkommen digen Lebensbilde unsers größten Dichters weichen m

H. Viehoff.

Zweite Periode.

Sturm und Drang. Mäßigung und Vorbereitung zum Höhern.

Vom

Ende der Universitätsjahre bis zur ersten Reise nach Italien.

1771—1786.

Erstes Kapitel.

Goethe's Vorfahren.

Die Entfaltungsgeschichte eines genialen Geistes darzustellen, gehört, wenn irgend Etwas, zu den Aufgaben, die nur annäherungsweise zu lösen sind. Schon in der Entwickelung des gewöhnlichen Menschen verschlingen sich die ursprünglichen Anlagen mit den vielfachsten Einflüssen so innig zusammen, daß nicht der schärfste Blick ihren beiderseitigen Antheil an der Bildung rein auseinanderzuhalten vermag. Das Genie entzieht sich aber der Beobachtung in die geheimnißvollsten Tiefen hinein. Es paralysirt oder bewältigt die äußeren Einwirkungen oft schon beim ersten Zusammenstoße mit denselben, macht Hemmungen zu Fördernissen, und findet umgekehrt in dem, was Anderen zum Fortschritte gereicht, ein Hinderniß. Wenn aber auch hiernach bei ihm die gewöhnliche Schätzung der Dinge sich unzulänglich erweis't, so fällt darum doch nicht sein Entwickelungsgang, wie Jean Paul meinte, ganz außer den Bereich der historischen Erklärung und der pragmatischen Behandlungsart. Von dieser irrigen Ansicht, zu welcher sonst gerade die genialen Menschen selbst am Meisten sich hinneigen,

war Niemand weniger befangen, als der Mann, mit dem sich unsere Biographie beschäftigt. Er erkannte sich gern, wie unser größter Literarhistoriker bezeugt *), in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in welchem sich mehr oder minder jeder Mensch zu seiner Zeit und Umgebung befindet. Bis in's Endlose, glaubte er, könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wollte er für sich behalten, als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und sich gern anbildet; er meinte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden, nicht viel übrig bleiben würde." Damit hat er nun freilich zu viel behauptet, und ganz ohne Zweifel wird der Biograph, der es unternimmt, die Summe einer Existenz, wie der eines Goethe, zu ziehen, sich auf einen großen, unmeßbaren Summanden hingewiesen sehen, der eben in dem tiefverborgenen Wirken des Genies besteht. Aber dieß darf uns nicht entmuthigen, Alles was zu seiner Entwickelung mitgewirkt, Zeit und Ort, Erziehung und Unterricht, Lectüre und Umgang, nationale und religiöse Einflüsse, Lebenserfahrungen und Lebensbezüge jeder Art sorgfältig in Rechnung zu tragen, um so die geheimnißvolle Erscheinung des genialen Geistes unserm Gesichtskreise wenigstens anzunähern. Und wie der gründliche Historiker ein Volk in das Dunkel mythischer Jahrhunderte zurückverfolgt, so übersieht der gewissenhafte Biograph auch nicht die entlegensten und unscheinbarsten Anfänge

*) Gesch. der poet. National-Literatur der Deutschen, von Gervinus, IV, 497.

der Kindheit seines Helden, wo Spiele, Einfälle und knabenmäßige Beschäftigungen die künftigen Thaten und Tugenden des Mannes vorausverkünden; ja er wird selbst einen flüchtigen Blick auf Aeltern und Voraltern zurückwerfen, in denen die Eigenschaften des großen Nachkommen, wenn auch nur in zerstreuten Andeutungen, vorgebildet sind.

Die Nachrichten über Goethe's Voraltern von väterlicher Seite lassen sich nach Urkunden des Frankfurter Stadtarchivs und den Hauptkirchenbüchern bis auf des Dichters Urgroßvater zurückführen. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte in Artern, in der Grafschaft Mansfeld, ein Hufschmiedmeister Namens Hans Christian Goethe. Diesem ward am 7. September 1657 ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Friedrich Georg erhielt. Dem Knaben mochte das derbe, mühsame Handwerk seines Vaters nicht gefallen; er wählte ein möglichst entgegengesetztes, die Schneiderprofession. Nach zurückgelegter Lehrzeit begab er sich, dem Handwerksbrauche gemäß, auf die Wanderschaft, besuchte die angesehensten Städte des Reiches, brachte viertehalb Jahre in Frankreich zu, und richtete dann seinen Stab nach Frankfurt a. M. Als der junge Schneiderbursche in die Mauern der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt einzog, konnte er nicht ahnen, daß hundert Jahre später der Name, den er trug, aus den Mauern dieser Stadt durch eine halbe Welt auf den Flügeln des Ruhmes gedrungen seyn werde. Der Ankömmling fand bald Arbeit, und lernte die Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz, Jungfrau Anna Elisabetha, kennen. Zwischen den jungen Leuten

entspann sich ein inniges Verhältniß, und am 18. April 1687 führte Goethe seine Geliebte heim, nachdem er vom Rathe zu Frankfurt das Bürgerrecht erlangt und von der Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Das Glück seiner ersten Ehe, die mit mehreren Kindern gesegnet war, dauerte indeß nur bis ins Jahr 1700, wo ihm der Tod seine Gattin entriß. Etwa fünf Jahre lebte er als Wittwer, da wußte der Schneidermeister, der Etwas von des Enkels Gewalt über Frauenherzen besessen zu haben scheint, die Neigung einer begüterten Wittwe zu gewinnen, der Frau Cornelia Schelhorn (geb. 27. Sept. 1668), hinterlassenen Wittwe von Johannes Schelhorn, Besitzer des Gasthauses zum Weidenhof in Frankfurt. Sie hatte nach dem Tode ihres 1704 gestorbenen Mannes die Wirthschaft fortgeführt. Als nun Goethe sich mit ihr am 5. Mai 1705 verheirathete, entsagte er dem Schneiderhandwerke und war fortan Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lebten Beide in zufriedener Ehe, durch mehrere Kinder beglückt, denen sie, ihrer günstigen Vermögensumstände wegen, eine sorgfältige Erziehung geben konnten. Friedrich Georg Goethe starb am 13. Febr. 1730 in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre; seine Ehefrau folgte ihm am 28. März 1754, in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren. Man sieht, der Dichter hatte die Anlage zu langer Lebensdauer ererbt; denn auch sein Vater und seine Mutter, so wie seine Großältern von Mutterseite, haben ihr Leben zu hohen Jahren gebracht.

Schade, daß uns über Friedrich Georg Goethe's und seiner Gattin Charakter keine näheren Nachrichten überliefert

worden sind; vielleicht würden wir hier manche Eigenthümlichkeiten unseres Dichters schon vorgebildet gefunden haben; denn in dem Enkel treten häufig Charakterzüge des Ahnen, die im Sohne verschleiert lagen, wieder deutlich zu Tage. Der Großmutter erinnerte sich der Dichter aus frühester Kinderzeit noch gleichsam wie einer Geistererscheinung, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, zumal gegen ihre Enkelchen. Wir werden ihrer noch weiter unten gedenken. Auch über den Großvater hätte Goethe vielleicht Einiges, nach den Mittheilungen seiner Aeltern, uns sagen können; allein er hat seine künstlerische Natur auch bei seiner Biographie nicht verläugnet, und zwar nicht bloß durch Darstellen, sondern auch durch Verschweigen. Es mochte zum ganzen Lebenstone des Hauptheldeu nicht angemessen erscheinen, eines Hufschmieds, eines Schneiders, als Vorfahren, zu gedenken, wogegen der Großvater mütterlicher Seite, der kaiserliche Rath, Stadtschultheiß und beider Rechte Doctor, Herr Johann Wolfgang Textor, würdig im Eingange des Werkes erscheinen konnte. Uns macht es besondere Freude zu berichten, daß der Stammbaum Goethe's aus den wackern Ständen herauswuchs, denen der Meistersänger Hans Sachs angehörte, und in die auch Schiller's Geschlecht zurückreichte; denn des Letztern Aeltern und Großältern von Vater- und Mutterseite übten das Bäckerhandwerk *).

*) Vergl. Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser, von Hoffmeister, Th. 1, S. 1 u. 4.

Unſeres Dichters Vater war ein Sohn Friedrich Georg Goethe's aus zweiter Ehe; er wurde am 31. Juli 1710 geboren und erhielt in der Taufe denſelben Namen, wie Schiller's Vater, Johann Caſpar. Seine Jugend brachte er auf dem Gymnaſium zu Coburg zu, und legte dort einen guten Grund in ſprachlichen und anderen Kenntniſſen. Dann widmete er ſich auf der Univerſität zu Leipzig der Rechtswiſſenſchaft und promovirte zu Gießen. Seine mit Ernſt und Fleiß geſchriebene Diſſertation: Electa de additione hereditatis fand Anerkennung bei den Juriſten. Im dreißigſten Jahre machte er eine Reiſe nach Italien, die ihm für ſein ganzes künftiges Leben zur erheiternden Erinnerung gereichte*). Nach Hauſe zurückgekehrt, wollte er, um ſich zum Dienſte der Stadt zu befähigen, eines der ſubalternen Aemter übernehmen und ohne Beſoldung führen, wenn es ihm ohne Ballotage übertragen würde. Als man ihm dieſe Auszeichnung, die freilich weder geſetzlich noch herkömmlich war, verweigerte, gerieth er in Aerger und Mißmuth; und, um es ſich ſelbſt unmöglich zu machen, je eine öffentliche Stelle anzunehmen, verſchaffte er ſich von Carl VII. den Charakter eines kaiſerlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheiß und den älteſten Schöffen in gleichen Rang erhob und ihn daher nicht füglich mehr von unten

*) Es hat ſich ein Brief von Joh. Caspar Goethe erhalten, datirt Palmada ex Contumacia 20. Jan. 1740, welcher den Beginn der Reiſe ſchildert, die auf des Sohnes Entwickelung keinen unbedeutenden Einfluß haben ſollte. S. Briefe an und von Merck, herausgeg. von Dr. K. Wagner (Darmſtadt 1838), S. 1 u. ff.

anfangen ließ. Derselbe Gedanke bewog ihn, sich um die älteste Tochter des Schultheißen, Catharina Elisabetha Textor, zu bewerben. Vielleicht wäre er, ohne diesen Beweggrund, in seiner schroffen Abgeschiedenheit, unverehelicht geblieben; denn er hatte schon das achtunddreißigste Lebensjahr erreicht, als er um die Hand des siebenzehnjährigen Mädchens anhielt.

Nach der Verheirathung, die am 20. August 1748 stattfand, setzte er seine abgeschlossene Lebensart fort, und trat nicht einmal mit anderen Zurückgezogenen, deren es mehrere zu Frankfurt gab, in nähere gesellschaftliche Verbindung. Der Dichter hat die Meinung geäußert, sein Vater möge wohl auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, sich einen Begriff von eleganterer und liberalerer Lebensweise entwickelt haben, als er sie unter seinen Mitbürgern vorfand. In dieser Abgeschiedenheit nun bildete sich seine Eigenthümlichkeit immer schroffer heraus.

Er war ein Mann von geradem und rechtschaffenem, aber störrischem und eigensinnigem Charakter, der Welt gegenüber und besonders gegen Vornehme stolz und zurückhaltend, im Hause nicht frei von herrischer Laune, fest in seinen Grundsätzen, ordnungsliebend, geregelt und folgerecht in all' seinem Treiben, ausdauernd in Neigung und Abneigung, eine durchaus achtungswerthe, wenn gleich nicht gerade anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben ausgestattet; aber er ersetzte vieles Fehlende durch eisernen Fleiß und Anhaltsamkeit. Bis in seine späteren Jahre war er von regem Fortbildungstriebe beseelt, und was er erlernt und sich angeeignet hatte, theilte er im

Kreise der Seinigen gern mit, obwohl er sonst lakonisch in seinen Aeußerungen war. Im Religiösen scheint er ziemlich freidenkend gewesen zu seyn. An der Literatur nahm er mäßigen Antheil, wärmern an Musik und Malerei. Wer mit unsers Dichters Wesen auch nur oberflächlich bekannt ist, weiß, wie unähnlich dieser in manchen Zügen dem hier skizzirten Charakterbilde war. Doch läßt sich nicht verkennen, daß bei ihm in späterm Lebensalter mehrere Charakterzüge des Vaters immer entschiedener hervortauchten, wogegen in früheren Jahren die Aehnlichkeit mit der Mutter überwog.

In Bau und Haltung des Körpers hatte Johann Caspar Goethe viel Uebereinstimmendes mit dem Sohne. Die „Gedenkblätter an Goethe" *) enthalten sein Bildniß, nach einem Medaillon und einem Bilde in Lavater's physiognomischen Fragmenten gezeichnet, wonach auch sein Kopf an den des Sohnes erinnert. Lavater begleitet sein Portrait mit der Bemerkung: „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, Alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes."

Wir verfolgen seine Lebensgeschichte nicht weiter, da wir in der des Sohnes vielfach auf ihn zurückkommen werden, und lassen ihn nur noch, ehe wir einstweilen von ihm scheiden, selbst zum Leser sprechen, indem wir einen Brief von ihm an den dänischen Consul Schönborn in Algier, datirt Frankfurt den 24. Juli 1776, hier mittheilen:

*) Erschienen zu Frankfurt a. M. 1846.

„Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. Oct. 1775
n Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des
Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr
chs Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und ist seine
Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war
amals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach
Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie
ies aneinanderhängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund,
as diesen Singularen Menschen betrifft, interessant seyn mögte.
ch fange von Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der
erzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf
er vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach,
o er sich mit der Darmstadt. Prinzessin Louise vermählt
atte, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem
ungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar einge-
aden, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den ver-
angenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die
ortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten
Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten
Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in
der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden
machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doctor kennen
lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine
Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn end-
lich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme
im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da
sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmög-
lichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch

wegen deſſen itzigen Amtsgeſchäften in dieſer Correſpondenz ablöſen und vertreten. Sie ſollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch ſeine kleine Schriften (alter Colomosius womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur ſchätzt, ſondern ſie auch nach Verdienſt belohnt, ſo dürfte ſeine Reſidenz in kurzen der Sammelplatz vieler ſchönen Geiſter ſeyn, z. B. iſt daſelbſt der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird ſich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz iſt ingleichen ſeit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meiſten wundern wird, iſt, daß ſich der Doctor mit Wieland ausgeſöhnet und nun auf dem freundſchaftlichſten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofrath Schloſſer in Emmending betrift, kan er mit Druckſchriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatiſchen Theologen gar nicht anſtehen, weil han eben dieſe Schwarzen Männer mit weiſen Krägen den zweiten Theil ſeines Landkatechismus nach ihrer dogmatiſchen Lehrart nicht geſtellet fanden, und daher den welt. Arm zur Conſiscation reizten. Er kam auch erſt mit ſeinem Anti-Pope zum Vorſchein u. ſ. w.

Hactenus Goethe Pater.“

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Diese heitere Verzichtleistung des Dichters auf Originalität führe uns hinüber zu seinen Vorfahren mütterlicher Seite, bei denen wir indeß nur bis zu den Großeltern zurückgehen, da über den „Urahnherrn" und die „Urahnfrau" uns Nachrichten fehlen. Der Großvater, der ihm als Pathe seine Vornamen gegeben, Johann Wolfgang Textor, war getauft den 12. Dec. 1693 und starb den 8. Febr. 1771. Sein Bild in den jüngst zu Frankfurt erschienenen „Gedenkblättern von Goethe" zeigt uns einen stattlichen Mann mit der gewichtigen goldenen Kette und Medaille, die er von der Kaiserin Maria Theresia erhalten hatte,*) in einer Perrücke mit 8 Etagen, hochstirnig mit etwas abwärts gebogener Nase, und enger geschlitzten Augen, als wir sie an Goethe's Bildern sehen. Dieser schildert uns den Großvater als einen würdevollen, etwas einsylbigen, immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein durchaus sanftes und geregeltes Leben führte. Ein Tag spann sich ihm wie der andere ab. Morgens fuhr er auf's Rathhaus, speis'te nach seiner Rückkehr,

*) Goethe's Werke, Bd. 20, S. 51 (Ausg. in 40 Bd.).

Mutter Goethe's durchaus nicht reich. Sie fühlte ihr ganzes Daseyn mit ihrer Vaterstadt so innig verwachsen, daß sie auch nach ihres Gatten Tode, wo sie sich ohne nahe Angehörigen ganz allein fand, zu einer Uebersiedelung nach Weimar sich nicht entschließen konnte. Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1794, wo die Kriegsverhältnisse sich auch für die Gegend von Frankfurt so drohend gestalteten, er habe ihr wiederholt einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten, aber sie habe keine Sorge für ihre Persönlichkeit gefühlt; „sie bestärkte sich," fügte er hinzu, „in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zu rechter Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt; weßhalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Im J. 1795 verkaufte sie, auf Antrieb ihres Sohnes, den wohlbestellten Keller, die in manchen Fächern vortreffliche Bibliothek, eine Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, Kupferstiche, Landcharten, Alterthümer und sonst Mancherlei, und zuletzt schlug sie noch die überflüssigen Hausgeräthe in einer Auction los und verkaufte das Haus, um ein schönes Quartier an der Hauptwache miethweise zu beziehen, wo sie die Zeil gerade hinaufschaute und an zerstreuendem Anblick keinen Mangel haben konnte. Im J. 1796 mußte sie, beim Bombardement von Frankfurt, das einen Theil der Judenstadt in Asche legte, auf eine Zeit lang nach Offenbach flüchten, nachdem sie ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller gerettet, kehrte aber, sobald es anging, in ihre geliebte Wohnung an der Hauptwache zurück. Sie starb am 13. Sept. 1808 in ihrem 78sten Lebensjahre.

Dieſem äußerlich ſo einförmigen Daſeyn fehlte es aber nicht an der mannichfaltigſten Belebung und Anregung. Sie baute ſich früh durch Lectüre und lebendige Thätigkeit ihrer Phantaſie eine reiche innere Welt aus. Goethe erzählt ſelbſt von ihren früheren Jahren: während die lebhafte nächſtjüngere Schweſter in der Nachbarſchaft umhergeſtrichen ſey, um ſich dort verſäumter Kinder anzunehmen, ſie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, habe ſeine Mutter ſich, in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Leſen eines Buches gefallen. Ihre erſte Liebe hatte, wenn wir Bettinen's Mittheilungen darüber trauen dürfen, einen ſehr romantiſchen Charakter; ſie galt keinem Geringern, als dem Kaiſer Carl VII., der im J. 1745, kurz vor ſeinem Tode, noch einmal Frankfurt beſuchte. Alles war dort voll Begeiſterung über die große Schönheit des Kaiſers, deſſen Unglück das Intereſſe für ihn noch erhöhte. Am Charfreitage ſah ſie ihn im langen ſchwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und ſchwarz gekleideten Pagen die Kirchen beſuchen. „Himmel, was hatte der Mann für Augen!“ ſo ſprach ſie ſich als Greiſin zum erſten Male in ihrem Leben über dieſe früheſte Liebe gegen Bettinen aus; „wie melancholiſch blickte er unter den geſenkten Augenwimpern hervor! Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern, und legte ſein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder empor ſah, war mir's alle Mal wie ein Donnerſchlag in der Bruſt. Da ich nach Hauſe kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweiſe; es war, als ob Bett, Stuhl und Tiſch nicht mehr an dem gewohnten Orte

ſtünden. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein, ich ging an's Fenſter und ſah hinaus auf die dunkeln Straßen, und wie ich die Leute in der Stube von dem Kaiſer ſprechen hörte, da zitterte ich wie Eſpenlaub. Am Abende in meiner Kammer, da legte ich mich vor meinem Bette auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Bruſt geöffnet wäre. Meine Schweſter, die ihn enthuſiaſtiſch pries, ſuchte jede Gelegenheit, ihn zu ſehen; ich ging mit, ohne daß es Einer ahndete, wie tief es mir zu Herzen gehe. Ein Mal, da der Kaiſer vorüberfuhr, ſprang ſie auf einen Prallſtein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er ſah heraus, und winkte freundlich mit dem Schnupftuche. *) Sie prahlte ſich ſehr, daß der Kaiſer ihr ſo freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe; denn im Vorüberfahren ſah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu ſehen, ereignete ſich Etwas, was ich mir als ein Zeichen ſeiner Gunſt auslegen konnte; und am Abende in meiner Schlafkammer kniete ich alle Mal vor meinem Bette, und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitage in der Kirche geſehen hatte; und dann überlegte ich, was mir Alles mit ihm begegnet war. Und ſo baute ſich ein geheimes Liebesverſtändniß in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnde; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforſcht, da er jetzt öfter durch unſere Gaſſe fuhr, wie ſonſt, und alle Mal heraufſah nach den

*) Vergl. Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) Bd. 20, S. 45.

Fenstern, und mich grüßte. O wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust." Dann erzählte sie noch, wie sie eines Tages, als der Kaiser offene Tafel hielt, sich auf die Gallerie des Festsaales durchgedrängt und der Kaiser bei einem Trunke, womit er den anwesenden Fürsten Bescheid that, ihr zugenickt habe. Am andern Tage reiste er ab; es war am 17. April, der Morgen fing eben an zu grauen, da hörte sie mehrere Posthörner blasen. Sie sprang aus ihrem Bette, fiel vor übergroßer Hast in die Mitte der Stube, und verletzte sich am Knie; aber sie achtete es nicht und eilte an's Fenster. In diesem Augenblicke fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach dem Fenster, ehe es aufgerissen ward, er warf ihr Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuche, bis er die Gasse hinaus war. „Von der Zeit an," fügte sie hinzu, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschifft habe, und eben im Begriffe bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an."

Ihren Gatten hatte sie, wie sie Bettinen gestand, ohne bestimmte Neigung geheirathet, obwohl er ein schöner Mann war; sie wußte sich aber vortrefflich in die Schroffheit seines Charakters zu fügen. Nachdem sie Mutter geworden, erblühte ihr, besonders in dem Erstgeborenen, mit jedem Jahre eine reichere Fülle des Glückes, worüber unsere Biographie später ausführlicher berichten wird; und als der Ruhm ihres Sohnes sich mit Einem Male in alle Welt verbreitete, belebte sich die bisherige Stille des Familienkreises durch den Besuch

bedeutender und geistvoller Männer. Aber auch nachdem ihr Wolfgang durch den Herzog von Weimar ihr entzogen worden war, blieb ihre Wohnung, von Goethe's Verehren Casa santa genannt, fortdauernd eine Wallfahrtsstätte interessanter und ausgezeichneter Menschen. Wieland, Merck, Bürger, die Frau von Stael, der Coadjutor von Dalberg, der Herzog Carl August und andere fürstliche Herren und Geistesoptimaten kamen, um Goethe's Mutter kennen zu lernen; und alle fühlten sich von der lebensheitern, gemüth- und geistreichen Frau so sehr angezogen, daß sie gern wiederkamen. „Ich habe die Gnade von Gott," schrieb sie selbst in einem Briefe an die Baronin von Stein (14. Nov. 1785), „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisire Niemanden, — suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Jene zahlreichen Besuche vornehmer und berühmter Personen machten ihr große Freude. „Ich bin doch viel glücklicher, als die Frau von Recke," schrieb sie an den Sohn der eben genannten Baronin, Friedrich von Stein. „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, zu mir kommen sie alle in's Haus, das ist ungleich bequemer, — ja, ja, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlafe." Einen anziehenden Einblick in ihren behaglich

heitern und freien Verkehr mit ſolchen Gäſten gewährt ein Brief an Friedrich von Stein, den ſie nach einem ihr abgeſtatteten Beſuche (am 20. Oct. 1785) an ihn richtete. „Mein lieber Cherubim, Ihre glücklich abgelaufene Reiſe und die ausführliche Beſchreibung davon hat mich ſehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergeſſe aber meinen lieben Pathen eben ſo wenig — Alles erinnert mich an ihn — die Birn', die ihm früh Morgens ſo gut ſchmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach ſo ſchön aufteckten ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Puddergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis à vis bei Tiſche, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Meſſe jagte, und wie wir uns im Schauſpiele wieder zuſammenfanden, und das nach Hauſeführen, — und dann das Duodrama im Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greinelb und die Marie das Auditorium vorſtellten — das war wohl immer ein Hauptſpaß!"

Lebte ſie, nach ſolchen Beſuchen, wieder ſtill für ſich, ſo genoß ſie ihres Daſeyns nicht minder glücklich; ſie konnte dann, wie ſie an Fritz von Stein ſchreibt, ihre Steckenpferde deſto ruhiger galoppiren laſſen. „Ich habe deren vier," fügte ſie hinzu, „wo mir eins ſo lieb iſt wie's andere; und ich oft nicht weiß, welches zuerſt an die Reihe ſoll. Einmal iſt's brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt und eine kindiſche Freude darüber habe; dann kommt das Clavier; dann das Leſen; und endlich das lange aufgegebene und

dann immer wieder hervorgesuchte Schachspiel." Sie hätte noch ihre große Liebhaberei für's Theater hinzusetzen können, wovon ihre Briefe an vielen Stellen zeugen. Und wie für das Schauspiel, so interessirte sie sich auch lebhaft für ausgezeichnete Schauspieler, besonders für C. W. Unzelmann (geb. 1753, gest. 1832), zu welchem sie, nach den von Dorow mitgetheilten Briefen zu urtheilen, in einem sehr innigen Freundschaftsverhältnisse gestanden haben muß. Ihre Correspondenz mit demselben trägt stellenweise das Gepräge einer enthusiastischen Zuneigung, und läßt erkennen, woher der Dichter von Werther's Leiden die Lebhaftigkeit und das Feuer seiner Empfindungen geerbt hat *).

Ueberhaupt war alles Feine, Edle, Geistreiche, Humoristische, was wir in Goethe finden, alle Gemüthstiefe und Poesie in dem Charakter seiner Mutter vorgebildet, während er vom Vater her nur einige Charakterzüge gröberer Art, wenn ich so sagen darf, z. B. die strenge Ordnungsliebe, das ökonomische Talent, die Gravität, die er in späteren Jahren zeigte, überkommen hatte. Ein ähnliches Mischungsverhältniß fand sich in Goethe's Aeußerem. Die „Statur," die Körperhaltung, zumal in seinem Mannes- und Greisenalter, die äußeren Gesichtsumrisse waren ihm vom Vater angestammt, wogegen die zarteren Lineamente, worin sich die Geistes- und Gemüthseigenthümlichkeit am feinsten abspiegelt, der eigentliche Gesichtsausdruck eine Erbschaft von Seiten der Mutter war. In einem Briefe an Fritz von Stein gibt sie selbst eine

*) S. z. B. den Brief vom 16. März 1788 in den Reminiscenzen von Dorow, S. 135 f.

Beschreibung ihres Aeußern in folgender Stelle: „Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, — habe braune Augen und Haare, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden." Ihr Bild in den „Gedenkblättern von Goethe" zeigt eine heitere, klare Stirne, einen offenen, freien Blick; das ganze Gesicht drückt Heiterkeit, und freundlichen Humor aus; und dabei spielt eine gewisse gutmüthige Schalkheit um Mund und Auge.

In ihrem Charakter begegnet uns ein besonderer Zug, der sich auf den Sohn ganz entschieden fortpflanzte, nämlich eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Eindrücken, welche sie in allen Lebenslagen möglichst zu entfernen suchte. Ohne Zweifel leitete sie dabei ein mehr oder weniger dunkles Gefühl, daß sie bei der großen Reizbarkeit ihres Gemüthes alle starken Schläge von sich abwehren müsse, wenn sie nicht darunter zu Grunde gehen sollte. Es wird von ihr erzählt, sie habe beim Miethen einer Magd oder eines Bedienten unter Anderm folgende Bedingungen zu stellen gepflegt: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sey es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorfällt.

Ich mag ein für alle Male nichts davon wiſſen. Geht's mi
nah an, ſo erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht'
mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Soga
wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, ſo will ich'
auch da nicht früher wiſſen, als ich's eben wiſſen muß." S
wagte denn auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit Goethe'
im Jahre 1805 Niemand aus ihrer Umgebung in Frankfu
der Gefahr, worin der Entfernte ſchwebte, zu erwähnen. Er
als er in völliger Beſſerung begriffen war, brachte ſie ſelb
das Geſpräch auf ihn und ſagte zu ihren Freundinnen: „Ic
hab' halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davo
geſagt und ſagen wollen, wie es mit dem Wolfgang ſo ſchlec
geſtanden hat. Jetzt aber mögt ihr ſprechen; jetzt geht e
beſſer. Gott und ſeine gute Natur haben ihm geholfen. Jet
kann wieder von dem Wolfgang die Rede ſeyn, ohne daß e
mir, wenn ſein Name genannt wird, einen Stich in's Her
gibt." — „Wäre Goethe," ſetzte die Freundin hinzu, welche
Falk dieſe Mittheilung verdankte, „wäre Goethe damals ge
ſtorben, auch dann würde dieſes Todesfalles im Hauſe ſeine
Mutter ſchwerlich von uns Erwähnung geſchehen ſeyn; wenigſten
nur mit ſehr großer Vorſicht, oder von ihr ſelbſt dazu aufgefor
dert, würden wir dieß gewagt haben, weil, wie ich ſchon bemerkt
es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, oder Grundſatz
wo nicht beides war, allen heftigen Eindrücken und Erſchütterun
gen ihres Gemüthes, wo ſie nur immer konnte, auszuweichen."

Daraus erhellt, wie wir es zu nehmen haben, wenn ſi
an Friedrich von Stein ſchreibt: „Die Ruhe, die Ruhe iſ
meine Seligkeit! Und da ſie mir Gott ſchenkt, ſo genieße ic

sie mit Danksagung." Nicht körperliche Ruhe ist gemeint; an häuslich-weiblicher Thätigkeit ließ sie es bis in ihr hohes Alter nicht ermangeln; aber sie suchte ihr Gemüth stets in einem sanften Gleichgewichte zu erhalten, wozu eine geregelte Beschäftigung, eine gewisse Tagesordnung besonders beitrug. „Ordnung und Ruhe," schreibt sie selbst an den jungen Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."

So bewahrte sie ihre innere Zufriedenheit, und wie die Menschen, die mit sich selbst in Frieden leben, Andere mild und läßlich zu beurtheilen pflegen und an fremdem Glücke Theil nehmen, so sehen wir auch sie, ganz nach der spätern Weise ihres Sohnes, einen Jeden in seinem Kreise „gewähren lassen," Jedem sein Glück gönnen und es still betrachtend mitgenießen. „Unsere freien Reichsbürger," meldete sie dem jungen Stein, „essen, trinken, bankettiren, musiciren, tanzen und erlustigen sich auf allerlei Weise — und da sie das freut, so gesegne es ihnen Gott!" — „Fröhlichkeit," schreibt sie ein ander Mal an denselben, „ist die Mutter aller Tugenden, wie Götz von Berlichingen sagt — und er hat wahrlich Recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen, und trägt Alles in seinem Wirkungskreise dazu bei." In dieser Sinnesart bezeigte sie

auch bei manchen freieren Scherzen des Sohnes in seinen Kn
benjahren, wo der Vater mit strenger Rüge eingetreten se
würde, eine mütterliche, liebende Nachsicht, oder ging gar wo
in dieselben ein. Sie sagte zuweilen in scherzhafter Laun
weil sie so früh geheirathet hatte und erst achtzehn Jahre a
Mutter geworden war: „Ich und mein Wolfgang haben un
halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil w
Beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und se
Vater aus einander gewesen sind.“ Auch später noch, erzäh
Falk, als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rathe d
Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschä
ten eines Anwaltes unterzog, verhüllte die Mutter Manche
mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so fr
hätte hingehen lassen. In demselben Grade, wie der etwa
mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutte
sie gelegentlich zuzudrücken. Junge Autor-Manuscripte wurde
für Acten ausgegeben, und manche kleine Einladung zu einen
unschuldigen Gartenpiknik mit jungen lustigen Leuten seine
Schlages ward, wenn der Vater darnach fragte, in ein Hand
billet von diesem oder jenem Clienten verwandelt. Sie verlo
auch zu ihrem Wolfgang keinen Augenblick das Vertrauen,
wenn auch sein Verhalten wohl einmal räthselhaft war, un
selbst damals nicht, als er gegen alle seine Freunde schweig
sam wurde, und Jedem kalt erschien. „Daß mein Sohn gegen
seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht,“ schrieb sie
während seines ersten Aufenthalts in Italien an Stein; „aber
stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt
versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem

Herzen und ganzer Seele daran hing, — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können."

Mochte nun auch Goethe, über den „tausend Geistern, die sich um ihn stritten," zu Zeiten wohl einmal selbst der geliebten Mutter weniger gedenken, so trug sie ihn dagegen fortwährend und lebenslang im innersten Herzen, und erfüllte mit den Jahren immer mehr und mehr ihre ganze Seele mit dem Bilde ihres Wolfgang. Und so gereichte es ihr denn gegen das Ende ihres Lebens noch zum höchsten Genusse, daß sie damals ein eben erst dem Kindesalter entwachsenes geniales Mädchen um sich hatte, welches an ihrem Sohne in schwärmerisch phantastischer Liebe hing, und nur in ihm lebte. Bettina Brentano, die Schwester des Dichters Brentano, und die nachherige Gattin Achim's von Arnim, war ihr eine unversiegbare Quelle der lebendigsten Unterhaltung über den Liebling ihres Herzens. Es ist ein großer Beweis für ihre Fähigkeit, sich in die verschiedensten Charaktere zu fügen, daß sie, die kerngesunde, von aller Ueberspanntheit entfernte Frau, sich mit dem in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzten, leidenschaftlich aufgeregten Wesen vertrug. Sie duldete Bettinen's wunderliche Grillen um so eher, als sie mit ihr in der herrschenden Empfindung ihrer Seele, in der Begeisterung für Goethe, zusammentraf. Stundenlang konnten sie Abends zusammensitzen und über den Geliebten plaudern, indem Bettine ihren enthusiastischen Gefühlen für ihn freien

Lauf ließ, und die Mutter allerlei Züge aus seinen Kinder
und Jünglingsjahren erzählte. War das Mädchen entfern
so empfand die Mutter eine große Leere. „Ich habe m
meine Feder frisch abknipsen lassen," schrieb sie ihm a
14. März 1807, „und das vertrocknete Dintenfaß bis obe
vollgegossen; und weil es denn heute so abscheulich Wetter is
so sollst Du auch gleich eine Antwort haben. Liebe Bettin
ich vermisse Dich sehr in der bösen Winterzeit; wie bist D
doch im vorigen Jahre so vergnügt dahergesprungen kommen
Wenn's kreuz und quer schneite, da wußt' ich, das war so ei
recht Wetter für Dich; ich brauchte nicht lange zu warten, s
warst Du da. Jetzt guck' ich auch immer noch aus alter Ge
wohnheit nach der Ecke von der Katharinenpforte; aber D
kommst nicht, und weil ich das ganz gewiß weiß, so kümmert'
mich. Es kommen Visiten genug, das sind aber nur so Leute
visiten, mit denen ich nichts schwätzen kann."

Noch eine interessante Mittheilung aus ihren letzten Lebens-
jahren hat uns Falk aufbewahrt. Sie war einige Wochen
hindurch von den Beschwerden des hohen Alters schmerzlich
geplagt worden; da sagte sie einer Freundin, die sich nach
ihrem Befinden zu erkundigen kam: „Gottlob! nun bin ich
wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen
hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und
habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein Kind,
das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt'
ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst
recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme Dich, alte
Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den

Wolfgang dazu, mußt', wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit Dir vorstellen, daß Du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott Dir ein Kreuz auflegt? Willst Du denn immer auf Rosen gehen, und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Ueber ihren Tod berichtet Bettine an Goethe: „Im September wurde mir in's Rheingau geschrieben, die Mutter sey nicht wohl. Ich beeilte meine Rückkehr; mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus. Als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben? Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe (von jenem Fall bei der Abfahrt des Kaisers) gesammelt. Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen, mit diesen kaiserlichen Specialien von Lorbeer, Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh' das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus seyn. Sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wann ich wieder kommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bette. Sie sagte: Heute lieg' ich wieder zu Bett, wie damals, als ich kaum sechszehn Jahre alt war an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte

und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten; denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Sie sprach noch ein paar Worte von Dir, und daß ich nicht aufhören solle, Dich zu lieben; und ihrem Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage darauf am Abende, wo ein Concert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird. Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbilde von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmuthiger Gegend, abgemalt ist. Am andern Morgen war sie nicht mehr; sie war nächtlich hinübergeschlummert."

Das anschaulichste Charakterbild dieser merkwürdigen Frau würden wir unseren Lesern vorführen können, wenn uns der Raum gestattete, hier eine Auswahl aus ihren Briefen folgen zu lassen. Viele derselben, und vielleicht die interessantesten, sind noch nicht an's Licht gefördert. Sie führte eine sehr lebhafte Correspondenz nicht bloß mit ihrem Sohne, sondern auch mit der Herzogin Amalie, dem Fräulein von Göchhausen, Wieland und andern Weimaranern. Für Wieland, der sie und Merck als Pathen eines ihm 1778 geborenen Sohnes in's Kirchenbuch hatte schreiben lassen, für die Herzogin Amalie und ihren Hof war die Ankunft eines ihrer Briefe

ein frohes Ereigniß. „Von Frau Aja*),“ schreibt Wieland an Merck den 15. Februar 1778, „habe ich, seit ich wieder hier bin, keine Zeile, das mich schier wundert, weil ich doch auf meinen von hier aus an sie geschriebenen Brief ein — Victoria! da eben langt eine gar schöne Epistola von ihr an. Nun nichts weiter!“ Am 25. Januar 1779 schreibt er: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Dir oder Mutter Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe.“ Und in einem Briefe vom Mai 1780 heißt es: „Ich hab inzwischen von Frau Aja einen großen Brief bekommen, der mich auf etliche Tage guter Laune gemacht. Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben;**) und dem Himmel sey Dank, daß

*) In seiner Selbstbiographie sagt Goethe, wo er von dem Besuche der Grafen von Stolberg in seinem älterlichen Hause erzählt: „Nicht anders als Frau Aja ward sie (seine Mutter) genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantasiereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.“

**) Man vergleiche damit, was Bettine an Goethe schreibt: „So entfernt Du auch warst, und so lange Zeit auch: Du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker Deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges

es auch hier einige gibt, die werth sind, unter ihrer Fahne zu dienen.“ Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse unserer kleinen Skizze ihres Charakters, wenigstens einen ihrer originellen Briefe an die Herzogin Amalie mitzutheilen:

Frankfurt, am 22. Oct. 1782.

Durchlauchtigste Fürstin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und Alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, — was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit gerathen, — die theuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt nach deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sey Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. — Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und Beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis in's Unendliche fortführen — könnte sagen, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke,

Beispiel, wie Du aufzunehmen seyst. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blicke und Tone, daß in diesen auch meine Welt anfing lebendigere Farben zu empfangen.“

welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen, ließen sich hier noch anführen — aber der Witz, der Witz! den hab' ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! — Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich ganz umgekehrt — doch, da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle ist, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht, wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht, und gar nicht dran gedacht, daß es anders seyn könnte; so kommt man am Besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (Alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ungefähr aus Obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren Humor beibehält, und Alles thut, um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel, daß weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Noth mit der guten Frau. Zumal da Herr Tabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möcht' ich sehen, der Courage hätte, einem mit schwarzem Blute

zu incommodiren. — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu Paaren — Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, Alles lachte sich die Galle vom Herzen. — Diese Woche sehen wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein; alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihro Durchlaucht Befehl in Unterthänigkeit befolgt — von meinem Seyn und Nichtseyn wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich zu fernerer Huld und Gnade und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin

Dero

unterthänigst treugehorsamste Dienerin

Goethe.

Zweites Capitel.

Die fünf ersten Lebensjahre: Züge aus der frühesten Kindheit. Das älterliche Haus. Einfluß der Mutter, des Vaters, der Großmutter. Puppenspiel.

Aus einem so tüchtigen Stamme entsprossen, wie wir im vorigen Capitel kennen gelernt, erblickte am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, unser Dichter, Johann Wolfgang Goethe, das Licht der Welt. Was er über die seinen Lebensanfang begleitenden Umstände in der Selbstbiographie berichtet hat, verdankte er größtentheils der

Nachrichten, die ihm Bettine aus dem Munde seiner Mutter zukommen ließ. Wir lassen die begeisterte Verehrerin des Dichters selbst reden. „Deine Mutter," so meldete sie Goethe'n, „war damals achtzehn Jahre alt, und ein Jahr verheirathet; hier bemerkte sie, Du würdest wohl ewig jung bleiben, und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest.*) Drei Tage bedachtest Du Dich, ehe Du an's Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Noth aus dem eingeborenen Wohnorte trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bette; als Du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: „Räthin, er lebt! „„Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde!"" sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndicus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohle der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung,

*) Napoleon's Mutter hatte ihren größten Sohn ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre geboren. Mit Beziehung darauf sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann (II, 270): „Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob Jemand der Erste oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Aeltern ist gezeugt worden."

daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „„Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohlthat,““ sagte Deine Mutter.“

Aus seinem dritten Lebensjahre erzählte die Mutter Bettinen: „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön seyn. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen, und schrie: Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden! Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ich ihn über die Unart befragte; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.“

„Zu der kleinen Schwester Cornelia,“ so lautet die weitere Erzählung der Mutter, „hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu, und wollte sie allein nähren und pflegen, und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen, als zum Weinen zu bringen.“

Einen andern Zug aus seiner Kindheit, den er selbst in seiner Biographie anmuthig ausgeschmückt hat, berichtet Bettine in folgender Weise: „Die Küche im Hause ging auf die Straße. An einem Sonntage Morgen, da Alles in der Kirche war, gerieth der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute, und die Nachbarn, die es ergötzte (Goethe nennt drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein), ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen;

da war er eben fertig und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte gleichfalls."

Wir richten nun unsern Blick auf das älterliche Haus, worin der Knabe in den ersten Lebensjahren heranwuchs. In diesen Jahren ist das Haus dem Kinde eine Welt, zumal dem städtischen Kinde. Wohl ihm, wenn seine Wohnung nicht zu beschränkt ist, nicht zu modern einförmig, wenn sie der Einbildungskraft, dem Ahnungsvermögen etwas bietet, wenn sie einen Blick in eine herzerweiternde Ferne gestattet, in Garten- und Hofräumen Platz zu freier Bewegung gewährt. Nur das Letzte fehlte Goethe's älterlichem Hause; die Häuser vom Roßmarkte her hatten sich so große Gärten und Hintergebäude zugeeignet, daß dem Goethe'schen Hause nur ein ziemlich beschränkter Hofplatz *) blieb, der durch eine hohe Mauer von den anschließenden Paradiesen abgesondert war. Um sich für diesen Mangel einigermaßen zu entschädigen, unterhielt man einige Gewächse vor dem Fenster eines Zimmers im zweiten Stocke, welches man daher das Gartenzimmer nannte. Hier war des Knaben Lieblingsaufenthalt, und hier empfing sein junges Herz tausend Eindrücke, die durch das ganze Leben nachklangen. Wenn er dort zu Frühlings- und Sommerszeiten die aufgegebenen Lectionen lernte, so blickte sein Auge oft sehnsüchtig vom Buche über die schönen Nachbarsgärten, über Stadtmauern und Wälle weg, in die fruchtbare Ebene

*) Eine Zeichnung des Hofes von Dr. Rösel in Berlin ist von Rabe sauber geätzt worden.

hin, die sich nach Höchst zieht. In diesem Zimmer *) beobachtete er die Gewitter, hier weidete er sich am Glanze der untergehenden Sonne. Und wenn er dann die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen, die Kegel fallen hörte, so erregte dieß früh in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden ahnungsvollen Sehnsucht.

Auch das Innere des alten, winkelhaften, an vielen Stellen düstern Hauses, war geeignet, Ahnungen und Schauer in kindlichen Gemüthern zu wecken. Es bestand eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke hatte man durch Stufen ausgeglichen. Ein Lieblings-Tummelplatz des jungen Goethe und seiner Schwester Cornelia war die untere geräumige Hausflur, mit einem großen vogelhauerartigen hölzernen Gitterwerke, Geräms genannt, neben der Thüre. Mit einem solchen Geräms waren viele Frankfurter Häuser versehen; die Frauen saßen darin nähend und strickend, die Köchin las dort ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen sich aus demselben, und so kamen auch die Kinder hier mit den Nachbarn in Verbindung, wie sich denn die Bekanntschaft mit den oben erwähnten Brüdern von Ochsenstein ebenfalls hier angeknüpft hatte. Aeußerlich erinnerte das Goethe'sche Haus, gleich den meisten damaligen Häusern

*) Eine Abbildung desselben s. vor dem ersten Theile von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (Berl. 1835).

Frankfurts, durch ſeine alterthümliche Bauart an die deutſche Vorzeit. Ueber dem Eingange ſtand das prophetiſche Symbol einer Lyra mit einem Sterne, das Goethe ſpäter in ſeinem Wappen führte.

Des Knaben erſte Wohnſtätte wirkte ſelbſt durch eine halbmythiſche Vorgeſchichte anregend auf ſeine Phantaſie. Das Haus lag, der goldenen Federgaſſe gegenüber, am ſogenannten Hirſchgraben. Erkundigte er ſich nun nach der Bedeutung dieſes Namens, ſo erzählte ihm die Großmutter, der Raum, wo das Haus ſtehe, habe ehedem außerhalb der Stadt gelegen, und ihre Straße ſey damals ein Graben geweſen, worin Hirſche unterhalten worden, weil, einem alten Herkommen gemäß, der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſ't habe. Der kleine Goethe vertiefte ſich dabei recht lebhaft in die Vorſtellung jener Zeiten, und hätte gar zu gern auch jetzt noch eine ſolche zahme Wildbahn in ſeiner Nähe gehabt.

Kehren wir nun von dem Hauſe zu ſeinen Bewohnern und ihrem Verhältniſſe zu dem Knaben zurück, ſo iſt vor Allen der Mutter zu gedenken, die ſich mit Recht einen bedeutenden Einfluß auf die Erregung ſeiner Einbildungskraft und die Entwickelung ſeiner Darſtellungsgabe zuſchrieb. „Denn einmal," ſagte ſie Bettinen, „konnte ich nicht ermüden zu erzählen, ſo wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Waſſer und Erde ſtellte ich ihm unter ſchönen Princeſſinnen vor; und Alles, was in der Natur vorging, dem ergab ſich eine Bedeutung, an die ich bald feſter glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erſt zwiſchen den Geſtirnen Straßen dachten, und daß wir einſt Sterne bewohnen, und welchen

großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblinges nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirne schwoll, und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Princessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher seyn, daß er bis dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verrieth; so hatte ich die Satisfaction, zum Genusse und Erstaunen

der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen; und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle. Diese schönen Abende, durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst bald verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran Theil nahm, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung."

Wie wir hier die Mutter mit feinem pädagogischem Instinct die Selbstthätigkeit des Kindes frühe wecken und unterhalten sehen, so wird sich uns später zeigen, daß der Vater gleichfalls schon beim Unterrichte des sieben- bis neunjährigen Knaben stets auf Erregung der Selbstthätigkeit hinzielte. Aber auch in den Jahren, wovon wir jetzt reden, wirkte er anregend auf den Sohn. Er hatte einen Vorsaal des Hauses mit werthvollen römischen Prospecten ausgeschmückt. Da konnte der Knabe täglich die Piazza del Popolo, das Colisco, den Petersplatz, die Peterskirche, die Engelsburg und Anderes sehen, was sich alles seinem Geiste tief einprägte. Und wie lakonisch auch sonst der Vater war, so ließ er sich doch manchmal auf eine Beschreibung dieser Gegenstände ein, die er einst auf seiner italienischen Reise mit so hohem Genusse betrachtet hatte. Bisweilen zeigte er auch eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung vor, welche er aus Italien mitgebracht; und so finden wir des Knaben Sinn in frühester Kindheit schon durch seinen Vater auf zwei Bahnen hingelenkt, die er später mit der entschiedensten Neigung verfolgen sollte. Daß der alte Goethe eine große Vorliebe für die italienische Sprache besaß

und italienischen Gesang und Clavierspiel in seinem Hause fleißig üben ließ, haben wir gleichfalls als einen glücklichen Umstand für seinen Sohn anzusehen, dessen Ohr dadurch zeitig für sprachlichen und musikalischen Wohlklang gebildet wurde. Den ersten Elementarunterricht scheinen ihm die Aeltern, und besonders der Vater ertheilt zu haben, der, wenn auch sonst einsylbig, doch lehrhafter Natur war, und bei seiner Zurückgezogenheit von Geschäften reichliche Muße dazu fand.

Die dritte bedeutende Person des Hauses, die auf des Knaben Geistesentwickelung förderlich einwirkte, war die Großmutter. Wenn die Unterrichtszeit zu Ende war, eilten die Kinder zu ihr und fanden in ihrem geräumigen Zimmer Platz zu allerlei Spielen. Die freundliche, sanfte Frau wußte sie immer mit diesem und Jenem zu beschäftigen, und erquickte sie dabei auch wohl mit manchem guten Bissen. Einen sehr tiefen, vielleicht durch das ganze Leben nachklingenden Eindruck machte sie auf das Gemüth des Enkels durch ein Geschenk, womit sie die Kinder am Weihnachtsabende des Jahres 1753 überraschte. Es war ein Puppenspiel, das, wie Goethe sagt, „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf." Die mächtige Bewegung, die es in dem Kopfe des Knaben hervorbrachte, ist in den ersten Kapiteln von Wilhelm Meisters Lehrjahren unübertrefflich dargestellt; und wir irren sicher nicht bei der Annahme, daß selbst das Detail dieser Darstellung aus Goethe's eigenen Erlebnissen geschöpft ist. Und so dürfen wir auch ohne Bedenken den kleinen Goethe an Wilhelm's Stelle versetzen, wenn dieser erzählt: „Ich weiß noch, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlich

lfigeſchenke, vor einer Thüre niederſitzen hieß, die aus
n anderen Zimmer hereinging. Sie öffnete ſich; allein
: wie ſonſt zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war
ḥ eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich
Portal in die Höhe, das von einem myſtiſchen Vorhange
eckt war. Erſt ſtanden wir von ferne, und wie unſere
gierde größer ward, um zu ſehen, was wohl Blinkendes
Raſſelndes ſich hinter der halb durchſichtigen Hülle ver-
en möchte, wies man jedem ſein Stühlchen an, und gebot
in Geduld zu warten. So ſaß nun Alles und war ſtill.
: Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe
zeigte uns eine hochroth gemalte Ausſicht in den Tempel,“
und nun führten die Puppen ein Schauſpiel auf, worin
zwerggeſtaltete Sohn Iſai den Rieſen Goliath mit ſeiner
euder erlegt. Recht charakteriſtiſch für den kleinen Zu-
ter, und ein Seitenſtück zu dem Aerger über den ver-
mten Schneider in dem Märchen der Mutter, der die
ceſſin heirathen ſollte, war der Verdruß, den er trotz
Freude am Stücke darüber empfand, daß ein ſo zwerg-
iges Männchen, wie David, die ſchöne Königstochter zur
ahlin erhielt. Wollen wir uns nun weiter lebendig ver-
)aulichen, wie durch dieſes Ereigniß die ganze innere Welt
jungen Goethe in Gährung gerieth und ſich eine geraume
hindurch alle Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens nach
r Richtung hinſtürzten, ſo brauchen wir nur in Wilhelm
ſter's Lehrjahren bis zum neunten Capitel fortzu-
, worin ohne Zweifel Goethe überall Selbſterlebtes zu
nde gelegt hat.

Dieses unschätzbare Geschenk der guten Großmutter aber gleichsam ihr letztes Vermächtniß. Den Winter nahm ihre Kränklichkeit fortwährend zu, und sie starb Ende des März 1754 *). Ihr Tod machte in mehr Hinsicht Epoche in dem Leben des Knaben. Bis dahin er fast ausschließlich auf das älterliche Haus beschränkt gew jetzt sollte sich ihm auch ein freierer Blick in die Vat und das Leben und die Zustände anderer Menschen au hatte bisher in der engen und einförmigen Umgebung vo schend seine Einbildungskraft thätig seyn müssen, um innere Welt zu bereichern, so stellte sich von nun an mannichfaltige, wechselvolle Wirklichkeit seinen Sinnen und an die Stelle der einsamen häuslichen Privatstunde eine Zeit lang der öffentliche Unterricht und der Verkel einer größern Anzahl von Altersgenossen. Ehe wir ab diese Veränderungen und die nächsten Veranlassungen de weiter eingehen, werfen wir noch einen flüchtigen B das durchlaufene erste Lebens-Lustrum unseres Dichters

In vielfacher Beziehung hatte das Schicksal den in dieser Zeit begünstigt. Ein Vater, der mancherl mühsam angeeignete, aber eben dadurch ihm stets bew zu Gebot stehende Kenntnisse besaß, und, wenn auch wortkarg, doch gern den Seinigen, was er wußte mochte, mitzutheilen pflegte; eine sehr junge ger phantasievolle Mutter, unerschöpflich in Erzähl

*) Die Kirchenbücher geben den 28. März 1754 als T Begräbnisses an.

Märchen, unerschöpflicher in Liebe und Zärtlichkeit für die Kinder; eine Großmutter, die mit ihrer schönen, hagern Gestalt, der immer weißen, reinen Kleidung, dem sanften Wohlwollen, dem ruhigen Dulden die Kinder wie ein halb schon dem Jenseits angehöriges Wesen, wie ein gütiger Genius anmuthete; eine jüngere Schwester, an welcher der Knabe schon früh die liebenden Kräfte seines Herzens übte; eine Umgebung, aus der alles Rohe und Gemeine verbannt war; eine gebildete sprachliche Athmosphäre, ein mit Liebe und Nachsicht ertheilter Elementarunterricht; häufige Gelegenheit, Musik zu hören; ein geräumiges Haus, das eine Aussicht in's Freie gewährte und durch mehrere zur täglichen Schau ausgehängte Kunstsachen den Schönheitssinn bildete und die Einbildungskraft anregte; — gewiß sind das Gaben des Glückes, deren Werth wir nicht gering anschlagen dürfen. Allein es kann uns nicht entgehen, daß diese Verhältnisse bei fernerer Dauer doch etwas Wesentliches hätten vermissen lassen, und daß, wenn der junge Goethe sich noch lange unter gleichen Einflüssen fortentwickelt hätte, sein Gemüth von einer gewissen Ungesundheit bedroht gewesen wäre. Die Beschäftigung der Einbildungskraft, die Anregung des Gefühles überwog in jener Zeit allzusehr die Anschauung des Wirklichen, die Uebung von Sinn und Verstand im nahen Verkehre mit Natur und Welt. Jenes sehnsüchtige Hinausblicken aus dem einsamen Zimmerchen auf die abgeschlossenen Nachbarsgärten und fernen Ebenen, die wunderbaren phantastischen Märchen der Mutter, die Beschreibung der Kunst- und Naturgegenstände entlegener Himmelsstriche aus dem Munde des Vaters, das Puppenspiel

der Großmutter — Alles war wie darauf berechnet, die Einbildungskraft des Kindes in eine ungemeſſene Aufregung zu bringen. Dieß hätte auf die Dauer dem Knaben ſchädlich werden müſſen, ſein Geiſt hätte, ſtatt mit kräftigen Bildern, ſich mit matten, luftigen Schemen gefüllt, wenn ihm nicht bald eine reichere Wirklichkeit zur Anſchauung wäre geboten worden. Auch war er bis dahin zu wenig mit gleichalterigen Kindern, namentlich mit Knaben in Berührung gekommen, deren Umgang ſich beſonders in früheren Jahren durch nichts Anderes erſetzen läßt. Das alles ſollte ſich aber nun ändern, und was dieſen wohlthätigen Wechſel herbeigeführt, liegt uns nun zunächſt ob zu berichten.

Drittes Kapitel.

Zweites Luſtrum: Umbau des Hauſes. Kurzer Beſuch einer öffentlichen Schule. Näheres Bekanntwerden mit der Vaterſtadt. Verkehr mit Malern. Wiederbeginn des häuslichen Unterrichtes. Exercitienheft. Drei Dialoge. Morgenglückwünſche. Polyglottiſche Uebungen. Stechſchriften. Geometriſcher, geographiſcher, geſchichtlicher Unterricht. Tanzunterricht.

Goethe's Aelternhaus gehörte eigentlich der Großmutter. Sein Vater mußte daher den Plan eines Umbaues deſſelben bei ihren Lebzeiten noch ausſetzen. Bald nach ihrem Tode aber, im Beginne des Sommers 1754, ging er an die Ausführung deſſelben, wobei er auf eine ſeltſame Weiſe verfuhr. Um nicht bloß mit dem erſten Stocke, ſondern auch mit dem

zweiten überbauen zu dürfen, was in Frankfurt durch ein Gesetz für Neubauten untersagt worden war, bediente er sich der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, und von unten herauf einen Theil nach dem andern wegzunehmen und neu zu bauen, damit das Ganze noch immer für eine Reperatur gelten könnte. Weil er aber Alles selbst zu leiten wünschte, hatte er beschlossen, nicht aus dem Hause zu weichen, und ließ auch die Seinigen nicht von sich, welche so freilich in einer eben so unbequemen, als bedenklichen Lage sich befanden. Wie aus einem vor Kurzem aufgefundenen interessanten Documente*) hervorgeht, war unser Wolfgang bei der Ceremonie der Grundsteinlegung als kleiner Maurer betheiligt. Wir lassen dieses Document, einen von dem Knaben im Januar 1757 als stylistische Uebung verfaßten Dialog, so weit er auf die Grundsteinlegung Bezug hat, hier um so eher folgen, als wir später, wo von seinen Studien im Jahre 1757 die Rede seyn wird, davon weitern Gebrauch machen können. Die darin über den Hausbau gegebenen Details dürfen wir unbedenklich als wirkliche Erlebnisse ansehen, da sie sich an das in Goethe's Selbstbiographie Berichtete genau anschließen, und, wie sich bald zeigen wird, zu den stylistischen Arbeiten des Knaben in der Regel der Stoff aus der eigenen Erfahrung und der nächstumgebenden Welt geschöpft wurde.

Pater et Filius. Januar. 1757.

F. Ist es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

*) Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, herausgegeben von Dr. Weismann, Frankfurt 1846.

P. Ja es ist erlaubt, wenn Du mir sagst, was Du daselbst machen willst.

F. Ich höre, daß sie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verschlagener! Hierunter steckt etwas Anderes verborgen: sage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wieder zu sehen.

P. Folge mir, Dir soll in einem als andern willfahrt werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir sind schon an der Treppe. O, was vor eine große Finsterniß, es kann nicht dunkler im Grabe aussehen.

P. Hinweg dermalen mit dieser traurigen Vorstellung. Gehe, mein Sohn, nur behutsam die Treppe hinunter, Du wirst bald Licht finden.

F. Sie haben recht: ich sehe alle umliegenden Sachen, als Kessel, Töpfe, Butten u. dgl. mehr.

P. Warte ein wenig, es wird sich Dir noch mehr, und dieses weit deutlicher, als bisher geschehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, so durch das Kellerloch fällt, erleuchtet Alles.

P. Wo glaubst Du nun das Gesuchte zu finden?

F. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

F. Nunmehro sehe ich ihn wohl, und erinnere mich, daß

ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigner Hand eingemauert habe.

P. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich sehe mich nehmlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzenmeister zur Seite.

P. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P. Was denkest Du nun Gutes bei diesem Stein, nach dem Dich so sehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünsche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe nur weiter.

F. Potz, wie bequem kommt man nicht von diesem in den großen Keller. Es muß viel Mühe und Oel gekostet haben, bis diese Oeffnung zustande gekommen.

P. Du hast's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerks-Leute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupt-Treppe, wie Du hier siehst, da das ganze Gewölbe fast mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

F. Und wir sind bei aller Gefahr dennoch wohnen

geblieben. Es ist gut, wenn man nicht alles weiß, ich hätt gewiß nicht so ruhig geschlafen als geschehen.*) ....."

Ungeachtet der hier zuletzt angedeuteten Gefahr und Un bequemlichkeit setzte Goethe's Vater, consequent und hart näckig, wie er in Allem war, in der ersten Zeit seinen Plan durch, die Kinder bei sich zu behalten. Nichts desto weniger gewannen diese schon durch den Hausbau selbst eine Menge neue Anschauungen, die ein wohlthätiges Gegengewicht gegen ih bisheriges Phantasie- und Gemüthsleben bildeten. Der scharf beobachtende Knabe merkte sich das technische Verfahren, un blickte in die Zustände und Verhältnisse der Arbeiter. Es war für ihn eine sonderbare Empfindung, als die Zimmer, an die sich tausend Erinnerungen knüpften, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, die sonst so reinlich gehalten wurden,

---

*) Der lateinische Text dieses Dialogs lautet:

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?

P. Immo licebit: ut primum dixeris, quid illic facturus sis

F. Audio quod vina replenda sint, cujus rei notionem veram habere cuperem.

P. Astute, latet sub hoc quid monstri: die verum.

F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.

P. Sequere me, voluntati tuae in utroque satis fiet etc.

Es steht indessen nicht fest, wie groß der Antheil des Vaters an diesen stylistischen Arbeiten gewesen, so daß sich aus ihnen allein der Grad der Fertigkeit im schriftlichen lateinischen Ausdruck nicht ermessen läßt, den Wolfgang in seinem achten Jahre besaß.

vor der Hacke des Maurers, dem Beile des Zimmermannes dahinstürzten. Die Privatlectionen ließ zwar der Vater selbst im Getümmel der Arbeit und in der gefährlichen Lage, wo sie oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft schwebten, nicht gänzlich ruhen; indeß bekamen die Kinder doch etwas mehr Spielraum und durften sich manchmal lustig auf Balken schaukeln und auf Brettern schwingen. Als aber endlich selbst das Dach zum Theile abgetragen wurde, und trotz alles übergespannten Wachstuches der Regen bis zu den Betten der Kinder drang, übergab sie der Vater auf eine Zeitlang einer befreundeten Familie und schickte sie in die öffentliche Schule.

Dieß wäre ein epochemachendes Ereigniß in Goethe's Leben gewesen, wenn nicht sogleich nach Vollendung des Hausbaues der Privatunterricht wieder an die Stelle des öffentlichen getreten wäre. Deutschland hätte einen andern Goethe gehabt, wenn er in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte. Mit Recht sagt Gervinus: „Daß sein Vater ihn der Schule entfremdete und im Hause erzog, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns im Conflict gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dieß wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewohnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Jugendleben wurzelt." Ein kleines Ereigniß dessen sich Goethe aus früher

Kinderzeit erinnerte, hätte den Vater auf den Einfluß aufmerksam machen können, die der Wetteifer mit Anderen auf den Knaben würde ausgeübt haben. Eines Tages wohnte er dem öffentlichen Examen und der Translocation der Gymnasialschüler in dem alten Kloster zu den Barfüßern bei. Der Rector Albrecht, ein origineller Mann, sah, während er die silbernen praemia virtutis et deligentiae austheilte, Wolfgang als Zuschauer weit von seinem Katheder stehen. Der Knabe mochte mit Sehnsucht nach dem Beutelchen blicken, aus welchem der Rector die silbernen Schaumünzen hervorzog. Albrecht winkte ihm zu, trat eine Stufe herunter und reichte dem Knaben, den er von oftmaligen Besuchen her als wohlunterrichtet und lernbegierig kannte, einen der Silberlinge hin. Wolfgang's Freude war groß, obgleich er merkte, daß Einige diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe ganz außer der Ordnung fanden.

Aber auch trotz der Kürze seiner Dauer hat der Besuch der öffentlichen Schule auf Goethe einen nachhaltigen Einfluß geübt; nur war dieser Einfluß kein wohlthätiger. Da er der Schule entzogen wurde, ehe sich sein Gemüth an diese neue Atmosphäre gewöhnt hatte, so blieb ihm für sein ganzes Leben die unerquicklichste Erinnerung daran zurück, die auf seine Gesinnung gegen die Menge tief eingewirkt hat. Man fühlt dieses schon in den Worten durch, womit er in der Selbstbiographie seines kurzen Schulbesuches gedenkt. „Indem man", sagte er, „die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen (!) ganz unerwartet Alles zu

leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen." Die Waffen würden sich schon auf die Dauer gefunden haben, und „das Gemeine und Niederträchtige" würde bald in anderem Lichte erschienen seyn.

Eine weitere Folge des Hausbaues war, daß der Knabe mit seiner Vaterstadt näher bekannt zu werden begann. Hatte man ihn früher auf die älterliche Wohnung und den Kreis der nächsten Verwandten beschränkt, so durfte er jetzt nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit munteren Gespielen, die Stadt durchstreifen. Unberechenbar ist die Wirkung der Eindrücke auf Geist und Gemüth, die hier der Knabe von tausend und aber tausend Gegenständen empfing, — ob in jeder Beziehung auch wohlthätig, ist freilich eine andere Frage. Man denke sich einmal, daß er in ländlicher Einsamkeit, in einem schönen Thale aufgewachsen wäre, im innigen Genusse der Natur und der wechselnden Tages- und Jahreszeiten, im Anschauen des Thier- und Pflanzenlebens und des Daseyns einfacher Menschen, die noch enger an die Natur gebunden sind; daß ihm sparsame Anschauungen von dem künstlichen und verworrenen Getriebe eines hochgesteigerten Culturlebens geworden wären, daß er reiche Muße gehabt hätte, diese vereinzelten Eindrücke zu verarbeiten und geistig und gemüthlich auszubeuten, — in wie ganz verschiedener Weise würde dieß auf die Entfaltung seines Geistes und Herzens eingewirkt, welch' einen ganz andern Ton würde dieß seinem Leben gegeben haben! Ihm bot sich dagegen schon in früher Kindheit in seiner Vaterstadt eine ganze Welt zur Anschauung dar. Den Main entlang schlendernd, ergötzte er sich am

Anblicke der ankommenden Marktschiffe, woraus so vielerlei und mitunter so seltsame Gestalten ausstiegen, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden, begrüßte, wieder stadteinwärts wandelnd, ehrfurchtsvoll den Saalhof, auf dessen Stelle einst Carl's des Großen Burg gestanden haben sollte, verlor sich in die alte Gewerbestadt, und besonders Markttags gern in das Gewühl der Käufer und Verkäufer um die Bartholomäuskirche. In hohem Grade reizten seine Aufmerksamkeit die vielen „Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung," die ummauerten Klosterbezirke und burgartigen Räume, welche, so wie die Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die Stadt umschlossen war, den Geist in frühere, unruhigere Zeiten zurückzogen. Eine seiner liebsten Promenaden, die er sich ein paar Male des Jahres zu verschaffen wußte, war der Gang inwendig auf der Stadtmauer herum, wo er Tausenden von Menschen, Reichen wie Armen, in ihre abgeschlossenen, verborgenen häuslichen Zustände blicken konnte.

Eine zweifache Neigung setzte sich durch diese Wanderungen in dem Knaben fest; einmal eine gewisse Vorliebe für das Alterthümliche, welche besonders durch alte Chroniken und Holzschnitte, z. B. den Grave'schen von der Belagerung der Stadt, genährt wurde, und zweitens die Lust, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen." Dabei that sich aber zugleich eine starke Abneigung vor jedem widrigen Anblick hervor, weßhalb er den unreinlichen Marktplatz nur selten besuchte, und mit Entsetzen vor

den anstoßenden häßlichen Fleischbänken floh. Von dieser Apprehension gegen widerwärtige Dinge, die ihm manchmal lästig und hinderlich wurde, suchte er sich später in Straßburg durch den Besuch des Klinikums und der Vorlesungen über Entbindungskunst zu befreien; und es gelang ihm so gut damit, daß ihn nachher nichts dergleichen mehr aus der Fassung brachte.

Nicht bloß als eine große und volkreiche, gewerbthätige und alterthümliche Stadt, auch als selbstständige Republik und als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser mußte Frankfurt sehr anregend auf den Knaben einwirken. Schon die Stellung seines Großvaters und die dadurch hervorgerufenen Gespräche im älterlichen Hause, wie in denen der Verwandten, weckten früh in ihm ein Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, welches in dem Besuche der Localitäten, wo sie verhandelt wurden, neue Nahrung fand. Als dem Enkel des Stadtschultheißen konnte es ihm nicht schwer werden, sich Eintritt in das große Sessionszimmer des Rathes zu verschaffen. Hier klärte ihn sogleich die Anschauung darüber auf, warum man die Rangordnung des Senats nach Bänken eingetheilt habe; denn er sah die Bänke der Schöffen, der Herren des zweiten Ranges und der Handwerker abgesondert vor sich. Zuweilen mischte er sich auch wohl in das Gedränge vor den burgermeisterlichen Audienzen. Aber größern Reiz hatte für ihn Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Er wußte sich die Erlaubniß zu erwirken, die neue, heitere, in Fresco gemalte Kaisertreppe zu besteigen, betrachtete ehrfurchtsvoll das mit Goldleisten und Purpurtapeten verzierte

Wahlzimmer, und ließ sich auf dem großen Kaisersaale bei den Brustbildern der sämmtlichen Oberherrscher des Vaterlandes von ihren Tugenden und Thaten erzählen; ja es ward ihm sogar die Gunst gewährt, beim Vorzeigen der goldenen Bulle an vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu seyn. Mit lebhaftem Antheile hörte er die Beschreibungen der zuletzt kurz auf einander gefolgten Kaiserkrönungen, der prächtigen, durch geschmackvolle Feste des französischen Gesandten verherrlichten Krönung Carls des Siebenten, von dessen ernster, würdiger Gestalt und blauen Augen die Frauen viel zu erzählen wußten, und der zwar minder glänzenden, aber durch Maria Theresia's Gegenwart verschönerten Krönung Franz des Ersten. Bei diesen Schilderungen weidete sich der Knabe an der Hoffnung, auch noch ein Mal mit eigenen Augen eine solche Festlichkeit anzuschauen.

Kam aber erst unter so vielfachen Anregungen, nach regelmäßig halbjährigen Intervallen, die Zeit der Messe heran, wo durch Errichtung unzähliger Buden in der Stadt sich plötzlich eine neue Stadt bildete, wo Fremde und Waaren von allen Seiten herbeiströmten, so entstand die größte Gährung in allen Kinderköpfen, um so mehr, als diese wichtigen Epochen durch seltsame, althergebrachte Feierlichkeiten eingeleitet wurden. Da öffnete sich dem Knaben nun wieder ein neuer Blick in die Weite der Welt und des Lebens; es „bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Wer sieht aber nicht, daß eine so überwältigende Fülle von Eindrücken, Bildern, Erfahrungen

einem Kinde von gewöhnlichen Anlagen, von normaler Faſſungskraft zum Nachtheile gereichen muß? Es iſt wahrlich nicht zu verwundern, wenn der Bevölkerung von Großſtädten im Ganzen eine gewiſſe unruhige, ſpringende Haſt, Ungründlichkeit, Mangel an Gemüthstreue und Gemüthstiefe, Ueberſättigung und Blaſirtheit anhaftet; und ſehr erklärlich iſt die Erfahrung, welche man in Städten an den höheren Lehranſtalten macht, daß die vom Lande hereingekommenen Zöglinge, die im erſten Lebensdecennium mäßige Geiſtesnahrung empfingen, ihre ſtädtiſchen Mitſchüler an ernſtem Intereſſe, treuem Auffaſſen und gründlichem Fortſchreiten, und daher zuletzt auch in ihren Leiſtungen weit überflügeln. Auch Goethe iſt, ungeachtet ſeiner genialen Anlagen, von dem Nachtheiligen jener Einflüſſe nicht ganz unberührt geblieben; was aber ihren Schaden milderte und zum Theile ganz aufhob, werden wir ſpäter in Erwägung ziehen.

Unterdeſſen war der Hausbau vollendet worden, und man verſammelte ſich wieder in den jetzt hellen und heiteren Räumen. Zu vielfacher Beſchäftigung, Belehrung und Unterhaltung gereichte nun dem Knaben noch der allmälig vollbrachte innere Ausbau und die Beſchaffung alles Deſſen, was zum Schmucke und zur Verzierung gehört. Er ging dem Vater bei der Aufſtellung ſeiner ſchönen Bücherſammlung, ſo wie bei'm Aufhängen der Gemälde zur Hand, die früher zerſtreut im Hauſe herumgehangen und nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers ſymmetriſch angebracht wurden. Die Gelaſſenheit, womit der Vater das Ganze betrieb, die Ordnung, die Reinlichkeit, worauf er ſtrenge hielt, übten einen

Wolfgang. Sage Du nun ſelbſt, was zu thun.

Maximilian. Ich haſſe das Ernſthafte, denn das überlaſſe ich den Sauertöpfen.

W. Du biſt ſehr lang. Sag's einmal heraus, in was es beſtehen ſoll.

M. Wiſſe, wir wollen uns einander mit den Köpfen ſtoßen.

W. Das ſey ferne: meiner ſchickt ſich wenigſtens nicht dazu.

M. Was ſchadet es: laß ſehen, wer den härteſten habe.

W. Höre, wir wollen dieſes Spiel den Böcken überlaſſen, welchen es natürlich iſt.

M. Verzagter, wir bekommen durch dieſe Uebung harte Köpfe.

W. Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M. Wie verſtehſt Du denn das?

W. Ich mag nicht hartnäckig werden.

M. Hierinnen haſt Du recht; allein ich nehme es von der Feſtigkeit der Glieder.

W. Wenn Du weiter nichts willſt, ſo ſtoße den Kopf nach Belieben nur brav wider die Wand: es wird die wünſchenswerthe Wirkung haben u. ſ. w.

Tritt uns hier ſchon der gelaſſene Humor, den Goethe meiſtens dem Rauhen und Ungeberdigen gegenüber behauptete, deutlich entgegen, ſo ſtellt ihn der dritte Dialog wieder von einer andern Seite in durchaus prototypiſcher Weiſe dar. Wir haben daran ein anſchauliches Beiſpiel, wie früh der Knabe

bemüht war, das, was ihm Lectüre und Leben zuführten, in Geſtalt und Wort mit frei ſpielender Selbſtthätigkeit zu reproduciren. Dieſer Trieb der Reproduction war es beſonders, wodurch er ſeinen Geiſt mitten unter dem Reichthume von Anſchauungen und der bunten Maſſe des Geleſenen und Gelernten frei und leicht erhielt, und dasjenige, was ſonſt eine laſtende, todte Bürde geworden wäre, in eine lebendige, leichtgetragene Frucht ſeines Geiſtesbaumes verwandelte. Nicht mit krankhafter Haſt und Spannung, ſondern mit heiterer Behaglichkeit bemächtigte er ſich als Kind ſchon der Fülle des Wiſſens und aſſimilirte es ſeinem innerſten Weſen. In unſerem Dialog ſehen wir ihn beſchäftigt, Katze und Maus aus einer Drollinger'ſchen Fabel, die Gemſen aus dem Jagdabenteuer des Kaiſers Maximilian und ſonſt Mancherlei in Wachs nachzubilden, und über dieſe ganze Thätigkeit erhebt er ſich wieder, mit potenzirter Freiheit, in dem Geſpräche zu einer humoriſtiſchen Selbſtanſchauung. Wahrhaft bewundernswürdig iſt die Klarheit und Unbefangenheit, womit der Knabe ſein eigenes Treiben betrachtet; wer ſchon als Kind ſich ſo aus ſich ſelbſt zu verſetzen und zu objectiviren verſteht, von dem wird es uns weniger überraſchen, wenn wir ihn ſpäter mitten in der Leidenſchaft ſich ſelbſt faſſen und wie mit dämoniſcher Gewalt das bewegteſte Leben der eigenen Bruſt zu dem anſchaulichſten Gemälde geſtalten ſehen. Wir geben hier das intereſſante Belegſtück aus Goethe's Knabenzeit mit Weglaſſung des lateiniſchen Textes:

Pater. Filius.

P. Was machſt Du da, mein Sohn?

F. Ich bilde in Wachs.

P. Das dacht' ich: O wenn wirst Du einmal die Nüsse verlassen (linques istas nuces).*)

F. Ich spiele ja nicht mit Nüssen, sondern mit Wachs.

P. Unwissender: kann Dir wohl unbekannt sein, was hier Nüsse sagen wollen.

F. Jetzo erinnere ich mich: Allein sehen Sie, was ich in kurzer Zeit für ein Wachs-Posierer worden bin.

P. Ja wohl, ein Wachs-Verderber.

F. Ich bitte mir's ab, bringe ich denn nicht ziemlich artige Sachen zur Welt.

P. Ja wohl, zeige einmal, worinnen Deine Mißgeburten bestehen.

F. Unter anderen Thieren habe ich vorzüglich gefertiget: Eine Katze mit einem langen Schnor-Bart, den (st. dann) eine Stadt- und Feld-Maus nach Anleitung des Horaz in einem seiner Straf-Briefen, welche Geschichte Drollinger in rein deutsche Knittel-Verse übersetzte.

P. Diese Erinnerung gefällt mir besser, als die Thierchen selber. Allein hast Du sonst weiter nichts gemacht, woraus Deine angegebene Kunst deutlicher hervorleuchte.

F. Ja wohl: hier ist noch ein Wallfisch der seinen Rachen aufsperrt, als ob er uns verschlingen wollte und zwei Gemsen, in deren Jagd sich der Kaiser Maximilian so sehr verliebet hatte, daß er aus den steilen Felsen sich nicht ehe

*) Nuces relinquere, die Kinderspiele aufgeben, sich mit Ernsterem beschäftigen.

wieder finden konnte, bis ihm ein Engel unter der Geſtalt eines alten Mannes einen Weg gezeigt haben ſoll.

P. Du bringſt doch Deine humoriſtiſchen Kleinigkeiten ſo ziemlich gut an, worüber man Dir die Ungeſtalte Figuren verzeihen muß: Und das iſt Alles?

F. Keines Wegs: denn unter allen von meinen Händen gebildeten Thieren iſt vornehmlich zu bewundern: das falſche Thränen vergießende Crocodil, der ungeheure und in den Kriegen der Alten ſtreitbare Elephant, die menſchenfreundliche Eidechſe, der quackende und den Frühling anzeigende Froſch, welchen allen nichts als das Leben fehlt.

P. O Wäſcher! wer wird wohl derſelben Namen ohne Beiſchrift errathen können.

F. Wehe mir: iſt denn nicht ein Jeder der beſte Ausleger ſeiner Werke.

P. Dieſer Satz iſt zwar an ſich richtig aber er wird am unrechten Ort angebracht.

F. Verzeihen ſie mir in dieſem Stück meine Unwiſſenheit. Würdigen Sie ſich nur noch, dieſe Schlittenfahrt in Augenſchein zu nehmen. Es ſind deren juſt ein Dutzend und ſtellen verſchiedene, theils kriechende, theils fliegende Thiere vor, unter welchen mir der Schwan, der Hirſch, das See-Pferd und der Lindwurm am beſten gerathen zu ſein ſcheint.

P. Laſſe Dir es nur immer ſo ſcheinen: Man ſiehet wohl, daß Du noch keinen rechten Unterſchied zwiſchen ſchön und häßlich weißt.

F. Wollen Sie, lieber Vater, ſo gut ſein und mir dieſen erlernen.

Auf dieſe Weiſe iſt der Morgengruß durch den ganzen Monat hindurch variirt. Dann folgt in jenem Hefte noch eine Anzahl „Felicitationes novae (neue Glückwünſche)“, lateiniſch, griechiſch und deutſch. Auf einen Fortſchritt im Griechiſchen deuten hier die Accente, die freilich noch nicht allenthalben gebraucht und auch nicht durchgehends richtig angebracht ſind. Auch von dieſen dreiſprachigen Glückwünſchen theilen wir ein paar Proben mit:

1. Opto ut sit hic dies benedictionis et pacis. — *Εὔχομαι ἵνα αὐτη ἡ ἡμέρα τῆς ἐυεργεσίας καὶ τῆς εἰρήνης ἡ.* — Ich wünſche, daß dieſer Tag ein Tag des Segens und des Friedens ſey.

5. Hodie omnia juxta fatum fiant. — *Σήμερον πάντα ἐπὶ Θεου γηνοιτο.* — Heute gehe Alles nach Gottes Fügung.

6. Deus te custodiat et totam familiam. — *Θεὸς σε φυλάσση μετὰ πάσης οἰκίας.* — Gott bewahre Dich ſammt dem ganzen Haus.

Weiter enthält das Exercitienheft eine polyglottiſche Uebung, worin außer den drei oben erwähnten Sprachen noch das Franzöſiſche angewandt iſt. Nehmen wir nun dazu, daß der kleine Wolfgang auch ſchon damals das Italieniſche, „als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen,“ ſehr behende auffaßte, indem er, über ſeinen Cellarius weghorchend, dem italieniſchen Unterrichte des Vaters zuhörte, den dieſer in demſelben Zimmer dem Töchterchen Cornelia ertheilte: ſo muß uns bange werden, daß dieſe Ueberladung in ſolchem Alter Verwirrung und Oberflächlichkeit hervorgerufen, und ſelbſt auf die ſprachliche Darſtellung nachtheilig gewirkt haben müſſe. Gewiß, als allgemeine Maxime, läßt ſich ein ſolcher gleichzeitiger Unterricht in mehreren Sprachen in ſo frühen Jahren nicht in Schutz

nehmen; aber hier gilt Goethe's Wort: „Eines ſchickt ſich nicht für Alle.“ Er beſaß ein ſo höchſt glückliches, ſchnell ergreifendes und treu feſthaltendes Gedächtniß und überhaupt eine ſo ausgezeichnete Faſſungsgabe, daß ihm zum Spiele ward, was Anderen zu ſchwerer Anſtrengung gereicht hätte. Dazu kam jene Ruhe, Beſonnenheit und Geiſtesklarheit, die ihn von Kindheit eben ſo wenig im Eifer des Lernens und Aneignens, als bei lebhafter Erregung des Gemüthes, verließ; ferner eine Entſchiedenheit der Natur und der Neigung, der ſelbſt ſein übrigens ſtrenger und im Pädagogiſchen, wie in Allem, folgerechter Vater ſich meiſtens fügen mußte. Was ſeiner innerſten Natur nicht gemäß war, das ließ der kleine Lehrling ſich nicht aufbürden, oder nur an der Oberfläche der Seele haften. Vom Vater hatte er die Neigung, Alles zurecht zu legen, zu ordnen, zu verbinden, geerbt. Dieſen Sinn hat er zwar nicht immer, namentlich nicht in der Brauſezeit der Jugend, an äußeren Dingen bethätigt, aber ſein ganzes Leben hindurch an ſeinen ſittlichen Erfahrungen und ſeinem geiſtlichen Erwerbe geübt, worin ſicher ebenfalls ein kräftiges Schutzmittel gegen Verworrenheit und Unklarheit lag. Was aber am meiſten dazu beitrug, ihn vor Trübung und Verflachung des Geiſtes zu bewahren, das war jener ſo früh in ihm erwachte Trieb, das Aufgenommene freithätig wieder zu erzeugen, ja von vorn herein bei der Aufnahme durch ſtarke Selbſtthätigkeit gegen die Macht des Stoffes rückzuwirken. Bei ſolchen Eigenſchaften ward eine ſo ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen, Anregungen, Anſchauungen und Bildern, wie ſie Goethe'n zugeführt wurden, minder nachtheilig. Uebrigens bemächtigte

er sich auch der verschiedenen Sprachen auf kürzerem Wege, als gewöhnlich die Jugend. Mit grammatischen Regeln zerbrach er sich nicht den Kopf; die Grammatik kam ihm wie ein willkürliches Gesetz vor, und die Regeln fand er lächerlich, weil sie durch so viele, wieder besonders zu lernende Ausnahmen aufgehoben würden. Um so williger und leichter ergriff er aber die Sprachformen und Wendungen; und so eignete er sich die fremden Sprachen durch Lectüre und Nachbildung mehr in der Weise an, wie das Kind zu der Muttersprache gelangt. Kein Wunder also, daß er, wie er sagt, in rhetorischen Dingen, Chrieen und dergleichen, seine Altersgenossen überflügelte, ob er schon wegen Sprachschnitzer oft hintanstehen mußte. Für Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache konnte ihm aber die Beschäftigung mit fremden Sprachen aus dem Grunde nicht nachtheilig werden, weil er, wie schon die obigen Proben andeuten, mehr nach dem Geiste als nach dem Buchstaben übertrug. Vielmehr war ihm die Vergleichung der Gelenkigkeit, Bestimmtheit und anderer Vorzüge der fremden Sprachen ein Sporn, in der seinigen ähnliche Tugenden zu entwickeln.

Das Streben, seinem sprachlichen Ausdruck Biegsamkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit zu geben, zeigte sich auch in den Unterschriften einer Reihe kalligraphischer Proben aus dem Jahre 1757, die den Anfang des mehrmals erwähnten Heftes bilden. Diese Probeblätter sind, nach der damaligen steifen Schreibweise, die erste Zeile in großer Kanzleischrift geschrieben, aber mit einer für einen Knaben seines Alters ganz ungewöhnlichen Festigkeit und Schönheit. Unverkennbar

ist die Aehnlichkeit mit Goethe's Handschrift in spätern Jahren, nur daß die Schrift des Knaben pedantischer und unfreier ist. Zwischen diesen zwei Perioden seiner Schriftbildung liegt eine dritte, worin seine Handschrift durchaus unordentlich und bewegt war, und wenig Aehnlichkeit mit der frühern und der spätern zeigte; namentlich soll den Briefen, die Goethe in der Leipziger Zeit an seinen Freund Horn schrieb, jenes Gepräge der Unregelmäßigkeit in hohem Grade eigen gewesen seyn. Es stellen sich uns also auch in dieser Beziehung, wie der Herausgeber jenes Heftes treffend bemerkt, drei große Abschnitte seiner Entwickelung dar: die Zeit des in sich und seinem Streben befriedigten und beglückten Knaben, die Sturmzeit des Jünglings, wo die Welt verwirrend und fast überwältigend auf ihn eindrang, und die Zeit, wo der reife Mann wieder zu sich gekommen war und in bewußter Kraft vorwärts strebte. Diese Probeschriften wurden, wie aus den unten beigefügten Bemerkungen erhellt, von ungefähr zwanzig Knaben befreundeter Familien zugleich angefertigt, und dann von einem Hausfreunde oder vielleicht einem der Väter censirt, und, nach Maßgabe ihres Werthes, mit einer Nummer versehen. Der Knabe nennt daher diese Blätter Stechschriften, von dem provinciellen Ausdrucke stechen, d. h. um den Preis kämpfen. „Die Erwachsenen," bemerkt der Herausgeber, „zeigten durch ihre Selbstbetheiligung bei den Arbeiten der Knaben ihr reges Interesse, und die ganze feierliche Veranstaltung, die öffentliche Belobung mochte ein wirksamer Sporn für die jugendlichen Gemüther seyn. Auch darin zeigte sich die tüchtige Eigenthümlichkeit jener Zeit, daß man, wie es jetzt leider gar selten

nur geschieht, für diese Schönschriften, mit denen sich das Kind so lange beschäftigen mußte, sinnvolle Sprüche auswählte, die sich dem Gemüthe wohl einprägten." Einige der von unserem Wolfgang beigefügten Unterschriften wollen wir als einen Beweis, wie ernstlich schon der Knabe in Allem, was er schrieb, nach Wechsel und Reichthum des Ausdruckes strebte, hier folgen lassen:

Blatt 1. Stech-Schrift Mein Johannes Wolfgang Goethe, welcher unter 20 Kämpfern nach dem Urtheil des Herr v. Oleschlager am 29. Märtz 1757 den vierten Platz erhalten.

Blatt 2. Nach dem Urtheil des Herrn Hartmans ist mir dermalen im Monat May 1757 obiger Platz (Nro. 11) zu Theil worden.

Blatt 3. Zweite Stech-Schrift, welche im Monat May 1757 unter 20 Streitern nach dem Urtheil des Herrn Brunelius mit Nro. 1 beehret worden. J. W. G.

Blatt 4. Nach dem Gutbefinden des Herrn Gullmanns ist diese Stech-Schrift unter 19 Mit-Streitenden am 7. Junii 1757 obigermasen lociret worden. (Nro. 12.)

Blatt 5. Den 2. August 1757 beliebtz es dem Herrn Seelhof mich unter 22 Mit-Stechern mit Nro. 7 zu beehren u. s. w.

Von anderen Lehrzweigen erwähnt Goethe selbst noch der Geometrie und der Geographie. Den Unterricht in der erstern verwandte er nach seiner Art sogleich in das Thätige, indem er ihn zu seinen Pappenarbeiten benutzte, die ihn höchlich beschäftigen konnten. Früh gewöhnt, mit Cirkel und Lineal

umzugehen, verfertigte er nicht bloß geometrische Körper, Kästchen und dergleichen, sondern versuchte sich auch an selbsterson-nenen artigen Lusthäusern, mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt, die freilich nur selten ganz zu Stande kamen. Die Geographie prägte er sich durch ein in Gedächtnißversen abgefaßtes Lehrbuch ein; die abgeschmacktesten Reime behielt er gerade am besten, wie:

Ober-Yssel viel Morast
Macht das gute Land verhaßt.

Was dieser Unterricht Mangelhaftes hatte, ersetzte ihm die Lectüre von Reisebeschreibungen. Indem er sich vom Lord Anson um die Welt herumführen ließ, versuchte er den Weg mit seinen Fingern auf dem Globus zu verfolgen.

In der Geschichte scheint er keinen eigentlichen Unterricht erhalten zu haben; er gewann die früheste Kenntniß der weltgeschicht-lichen Hauptbegebenheiten durch die Lectüre der Gottfried'schen Chronik, eines fast verschollenen Werkes aus der Zeit des dreißig-jährigen Krieges mit einem oft sehr naiven, der heutigen Ju-gend ungenießbar gewordenen Texte, aber mit meisterhaften Kupfern von Merian. Ohne Zweifel verdankt Goethe diesen trefflichen Blättern zum Theil die unvergleichliche Klarheit und Lebendigkeit seiner geschichtlichen Anschauungen. Merian hat sich die strengste Beobachtung historischer Charakteristik zur Aufgabe gemacht. Griechen und Römer bewegen sich so zeit-getreu zwischen ihren Portiken, wie andererseits das Costüm der Ritter und Knappen, die spitzwinklichten Giebel des Mittel-alters und die herrlichen Münster und Dome gewissenhaft wiedergegeben sind. Wo es sich thun ließ, hat Merian nach

den höchſten Muſtern gearbeitet, wie ſich z. B. in der Darſtellung der Schlacht an der Milviſchen Brücke eine freilich ſehr zuſammengezogene Copie des berühmten Raphael'ſchen Stanzenbildes und in den Anfangsblättern Wiederholungen aus den Vaticaniſchen Loggien deſſelben Meiſters erkennen laſſen. Goethe wußte ſehr wohl, was er dieſen Illuſtrationen des geſchichtlichen Textes ſchuldig war. Nicht umſonſt wird in Wilhelm Meiſter's Wanderjahren, da wo das Idealbild eines hiſtoriſchen Unterrichtes aufgeſtellt iſt, die Geſchichte in großen Gemäldehallen gelehrt, in denen ſogar das Colorit den jedesmaligen Zeitcharakter durchſchimmern läßt.

Gegen eine ſo vielfache geiſtige Beſchäftigung des Knaben, wie wir bis jetzt ſchon kennen gelernt haben, würden kräftige und rüſtige Körperübungen ein heilſames Gegengewicht gebildet haben. Leider waren ſie nur durch Unterricht im Tanzen vertreten, welchen der Vater gleichfalls ſelbſt beſorgte. Es muß den ernſthaften Mann wunderlich genug gekleidet haben, wenn er ihn und die kleine Cornelia in den Poſitionen und Schritten unterwies. Als er die beiden Lehrlinge weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies er ihnen auf einer Flute-douce ein leichtes Stück vor, und ſie bewegten ſich darnach, ſo gut ſie konnten. Aber damit begnügte ſich Wolfgang nicht lange, und er erſuchte den Vater um andere Tanzmuſiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murki's reichlich darboten. Die Schritte und Wendungen dazu erfand ſich der Knabe ſogleich ſelbſt, indem der Tact ſeinen Gliedern eingeboren war.

Viertes Capitel.

Privatlectüre. Der neue Paris. Einzelne Züge aus dem zweiten Luſtrum. Aeußere Geſtalt. Kinderkrankheiten. Einfluß des ſiebenjährigen Krieges. Verhältniß zu Gleichalterigen. Verkehr mit Erwachſenen. Religiöſe Entwickelung.

In der Entwickelung des Knaben und Jünglings ſpielt ohne Zweifel der Unterricht eine große Rolle, und zumal der früheſte entſcheidet nicht ſelten über die Richtung für's ganze Leben; es bedarf daher keiner Rechtfertigung, wenn wir im vorigen Capitel bei Goethe's erſtem Unterrichte uns länger verweilt haben. Allein neben der ſchulmäßigen Unterweiſung läuft bei aufgeweckten Köpfen in der Regel noch ein anderer, meiſt wenig überwachter und nicht genugſam gewürdigter Unterricht her, die Selbſtbelehrung durch Privatlectüre. Eben weil hierbei ſich das Kind nicht immer gelenkt und beſchränkt fühlt, weil es mehr mit freiem Gemüth und nach Luſt und Neigung lieſ't und lernt, mit williger, offener Seele auffaßt, eignet es ſich den Stoff inniger und tiefer an. In Goethe's Knabenzeit fehlte es zwar noch an Kinderbibliotheken; die Alten, ſagt er, hatten damals noch kindliche Geſinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenſchaft mitzutheilen. Aber der lernbegierige Knabe ſuchte ſich aus der urſprünglich für Erwachſene beſtimmten Lectüre Mancherlei aus, was ihm zuſagte. So haben wir ſchon die Gottfried'ſche Chronik und Lord Anſon's Reiſe um die Welt als Lieblingsbücher unſeres kleinen Freundes kennen

zuzustecken. Es läßt sich leicht denken, daß der Reiz des Geheimnisses das Interesse für den verpönten Dichter erhöhte. Verstohlen, in irgend einem Winkel verborgen, prägte sich der Knabe mit seiner Schwester die ergreifendsten Stellen des Werkes, besonders die zartesten und heftigsten, schnell in's Gedächtniß ein. Trotz dieser Leidenschaftlichkeit aber, womit er Klopstock zuerst ergriff, ist die Einwirkung desselben auf die Richtung seiner Poesie nicht tief und nachhaltig gewesen; dazu waren die Naturen beider Dichter zu divergirend. Auf die Frage, wie er in seiner frühesten Zeit zu Klopstock gestanden, äußerte sich Goethe in späteren Jahren gegen Eckermann: „Ich verehrte ihn mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber zu denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken, und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Eine große Gunst des Glückes war es bei dem damaligen Mangel an eigentlichen Kinderbibliotheken, daß dem jungen Goethe die Volksbücher früherer Zeiten leicht zugänglich waren, ja sich ihm wie von selbst aufdrängten. Solche Volksbücher sind der beste Ersatz für Kinderschriften, denn das Volk im Großen und Ganzen (nicht die gebildete Classe mit ihren gesteigerten geistigen Bedürfnissen, die sich so gern als den Volkskern betrachtet), ist mit seinen Sympathieen dem Knabenalter durchaus verwandt. Frankfurt war der eigentliche Fabrikplatz jener Bücher. Täglich konnten die Kinder auf den Tischchen

eines Bücherträdlers den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden finden, und für ein paar Kreuzer sich zueignen. Dieß Alles las der Knabe mit dem größten Interesse und ließ es nicht etwa dumpf in seinem Kopfe durch einander gähren, sondern ward nicht müde, es zu verarbeiten, zu wiederholen und zu reproduciren, und es dadurch zu einem bleibenden und fruchtbaren geistigen Erwerbe zu machen.

Wie mußte dieß Wiedererzählen, verbunden mit jenen trefflichen stylistischen Uebungen, deren wir oben gedachten, Sprachreichthum und Sprachgewandtheit in dem Knaben entwickeln! Aber darauf beschränkte es sich nicht, daß er Gelesenes heiter und kräftig darstellte, daß er das Ueberlieferte in frischeren Farben, als worin er es überkommen, mittheilte. Er combinirte es auch mit freiem Spiele des Geistes, ersann und erzählte selbsterfundene Märchen, ja er erfand über dem Erzählen. Redseligkeit hatte er von Mutter und Vater geerbt, vom Letztern eine gewisse lehrhafte, wodurch er bisweilen unbequem wurde, von der Erstern die Lust und Gabe, Märchen zu erdichten und vorzutragen, womit er seine Gespielen oft sehr beglücken konnte. Eines jener Knabenmärchen, „der neue Paris“ betitelt, hat er, weil er es seinen Gesellen oft wiederholen mußte, bis in späte Jahre behalten und in der Selbstbiographie in kunstmäßiger Fassung dargestellt. Wir verweilen einen Augenblick bei diesem interessanten Geistesproduct aus seiner Kinderzeit.

Göschel*) hat es versucht, den neuen Paris zu deuten. Er findet darin die erste Weihe des Kindes dargestellt. „Ohne hohe Worte," sagt er, „in einfacher Weise erzählt es ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen Lebensberufe." Aus diesem Gesichtspuncte faßt Göschel alles Einzelne auf. Mit Bedacht ist Pfingsten, als das Fest der Ausgießung des höhern Geistes, gewählt. Der geputzte Knabe hatte sich an diesem Tage auch Etwas zu gute thun wollen; nach dem Gottesdienste und dem Festmahle beim Großvater Textor gedachte er, wie andere ehrenwerthe Bürger, sich in den anmuthigsten Lustgärten der Vaterstadt zu vergnügen. Aber es hält ihn hinter dem Zwinger an der heimlichen Mauer fest, wo es nie recht geheuer gewesen ist. Er kann nicht, wie das Fleisch will, er muß dem dunkeln Drange seines hohen Berufes folgen. Und so bleibt er vor der engen Pforte stehen, die kein Mensch sich selbst öffnen kann, die aber von innen aufgeschlossen wird, wenn wir an der rechten Stelle in Geduld die Zeit abwarten oder auch vertrauensvoll anklopfen. Eng aber ist die Pforte zum Dichten und Denken wie die, welche zum Leben selbst einführt. Sie ist altdeutscher Art und Kunst, ein Erzeugniß des tiefen und sinnigen vaterländischen Kunstfleißes. Das Vaterland ist für Jeden der natürliche Boden, worauf er gedeiht und zur allgemeinsten Ausbildung heranreift; es ist die deutsche Kunst, zu welcher und durch welche er Eingang sucht. Geöffnet wird

*) Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. (Schleusingen, 1834.) Bd. I, S. 1.

die Pforte durch einen Diener der Religion. Die Bibel hatte den Knaben zuerst beschäftigt, belebt, gebildet, begeistert. Und zwar ist es ein Diener der allgemeinen Kirche Christi, welche die besonderen Kirchen in sich schließt, an dessen Hand jetzt der Knabe eintritt — in die Zaubergärten der Kunst und Poesie. Ihm stellt sich aber mehr als eine Schranke entgegen. Der äußern Mauer folgt inwendig ein gedoppeltes Gitter von Spießen, Hellebarden und Partisanen, und inmitten fließt der silberhelle Fluß mit plätschernden Gold- und Silberfischen. Diese Festung ist nicht zu erobern, wenn sie sich nicht freiwillig ergibt; aber sie ergibt sich dem, der den Willen und den Muth dazu hat. Um in dieses Heiligthum zu gelangen, muß er den Alltagssinn und den steifen Putz, wie ihn die Gesellschaft fordert, ablegen. Im Innern ist dann zunächst der reine blaue Sand der zierlichen Gartenwege merkwürdig; er bildete „einen dunkeln Himmel oder den Himmel im Wasser an der Erde.“ Damit ist dem Knaben seine Aufgabe angedeutet, sich mit Abweisung alles Ueberschwenglichen an die Erde, als den dunkeln Reflex des Himmels, zu halten. — Auf solche Art sucht Göschel das ganze Detail des Märchens aus seinem Grundgedanken heraus zu erklären und in gleicher Weise deutet er die Personen. In den drei schönen Frauenzimmern sieht er dieselben drei Göttinnen, die vor Paris, dem Aeltern, im Streite erschienen: in der Harfenspielerin mit dem dunkelbraunen Haare und dem glänzend rothen Kleide die majestätische Here, in der blonden Citherspielerin mit dem gelben Gewande und heitern Wesen die reizende Aphrodite; und die dritte, im grünen Kleide, mit der Laute, die dem

Knaben die meiſte Aufmerkſamkeit zu widmen ſcheint, iſt ihm Athene. Aber der Knabe hält ſich vorzugsweiſe an die kleinere Dienerin Aleete, das muntere, neckiſche Mädchen; ſie iſt die Perſonification der Art oder Unart des Dichters, womit er, ehe man ſich's verſieht, Ernſt in Scherz und Scherz in Ernſt verkehrt, die leibhaftige Ironie, der feine Humor, die der Puls ſeiner Poeſie ſind.

Es läßt ſich nicht läugnen: Göſchel's Deutungsverſuch iſt im Ganzen geiſtreich durchgeführt, wenn er gleich hie und da nicht ohne Zwang verfährt und uns auf Mehreres die Antwort ſchuldig bleibt. Aber was ſogleich entſcheidend gegen ihn ſpricht, iſt, daß der Dichter ſelbſt dergleichen Erklärungen geradezu abweiſ't. Er nennt ſolche Märchen in den Bemerkungen zum weſt-öſtlichen Diwan „Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft" und bezeichnet als ihren eigentlichen Charakter, „daß ſie keinen ſittlichen Zweck haben, und daher den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt zurück, ſondern außer ſich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen." Und anderswo ſagt er von dieſen luftigen Phantaſiegebilden: „Als Weſen einer eigenen Gattung ſind ſie uns ſehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt die Phantaſie meiſt nur Ungeheuer hervor und ſcheint alsdann gewöhnlich mit dem Verſtande und der Vernunft im Widerſpruche zu ſtehen. Sie muß ſich an keinen Gegenſtand hängen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen; ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen und zwar ſo, daß wir vergeſſen, daß Etwas außer uns ſey, das dieſe Bewegung hervorbringt. Auch

das gehört zum Genusse an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn die Phantasie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Im Märchen erscheint demnach die Phantasie ganz so, wie Goethe sie im Gedichte: „Meine Göttin", charakterisirt, als das launenhafte Schooßkind des launenhaften Vaters, das der Dichter zart, wie eine Geliebte, behandelt, und nicht von der Schwiegermutter Weisheit in seinem Treiben gestört wissen will. Specieller gibt er in einer Stelle von Wahrheit und Dichtung als die Aufgabe solcher Märchenpoesie an, „die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen."

Die zuletzt angeführten Worte zeigen, daß Goethe hie und da einen allegorischen Anklang, ein flüchtiges neckisches Erinnern an etwas tiefer Liegendes, unter der Hülle der Erzählung Hervorblickendes aus dem Märchen nicht ausschließt; aber gegen die Auffassung des Märchens als einer nach allen

Seiten durchgeführten, auf Einer Grundidee ruhenden Allegorie, verwahrt er sich in seinen Erklärungen auf's Bestimmteste. Das Märchen ist die Gattung der Poesie, worin die Einbildungskraft in der unbedingtesten Autonomie auftritt. Ist in anderen Gattungen der Antheil der Empfindung oder des Verstandes oft sehr bedeutend und maßgebend für die ganze Gestalt einer Dichtung, so müssen sich diese im Märchen der Herrschaft der Einbildungskraft durchaus unterordnen. Je ausschließender aber die Phantasie im Märchen thätig ist, um so intensiver muß sie wirken, um durch sich allein schon zu befriedigen. Diese Forderung erfüllt der neue Paris im höchsten Grade. Die drei, wie Früchte geformten Edelsteine von rother, gelber und grüner Farbe, die sich in seiner Hand aufwärts in die Länge ziehen und zu drei wunderschönen Frauenzimmern werden, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel sind; das allerliebste, muntere Mädchen, das er auf seinen Fingerspitzen herumtanzen sieht, der ganze zauberhafte Garten mit allen Erscheinungen darin — Alles ist Farbe, Bild, Gestalt, Bewegung, Leben. Was ferner Goethe selbst mehrmals als eine Eigenthümlichkeit des Märchens überhaupt bezeichnet, daß es das Gewöhnliche mit dem Unerhörten, das Gemeine mit dem Unmöglichen verbindet und verschlingt, wodurch gerade das Phantastische einen so täuschenden Schein der Wirklichkeit gewinnt, das finden wir auch in unserm neuen Paris. Der Held der ganzen wunderbaren Geschichte ist der kleine Goethe selbst, und er stellt sich uns Anfangs in seinem wirklichen Festtagsputze dar: in Schuhen von saubern Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baum-

wollenen Strümpfen, ſchwarzen Unterkleidern von Sarſche, einen Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, einer Weſte von Goldſtoff aus ſeines Vaters Bräutigamsweſte geſchnitten, friſirt, mit gepuderten Locken; und das ſeltſame Local der Handlung iſt mitten in die Alltagswelt, in Frankfurt, ſelbſt verlegt.

Iſt nun auch Göſchel's Auffaſſung des Märchens in dem Ernſte und der Conſequenz, womit er ſie durchgeführt hat, nicht zu billigen, ſo bleibt es doch immer zuläſſig, in der Art und Weiſe, wie ſich Goethe als der Held unſers Märchens gerirt, etwas Prototypiſches für ſein ganzes Leben, Dichten und Denken zu erblicken. Hier wäre nun freilich zuvörderſt der Zweifel zu beſeitigen, ob er nicht vielleicht bei der ſpätern Aufzeichnung des Märchens manchen weſentlichen Zug hinzugefügt habe. Man kann es für unwahrſcheinlich halten, daß in ſolchen Erzeugniſſen der willkürlich ſpielenden Einbildungskraft der Dichter bei wiederholter Darſtellung denſelben Gang befolgen, ja auch nur denſelben Grundcharakter beibehalten werde. Allein Goethe erzählt uns, er habe, um nicht das Zutrauen zu ſeinen Geſchichten wankend zu machen, ſich wohl gehütet, bei der oft begehrten Wiedererzählung an den Umſtänden etwas Weſentliches zu verändern; durch die Gleichförmigkeit der Darſtellung habe er in den Gemüthern ſeiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit zu verwandeln geſucht, wodurch denn natürlich auch für ihn ſelbſt das luftige Phantaſiegebilde eine feſte, bleibende Geſtalt gewann. Angenommen nun, daß wir der Hauptſache nach im neuen Paris das urſprüngliche Knabenmärchen beſitzen, ſo zeigt ſich uns hier

der kleine Dichter in dem ganzen Spiele seiner Phantasie als ein der Sphäre seines Alters ganz entrücktes Kind. Er fühlt sich als auserlesener Liebling der Götter, der es werth ist, daß sich höhere Wesen mit ihm besonders zu schaffen machen, ja der berufen ist, über ihr Geschick zu entscheiden. Die Liebe spielt schon eine Hauptrolle in diesem Märchen: die reizende Alerte hat ihn ganz für sich eingenommen, er sitzt Elbogen an Elbogen traulich neben ihr und verlangt sie später von dem alten Pförtner zum Geschenke. Inmitten des bedrohlichen Zauberwerkes benimmt sich der Knabe mit derselben Gelassenheit, die wir später überall den Mann im Leben bewähren sehen.

Kehren wir nun von dem Märchen zu seinem damaligen Leben zurück, so finden wir, daß er auch dieses mitunter märchenhaft genug aufzuputzen wußte. So erzählt Bettine, daß die Kinder des Goethe'schen Hauses einst im Frühlinge am Geburtstage der Mutter den grünen Sessel, worauf sie Abends beim Erzählen zu sitzen pflegte, und der darum der Märchensessel hieß, in aller Stille in den Garten vor dem Bockenheimer Thore schafften und mit Bändern und Blumen schmückten. Als nun Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der kleine Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe, unter einem blühenden jungen Birnbaum, den man zum Gedächtnisse seiner Geburt gepflanzt hatte, und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen. Es war eine große Lust, den schönen bekränzten Knaben unter dem Blüthenbaume zu sehen, wie er im Feuer der Rede, die er mit großer

Zuversicht hielt, begeisterungsvoll aufbrauf'te. Der zweite Theil dieses schönen Festes bestand in einem Spiele mit Seifenblasen, die im Sonnenscheine von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreis'ten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephyr aufgenommen, und schwebend hin und her geweht wurden. So oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie Alles: ein Märchen: ein Märchen! Wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuches eine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: das Märchen platzt! Die Leute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung herüber und nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Jubel, so daß dieß kleine Fest am Abende in der ganzen Stadt bekannt war.

Ein ander Mal, zur Zeit der Weinlese, wo in Frankfurt Abends in allen Gärten Feuerwerke abbrannten und Raketen aufstiegen, bemerkte man weit in den Feldern, wohin sich die Festlichkeit nicht erstreckt hatte, viele Irrlichter, die hin und her hüpften, bald aus einander, bald wieder enge zusammen, und endlich gar figurirte Tänze aufführten. Wenn man nun näher darauf zuging, verlosch ein Irrlicht nach dem andern; manche thaten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verloschen dann plötzlich; andere setzten sich auf Hecken und Bäume, und weg waren sie. Die Leute fanden nichts und gingen zurück: aber da stellte sich alsbald ein Lichtlein nach dem andern wieder ein, der Tanz fing auf's Neue an und ging um die halbe Stadt herum. Was war es? Goethe und seine Gespielen, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten und damit herumtanzten.

Indessen war ein kindlich lustiger Humor, wie er sich in

solchen Scherzen Lust zu machen pflegt, nicht der herrschende Grundton in seiner Stimmung. Vielmehr gesteht Goethe, früh über eine gewisse Würde, die er sich herausnahm, berufen worden zu seyn. Der innere Ernst, womit er schon damals sich und die Welt betrachtete, und das dunkle Gefühl ungewöhnlicher Begabung und einer höhern Bestimmung zeigten sich auch in seinem Aeußern. „Ein Mal stand Jemand am Fenster bei Deiner Mutter," schreibt Bettine an Goethe, „da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einher schrittest, und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd' ich mich mit noch Mancherlei auszeichnen."

Noch in einem anderen Zuge, den uns gleichfalls Bettine in ihrem Briefwechsel mit Goethe aufbewahrt hat, spricht sich jenes frühe Vorgefühl eines höhern Berufes aus. „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden. Hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke seyn würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einflusse seiner günstigen Sterne näher

gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Fragte nun die Mutter: Warum willst Du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Anderen doch ohne sie fertig werden mußten? so sagte er ganz stolz: Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahre alt." Eine so ahnungsreiche Stimmung, wie sie sich hier kund gibt, ist häufig reich begabten Gemüthern eigen und beruht eben auf dem dunkeln Bewußtseyn der tiefen Schätze, die sie bergen. Bei Goethe können wir sie noch insbesondere als eine Erbschaft von mütterlicher Seite her betrachten. Von seinem Großvater Textor wissen wir bereits, daß er ein wunderbares Ahnungsvermögen besaß, und wenn gleich diese Gabe nicht auf Goethe's Mutter forterbte, so hatte sie doch den Glauben an Vorbedeutungen, und pflegte in bedenklichen Augenblicken das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, so wie auch Goethe noch als Jüngling in kritischen Momenten zu ähnlichen Mitteln seine Zuflucht nahm.

Als ein auserkorner Liebling der Götter war der Knabe auch schon durch eine seltene Schönheit der Körperbildung bezeichnet. „Schön wie ein Engel" war er, nach Bettinens Ausdruck, so daß in frühester Kindheit Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Zu den regelmäßigsten Zügen gesellte sich ein höchst lebendiger Ausdruck des Gesichtes und zumal ein wunderbarer Lichtglanz der großen Augen. Goethe's Auge hatte, nach mündlicher Mittheilung eines scharf beobachtenden

Mannes, der lange in seiner Nähe lebte,*) eine Pupille von fast beispielloser Größe, was seinem Blicke, gleich dem Friedrich's des Großen, eine durchdringende Gewalt gab. Alle Glieder waren ebenmäßig gebaut und besonders die Füße zierlich und von der reinsten Form. Seine Gesichtsbildung soll jedoch in den Jahren, wovon wir jetzt erzählen, durch die Blattern, gegen deren Einimpfung sich damals die deutschen Aerzte noch sträubten, eine merkliche Veränderung erlitten haben. Eine lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit dem schönen Knaben getrieben hatte, konnte ihn nach dieser Metamorphose selten ansehen, ohne zu seinem großen Verdrusse auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist Er geworden! Indeß muß die Einbuße an Schönheit doch nicht so bedeutend gewesen seyn. In allen Bildern und Beschreibungen seiner Gestalt aus den Jünglings- und Mannesjahren stellt sich sein Aeußeres höchst vortheilhaft dar: eine hochgewölbte, gedankenreiche Jupitersstirne, die Augenbrauen kühn geschwungen, die Nase etwas gebogen und edel geformt, der Mund fein und lieblich, die Brust breit und stark, die ganze Haltung des schön gebauten Körpers kräftig und würdevoll, jede Bewegung frei, leicht und schön. Und wie das Gefühl seines innern Werthes, so hatte er auch früh das Bewußtseyn dieser äußeren Vorzüge und hielt Etwas auf Schönheit und Eleganz des Anzuges. Nicht ohne Grund ruft ihm in dem Knabenmärchen einer der schwatzenden Staare: Narziß! Narziß! zu.

---

*) Des verstorbenen Physikers und Astronomen v. Münchow, Prof. an der Universität zu Bonn.

Bei Gelegenheit der eben erwähnten Kinderkrankheit gedenkt Goethe in der Selbstbiographie eines um drei Jahre jüngern Bruders, der ebenfalls von der Ansteckung ergriffen wurde. Er überlebte kaum die Kinderjahre, so wie noch mehrere nachgeborene Geschwister früh starben, so daß Goethe und seine Schwester Cornelia zuletzt allein übrig blieben und nur um so inniger an einander hingen. „Sonderbar fiel es der Mutter auf," berichtet uns Bettine, „daß er bei dem Tode des jüngern Bruders Jacob, der sein Spielkamerade war, keine Thränen vergoß. Er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Aeltern und Geschwister zu haben. Da nun die Mutter später den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lectionen und Geschichtchen beschrieben waren, und sagte ihr, daß er dieß alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren." Wie hier das Kind beim Tode des Bruders, so benahm sich der Greis beim schmerzlichsten Verluste seines Lebens, beim Tode seines einzigen Sohnes. Mit wahrhaft erhabener Fassung rief er damals seinem Freunde Zelter sein „vorwärts über Gräber!" zu.

Auch von den Masern, Windblattern und den anderen Quälgeistern der Kinderwelt ward unser Goethe heimgesucht. Diese frühen Leiden spielen eine vielleicht nicht genug gewürdigte Rolle in der psychischen Entwickelung der Kinder. Sie führen das kindliche Gemüth, das sich in der Regel an das augenblicklich Gegenwärtige verliert, auf sich zurück, pflanzen ihm die ersten Keime des Ernstes und einer sinnigen Lebens-

ansicht ein, und sind die erste Schule der Geduld. wenigstens war sich deutlich bewußt, daß sie auf Einfluß gehabt; und die Tugenden, in denen er sich übte, hat er später durchgehends im Leben bethätig und einen gewissen Stoicismus werden wir ihn noch auch bei sehr verschiedenen Anlässen, beweisen sehen

Eine sehr lästige Folge jener Uebel für ihn sein Vater, um das im Unterrichte Versäumte sogle holen, den Genesenden mit doppelten Lectione Goethe meint, seine innere Entwickelung, die entschiedene Richtung genommen hatte, sey dadurch und gewissermaßen zurückgedrängt worden. Wir diesen „didaktischen und pädagogischen Bedrängnisse sie nennt, nur etwas Wohlthätiges finden. Ja vielleicht nicht unheilsam für den Knaben gewesen eine Zeit lang an den strengen und festen Bildung öffentlichen Schule gebunden worden wäre, die un einzelnen Zöglingen in ihren besonderen Neigung gehen kann, wie es der Privatunterricht, bei aller in der Regel doch thun wird. Vielleicht wäre da an eine Tugend gewöhnt worden, die auch einem zu statten kommt, die er aber eigentlich nie bethät ausdauernden, anhaltsamen Fleiß. Man mißversteh an Thätigkeit gebrach es unserm Dichter in ke seines Lebens, aber sie beruhte auf Lust und Ne reiche Leben seines Geistes ließ ihn nie in schla versinken. Jenen stoischen Fleiß aber, der auf ein tes Ziel mit willenskräftiger Ueberwindung der aug

immung und Neigung hinarbeitet, der es sich sauer werden
t, den Schiller z. B. bei den Vorarbeiten zu seinen
amen und großen historischen Compositionen bewährte, den
Goethe nicht gekannt oder wenigstens nicht geübt; an
en war er von Kindheit auf nicht gewöhnt. Wie ernst der
ter auch in der Durchführung seines Willens und seiner
ine war, so fügte er sich doch in der Erziehung des Soh-
in einem merkwürdigen Grade den autodidaktischen Launen
elben. Er duldete, daß dieser sich nach allen Seiten aus-
itete, in desultorischer Weise bald dieses, bald jenes angriff
momentanen Anregungen nachhing, wenn er dabei nur
leich, was ihm bei seiner raschen Fassungsgabe ein Leichtes
r, die Vorbereitung für den ihm ausersehenen Beruf im
ge behielt. Gereichte diese pädagogische Behandlung dem
ftigen Lyriker zur Förderung, von dem nur ein leichter
raſcher Erguß eines augenblicklichen Gefühles verlangt
d, so war sie dagegen für den künftigen Dramatiker und
iker ohne Zweifel nachtheilig. Denn langathmige Werke,
ein Drama und noch mehr ein Epos, sey es nun ein
tes Epos, oder ein pseudo-episches Gedicht, wie der Roman,
rdern eine dauernde Spannung der Kräfte, eine anhaltende
ste Richtung des Fleißes auf Ein Ziel. In der That
en wir auch, wenn wir die Entstehungsgeschichte der
oethe'schen Dramen und epischen Dichtungen näher verfol-
, daß sie fast ohne Ausnahme, entweder wie Werther
Clavigo, in außerordentlich kurzer Zeit, gleichsam in
em einzigen Erguß lyrischer Begeisterung, hingeworfen wor-
, oder, wo dieß nicht gelang, stoß- und ruckweise, in

großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Egmont, Wilhelm Meister, Faust u. a. oder auch ganz unvollendet blieben, wie Prometheus, Mahomet, Nausikaa, Elpenor, die Achilleis u. a.

Jene verdoppelte häusliche Beschäftigung, womit der Vater das durch die Kinderkrankheiten Verlorene wieder ausgewinnen wollte, hatte die schlimme Folge, daß der Knabe dem Verkehr mit gleichalterigen Kindern noch mehr entzogen wurde. Bald gesellte sich ein wichtiges Weltereigniß hinzu, welches gleichfalls das freie Umhertreiben in Stadt und Umgegend beschränkte. Der siebenjährige Krieg hatte begonnen, und wenn er gleich Anfangs auf einem entfernten Schauplatze spielte, so besorgte man in Frankfurt doch schon, daß bei einer Theilnahme Frankreichs sich das Kriegstheater auch in der dortigen Gegend aufthun könne, und suchte daher die Kinder bei Zeiten mehr an häusliche Unterhaltung zu gewöhnen. Zu dem Ende wurde im Goethe'schen Hause das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder hervorgeholt. Zuerst führten die Kinder das ursprüngliche Drama, wofür die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, ausschließlich auf; allein dieß genügte bald nicht mehr dem erfinderischen Kopfe des Knaben. Garderobe und Decorationen wurden verändert und neue Stücke versucht. Bei den Decorationen fand er schöne Gelegenheit, den geometrischen Unterricht praktisch anzuwenden und seine Erfindungsgabe zu üben, so wie überhaupt durch diese theatralischen Unterhaltungen bei ihm Verstand, Einbildungskraft, Darstellungsvermögen und Technik auf mannichfaltigere Weise und in kürzerer Zeit gefördert wurden, als es vielleicht auf irgend einem andern Wege hätte geschehen können. Ein Publicum

für seine kleinen Productionen suchte er dadurch zu gewinnen, daß er den einen und andern Knaben als Zuschauer einlud. Allein hier trat schon wieder jene, wenn auch ursprünglich vom Vater ererbte, doch sicher durch die isolirte Erziehung gesteigerte Unfügsamkeit hervor, die sich in dem republicanischen Knabenwesen unbehaglich fühlte. Er entfernte das bisherige Publicum und begnügte sich mit einem jüngern, das sich „allenfalls durch Ammen und Mägde in Ordnung halten ließ." Nicht lange währte es, so war er den Puppen bereits über den Kopf gewachsen, und legte sich nun, mit Hilfe des Bedienten im älterlichen Hause, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer für Schau- und Trauerspiele an, die von lebenden Personen aufgeführt werden sollten. Zu diesem Zwecke mußte er wieder einen Kreis mehr gleichalteriger Gespielen heranziehen; allein auch dießmal endete das Ganze mit Parteiungen, Händeln und Verdruß; und wir möchten schwerlich irren, wenn wir die Ursache davon zum Theile wenigstens in seiner unkindlichen Stellung zu den Altersgenossen suchen.

Der siebenjährige Krieg übte noch in anderer Weise einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Goethe, namentlich auf seine Gemüthsentwickelung. Wie die ganze Welt, so spaltete dieser Krieg auch die Goethe'sche Familie in zwei Parteien, für und wider den unvergleichlichen König und Kriegshelden, der plötzlich dem kleinen Preußen eine so große Wichtigkeit errang. Vordeutend für Goethe's späteres Verhalten den Weltbegebenheiten und politischen Größen gegenüber ist seine Entscheidung in diesem Streite der Meinungen. Man hätte erwarten sollen,

daß der Zögling der Reichs-Krönungsstadt, die den Kaiser in seiner ganzen Größe und Glorie erblickte, daß der Enkel eines Mannes, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen, sich auf die Seite des Reichs-Oberhauptes stellen werde. Aber der Knabe war Preußisch, oder vielmehr, wie Goethe selbst berichtigend hinzufügt, Fritzisch gesinnt. Friedrich's Persönlichkeit war es, was seine Parteinahme bestimmte. So zeigte er schon hier, daß sein Gemüth, über das Politische und Vaterländische weg, dem rein Menschlichen und Persönlichen zugekehrt war. Einigen Einfluß mochte indeß auf seine Neigung das Beispiel des Vaters haben, der, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rathe ernannt und an dem Schicksale dieses Monarchen gemüthlich theilnehmend, mit einer kleinen Anzahl der Verwandten für Preußen gesinnt war. Indem dagegen der alte Textor mit der größern Familienhälfte auf östreichischer Seite stand, so brachte diese Gesinnungsverschiedenheit so heftige Zerwürfnisse unter den Verwandten hervor, daß Goethe's Vater sich entschloß, aus den regelmäßigen sonntägigen Zusammenkünften wegzubleiben. Wolfgang, der als ältester Enkel und Pathe seit Jahren Sonntags bei den Großältern gespeis't hatte, setzte dieß zwar fort, genoß aber keinen Bissen mehr mit Behagen, weil er seinen Helden auf's gräulichste mußte verläumden hören. Tief war der Eindruck, den dieses augenscheinliche Entstellen und Verkleinern des Großen und Ausgezeichneten durch so vorzügliche Männer, wie sein Großvater und seine Oheime waren, auf das Gemüth des Knaben machten. Von Natur zur Ehrerbietung geneigt, wurde er jetzt in seinem Glauben an ein Ehrwürdiges, in seinem

Vertrauen auf die Gerechtigkeit verehrter Personen gewaltsam erschüttert. Goethe fand hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, über die er erst spät, und vielleicht nie ganz Herr geworden. Auf eine andere, schon oben angedeutete Quelle seiner Verachtung der Masse, die ihm selbst minder zum Bewußtseyn gelangt zu seyn scheint, müssen wir an dieser Stelle nochmals zurückkommen.

Seitdem, nach der Vollendung des Hausbaues, der Vater wieder selbst den Unterricht seiner Kinder übernommen hatte, war, wie wir schon wissen, der Umgang des Sohnes mit Knaben seines Alters sehr beschränkt. Mit einer geringern Zahl derselben brachten ihn jedoch die Lectionen, die ihm in einzelnen Fächern von Privatlehrern ertheilt wurden, wenn auch nur auf eine kurze Zeit des Tages, in Verbindung. Läßt sich gleich der Einfluß solcher einzelnen Privatstunden mit der Einwirkung einer großen Lehranstalt, worin sich der Knabe als Glied eines Ganzen fühlt, nicht in Vergleich bringen, so hatten sie doch sicher ihr Gutes für unsern jungen Freund, indem sie ihn mit mannichfachen Charakteren in Reibung setzten, durch Wetteifer zur Thätigkeit spornten, und ihm ein Maß zur Schätzung seiner Kräfte und dadurch Vertrauen zu sich selbst gaben. Diese Wirkung zeigt sich zum Theile schon bei den kalligraphischen Wettkämpfen, deren wir oben gedachten, und mag sich noch in anderen Lehrzweigen geäußert haben, wovon uns keine Documente übrig geblieben sind. Wir sahen ferner, daß das Puppenspiel und die dadurch hervorgerufenen weiteren theatralischen Uebungen ihn mitunter aus seiner Isolirung heraustrieben, so wie auch die Neigung und das Talent

Märchen zu erzählen, einen gewissen Kreis kleiner Zuhörer an ihn fesselte. Außerdem hatte er mit anderen Knaben, in denen, wie in ihm, die Lesung der damaligen deutschen Dichter eine starke Reim- und Versesucht erregt hatte, regelmäßig sonntägliche Zusammenkünfte, wo dann Jeder selbstverfertigte Verse producirte. Da es ihm hiebei nun begegnete, daß die Anderen, welche sehr werthlose Sachen vorbrachten, ihre Verse nicht weniger für die besten hielten, als er die seinigen: so begann er zu fürchten, er möge von gleichem Wahnsinne, wie Jene, befangen seyn, und in Wahrheit nichts Besseres liefern, und stockte, durch diesen Gedanken beunruhigt, sogar eine Zeitlang im Hervorbringen. Endlich beruhigte ihn eine jenen Stechschriften ähnliche Probearbeit, die ihnen Aeltern und Lehrer, auf ihre Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreife aufgaben, wobei er durch seine Verse allgemeines Lob erndtete.

Aus Allem aber, was uns über das Verhältniß des Knaben zu seinen Altersgenossen berichtet wird, blickt deutlich genug hervor, daß nur ein kleiner, auserlesener Cirkel junger Freunde sich zu ihm hielt, und zwar waren es nur weichere, schmiegsamere, sich unterordnende Naturen, die sich dazu verstanden, den originellen Knaben in seinen Neigungen und Richtungen freundlich zu begleiten, und welche den von Mutter und Schwester so zärtlich Gehaltenen nicht durch Derbheit verletzten. Die größere Masse der gleichalterigen dagegen mußte sich durch seine über die Sphäre der Kindheit hinausgreifenden Ideen, Neigungen und Fähigkeiten, durch sein feines, edles, würdevolles Aeußere, sein poetisch-träumerisches Wesen, seine

apprehenſive Natur zu verdoppeltem Muthwillen *), ja zu Härte und Rohheit gereizt fühlen. Wäre er ſolchen Einwirkungen bleibend ausgeſetzt geweſen, ſo würde er auf die Dauer ſchon zu kräftiger Gegenwehr erſtarkt ſeyn und vielleicht den ganzen großen Kreis nicht minder beherrſcht haben, als jetzt den beſchränkten, auch ohne Zweifel Tugenden in der ſcheinbar werthloſen Maſſe gewahr geworden ſeyn, für die er kein offenes Auge gehabt hat. Weil er aber nur ſelten und auf kurze Zeit mit der rohen größern Knabenwelt in Berührung kam, ſo entſchloß er ſich, ihren Anfechtungen einen ſtoiſchen Leidenstrotz entgegenzuſetzen. Häufig mochte er mit dieſer paſſiven Tapferkeit auskommen; aber bisweilen trieb ihn doch die hiedurch geſteigerte Grauſamkeit der Anderen aus ſeiner Poſition. So erzählt er uns folgenden Fall ſtatt vieler. Der Privatlehrer blieb einſt eine Stunde aus. So lange nun die dem Knaben befreundeten Kinder zugegen waren, unterhielt man ſich recht artig; als aber dieſe, nachdem ſie lange genug gewartet, hinweggingen, und Wolfgang mit drei mißwollenden allein blieb, ſo verabredeten ſich dieſe durch einen Wink, den feinen, altklugen Mitlehrling, der aus ſeinem Stoicismus gleichſam Profeſſion machte, etwas zu quälen und zu beſchämen. Sie verließen einen Augenblick das Zimmer und kamen dann mit Ruthen, aus zerſchnittenen Beſen gemacht, zurück. Ihre Abſicht merkend, beſchloß Wolfgang, weil er das Ende der Stunde nahe glaubte, ſich bis zum Glockenſchlage nicht zu wehren. Sie fingen ſogleich unbarmherzig an, ihm die Beine

*) Vergl. oben das Geſpräch „Wolfgang und Maximilian.“

und Waden zu peitschen. Er rührte sich nicht, fühlte aber bald, daß er sich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit dem Dulden wuchs sein Grimm, und beim ersten Stundenschlage griff er seine Peiniger mit solcher Wuth an, daß er sie alle drei überwältigte, zu Boden warf und mit den Köpfen an einander stieß. Dieser Vorfall war Ursache, daß die gemeinsamen Unterrichtsstunden seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten. So war er denn wieder, wie vorher, in's Haus gebannt, und an die Schwester Cornelia gewiesen, die, nur um ein Jahr jünger, sich immer inniger an ihn schloß, und ihm mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Sie und die Mutter, die ihren hochbegabten Erstgeborenen leidenschaftlich liebte, und, weil sie nur achtzehn Jahre älter war, sich noch mit ihm entwickelte, machten ihm früh, und für das ganze Leben, den Herzensverkehr mit zarten, liebenden Frauengemüthern zum Bedürfnisse. In der That finden wir später in allen Lebensperioden, neben den eigentlichen Geliebten, die Zahl seiner Freundinnen fast immer größer, als die der Freunde; und in den kurzen Intervallen, wo ihn kein inniges Herzensverhältniß beglückte, hören wir ihn sogleich über „den Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe" klagen.

Bei der Erzählung seines Verhältnisses zu den Knaben gleichen Alters gibt uns Goethe gelegentlich noch ein interessantes Bekenntniß aus seiner Kinderzeit, woraus hervorgeht, wie früh sich in ihm jener aristokratische Zug, die Neigung zu den höheren und höchsten Ständen regte, die auf die ganze Gestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse und auch auf seine innere Entwickelung so entscheidend eingewirkt hat. Uebel-

wollende Gespielen ärgerten sich darüber, daß er sich auf das Schultheißenamt seines Großvaters etwas zu Gute that; und als er einmal, nach gehaltenem Pfeifergerichte, sich viel darauf einzubilden schien, seinen Großvater in der Mitte des Schöffenrathes, eine Stufe höher als die Anderen, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend, gesehen zu haben, bemerkte einer der Knaben höhnisch, er solle, wie der Pfau auf seine Füße, so auf den Großvater väterlicher Seite hinsehen, der als Gastgeber zum Weidenhofe wohl an Kronen und Throne keinen Anspruch gemacht habe. Vielleicht erinnerten die bösen Gesellen gar, was Goethe freilich nicht erwähnt, an dessen frühere Profession, das Schneiderhandwerk, worüber ohne Zweifel in Frankfurt damals kein Geheimniß herrschte. Da sich Wolfgang, ihrem Angriffe gegenüber, ruhig genug verhielt, so rückten sie, um ihn zum Aerger zu bringen, mit einem Märchen vor, das sie ihren Aeltern wollten abgelauscht haben: sein Vater sey der illegitime Sprößling eines vornehmen Mannes, und der gute Gastwirth zum Weidenhofe habe sich dazu verstanden, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie wußten dabei allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß das Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten in Friedberg und anderswo gleichfalls unvermögend seyen und dergleichen mehr. Damit war dem Knaben, der sich ohnedieß gern als etwas Auserlesenes betrachtete, eine im Stillen lange fortschleichende sittliche Krankheit eingeimpft. Es mißfiel ihm gar nicht, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn, wenn auch nicht auf die gesetzlichste Weise, zu seyn. Er brütete fort und fort über diesem Gedanken und

fand neue Gründe für die Wahrscheinlichkeit jener Angaben. Die seltene Erwähnung seines Großvaters in der Familie, die Schönheit seiner Großmutter in früheren Jahren, das Miniaturbild eines schmucken Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, das er vor dem Hausbaue in ihrem Zimmer hatte hängen sehen, Alles wurde in Betracht gezogen und scharfsinnig combinirt, und so übte der Knabe schon früh mit Leidenschaft das Geschäft eines Romandichters, dessen Talent sich ja auch großentheils in der kühnen und geschickten Verknüpfung bedeutender Zustände des geselligen Lebens bewährt. Ja, er beobachtete sogar bei Hausfreunden die Bildnisse der Fürsten und Herren aus der Nachbarschaft, die er dort von Kindheit auf vielmals an den Wänden gesehen, nunmehr mit verdoppelter Aufmerksamkeit, ob sich nicht vielleicht eine Familienähnlichkeit entdecken ließe. In der That fand er eine solche, nur leider zu oft, als daß er zu einiger Gewißheit gekommen wäre. Es mißlang ihm, die Wurzeln seines Lebensbaumes aus einem adeligen oder gar fürstlichen Geschlechte herzuleiten; aber die Krone desselben sollte dereinst im Glanze der Hofregion prangen und die unedle Abstammung verläugnen. Auch in dieser Hinsicht konnte Goethe den Spruch auf sich anwenden: Was man in der Kindheit sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle.

Nach dem, was wir bisher über des Knaben frühzeitige Entwickelung und seine Beziehungen zu Gleichalterigen berichtet haben, wird es nicht befremden, daß er sich schon in den Kinderjahren vorzugsweise zu Erwachsenen hielt, und daß diese ihrerseits auch gern mit ihm verkehrten. Wie sein Gedanken-

und Empfindungskreis über die gewöhnlichen Grenzen seines Alters hinausging, so war er auch in seinem Aeußern, in Haltung, Kleidung und Benehmen gesitteter und feiner, als man von solchen Jahren erwartet. Dazu gesellte sich aber wieder eine Zutraulichkeit, Frische und Natürlichkeit, wie sie nur seinem damaligen Alter zu eigen zu seyn pflegt, so daß in seinem Wesen Altklugheit und Kindlichkeit auf eine höchst interessante Weise gemischt waren. Daher machten sich nicht bloß nähere und entferntere Verwandte mit ihm viel zu schaffen, auch bei anderen gebildeten und bedeutenden Männern und Frauen erregte er Aufmerksamkeit und Theilnahme; und die Einwirkung dieser erwachsenen Personen auf den Knaben war viel größer, als dieß bei anderen Kindern der Fall zu seyn pflegt. Eine imponirende Erscheinung war für ihn immer der Großvater Textor, in seiner hohen bürgerlichen Stellung, in seinem friedlich würdevollen häuslichen Leben, mit dem unzerstörbaren Gleichmuthe und der wunderbaren phrophetischen Gabe. Viel verkehrte er auch im Hause seines Oheims Melber, eines Materialienhändlers, der die nächstjüngere Schwester seiner Mutter geheirathet hatte, und dessen Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten Theile der Stadt am Markte lag. Hier sahen die Kinder vergnügt aus den Fenstern dem Marktgedränge zu, und wurden auch allmählig mit den vielfachen Gegenständen bekannt, die in einer solchen Handlung aus- und einfließen. Eine zweite Tante war mit dem bei der St. Catharinen-Kirche angestellten Pfarrer Stark verheirathet, der eine schöne Bibliothek besaß, worin sich Wolfgang fleißig umsah, und zuerst Homer's Bekanntschaft machte.

Des Rathes Schneider und der Gebrüder von Ochsenstein der Söhne des verstorbenen Schultheißen, und ihrer Zuneigung zu dem Knaben ist schon gedacht. In Goethe's Exercitienhefte wird zweimal als Preisrichter bei den Stechschriften Herr von Oleschlager (in Wahrheit und Dichtung heißt er Olenschlager) erwähnt, Schöff und Senator zu Frankfurt. Als ein feiner, gewandter, schöner, sanguinischer Mann hätte er in der burgermeisterlichen Festtracht den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach Vollendung der akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und zu diesem Zwecke auch Reisen gemacht. Er hielt den Knaben besonders werth, und sprach über die Gegenstände, die ihn interessirten, viel mit demselben. Wir werden auf ihn beim folgenden Lebens-Lustrum unsers Dichters zurückkommen. Außer ihm finden wir in den Stechschriften noch die Herren Brunelius, Hartmann, Gullmann und Seelhof, ohne Zweifel sämmtlich Freunde des Goethe'schen Hauses, als Preisrichter aufgeführt. Als Lehrer des Lateinischen und Griechischen im J. 1759 wird im Exercitienhefte Scherbius genannt, der nachmals in der Frankfurter Localposse so ergötzlich gezeichnete Prorector.*) Nur dunkel

*) Den Schluß des mehrfach erwähnten Exercitienheftes bildet eine Reihe deutsch-griechischer und lateinischer Exercitien, die ihm Scherbius, damals noch ein junger Mann, dictirte: Liber exercitiorum Germanico-Graecorum atque Latinorum, quae a Domino Scherbio Praeceptore meo aestimatissimo dictata et a me Jo. Wolfg. Goethe versa sunt. Anno Christi Mens.

erinnerte sich Goethe eines Barons von Häckel, eines freundlichen, wohlgebildeten, reichen Edelmannes, der verheirathet, aber kinderlos, ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit guten Gemälden, Kupferstichen, Antiken und manchem Andern ausgestattet, deßgleichen eines Schöffs von Uffenbach, welcher Italien besucht, sich besonders auf Musik gelegt hatte und nun häufig Concerte und Oratorien in seinem Hause aufführen ließ. Nicht ohne Einfluß blieb auf den Knaben das Aufsehen, welches sein kaum noch persönlich von ihm gekannter Großoheim Johann Michael von Loen, mit der Schwester seiner Großmutter Textor vermählt, durch seine Schriften in der literarischen Welt, und zunächst in Frankfurt, wo er sich niederließ, erregt hatte. Er erlangte einen Namen, indem er in die verschiedenen, damals in Kirche und Staat beginnenden Regungen muthig eingriff. Durch sein Buch: „Die einzige wahre Religion", gerieth er mit Theologen in heftigen und persönlichen Streit, was ihn veranlaßte, die von Friedrich II. ihm angebotene Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen. Viel Sonderbares vernahm Goethe in seiner Kindheit von den drei Gebrüdern Senckenberg, deren ältester der nachmals so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg war. Ein anderer vortrefflicher Frankfurter war der Doctor Orth. Er gab die Anmerkungen zu der

---

Jan. 1759. Es fallen also diese Dictate mit dem Beginne der französischen Einquartierung zusammen, die, wie sich bald zeigen wird, in den Unterrichts- und Erziehungsgang zuerst Verwirrung und dann eine andere Wendung brachten.

sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, worin die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind, und dessen historische Capitel Goethe in seinen Jünglingsjahren fleißig studirte. Nicht sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch sein Wirken in der Nachbarschaft und seine Schriften übte Carl Friedrich von Moser einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben aus. Wegen seiner regen Staats- und Geschäftsthätigkeit in der Gegend war er in aller Munde, und sein ernstliches Streben, das Amts- und Geschäftsleben einer gewissenhaften Behandlung entgegen zu führen, hatten ihm Vieler Achtung erworben.

Ehe wir mit Goethe's zweitem Lebens-Lustrum abschließen, dürfte es angemessen seyn, noch einen Blick auf seine bisherige religiöse Entwicklung zu werfen. Hierbei ist vor Allem die Einwirkung des Vaters und der Mutter in Betracht zu ziehen. Ersterer scheint zwar nicht zu den Streng-Orthodoxen gehört zu haben; dafür sprechen wenigstens Aeußerungen, wie jene im Briefe an den Consul Schönborn zu Algier vom 24. Juli 1776: „Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrifft, kann er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie denn eben diese schwarzen Männer mit weißen Kragen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellt fanden und daher den weltlichen Arm zur Confiscation reizten.“ Indeß hielt er den Knaben, wie es scheint, früh zu regelmäßigem Besuche der Kirche und Predigt an, und aus dem aufgefundenen Exercitienhefte geht hervor, daß er gern biblische und kirchliche Elemente in den

Kreis des Unterrichts zog. Auf häusliche Andachtsübungen deuten andere Stellen jenes Heftes; so heißt es unter der Rubrik Exercitia privata, Mense Januario 1757, worin der Knabe theils kleine Kindererlebnisse, theils Naturempfindungen ausdrückt: „Ich und mein Bruder sind heute morgen ein wenig vor sieben aufgestanden, und hat uns Niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen.“ Inniger mußte die Mutter mit ihrem reichen und tiefen Gemüthe auf die Entwickelung seiner religiösen Empfindungen einwirken. Von Natur sehr heiter und lebenslustig nahm sie in den Jahren ihres Ehestandes, wo sie mit ihrem Gatten ein sehr zurückgezogenes Leben führen mußte, schon aus Bedürfniß einer innigern Gemüthsanregung an der Religion ein doppeltes Interesse. Ihre vorzüglichsten Freundinnen waren, wie Goethe bezeugt, „gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen,“ und unter diesen nahm Fräulein von Klettenberg die erste Stelle ein. Erst in späteren Jahren, nach des Gatten Tode, trat bei fortdauernder ächter Frömmigkeit, die ursprüngliche Neigung zu frohem Genusse der irdischen Dinge wieder stärker hervor, wobei aber auch die Rückwirkung des Sohnes auf sie in Anschlag zu bringen ist, dessen verschiedene Entwickelungsphasen sie bis auf einen gewissen Grad mit durchmachte.

In Goethe's religiöses Leben kamen aber schon früh, vor dem zehnten Jahre, durch Lectüre und Erfahrungen mehrere Gährungsstoffe, die eine spätere Krisis vorbereiteten. Unter der Masse dessen, was der Knabe aus alter und neuer

Es fehlte auch dem jungen Goethe nicht, neben den übrigen Lectionen, an regelmäßig ertheilten Religionsſtunden. Aber den kirchlichen Proteſtantismus, der ihm in denſelben überliefert ward, bezeichnet er ſelbſt als eine Art von trockener Moral; „an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen.“ Er zog ſich daher in religiöſer Beziehung früh ſchon auf ſich ſelbſt zurück und ſuchte ſeinen religiöſen Bedürfniſſen auf eigene Hand zu genügen. Die Art, wie er dabei zu Werke ging, hat in dreifacher Hinſicht etwas Prototypiſches für ſeine ganze ſpätere Stellung zu Kirche und Religion. Einmal iſt das charakteriſtiſch, daß er noch weiter ging, als die Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuter, „die Stillen im Lande.“ Dieſe hatten ſich gleichfalls, weil ſie in der herrſchenden Kirche keine vollkommene Befriedigung fanden, von derſelben abgeſondert, hielten ſich jedoch in kleineren Geſellſchaften zu gemeinſamer Gottesverehrung zuſammen. Unſer Wolfgang aber übte ſeine Andacht einſam und geheim, auf ſeinem Zimmer, nach ſelbſterfundenem Cultus, Prieſter und Zuhörerſchaft in Einer Perſon. Dann ſehen wir ihn die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt in ähnlicher Weiſe auffaſſen, wie er ſie ſpäter noch auf der Höhe ſeiner ausgebildeten Weltanſchauung dachte. Der Knabe ſchon ſtellte ſich Gott als in unmittelbarer Verbindung mit der Natur ſtehend vor; eine Geſtalt konnte er dieſem Weſen nicht leihen; „*er ſuchte ihn alſo in ſeinen Werken auf* und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar bauen.“ Sein Verfahren hierbei verkündigte drittens, wie Gervinus treffend bemerkt hat, daß er ſeine Religion bald in den Dienſt ſeiner

dichterischen Kräfte bringen würde. Naturproducte sollten die Welt symbolisch vorstellen; ein darüber brennendes Feuer sollte das zum Schöpfer sich aufsehnende Gemüth bedeuten. Zu dem Ende suchte er aus der Naturaliensammlung die besten Exemplare heraus, baute sie auf einem schönen rothlackirten, pyramidalischen Musikpulte, der verschiedene Abstufungen hatte, anmuthig über einander auf, und stellte auf den Gipfel Räucherkerzchen in einer schönen Porzellanschale. Diese wurden nun, nachdem die Sonne eine Zeit lang aufgegangen war, vermittelst eines Brennglases angezündet. „Alles gelang nach Wunsch," erzählte er, und die Andacht war vollkommen." Bei der Wiederholung der Feierlichkeit richteten die Räucherkerzchen Schaden an dem Musikpulte an, und dieß benahm dem jungen Priester den Muth zu neuen Opfern.

Fünftes Kapitel.

Zeit der französischen Einquartierung: Graf Thorane. Belebung des Interesses für Malerei. Stocken des Unterrichtes. Erlernung der französischen Sprache. Besuch des Theaters. Bekanntschaft mit einem jungen Franzosen. Erste Neigung. Schlacht bei Bergen. Französischer Erstlingsversuch im Drama. Fortgesetzte Theilnahme an der Malerei. Umquartierung des Grafen Thorane.

Unsere Erzählung ist jetzt bei einer Epoche angelangt, die eine bedeutende Störung, ja Unterbrechung in der planmäßigen Unterweisung unsers jungen Freundes veranlaßte, dafür aber auf anderm Wege seinen Geist mit Erfahrungen und

Kommandirenden beherbergte. Am 2. Januar 1759 wurde Frankfurt gewaltsam von den Franzosen besetzt, und den friedlichen Bürgern die seit vielen Jahren unerhörte Last einer schweren Einquartierung aufgebürdet. Keinem war diese drückender, als dem preußisch gesinnten, Ruhe und Ordnung liebenden Vater Goethe's, obwohl er Ursache gehabt hätte, sich in vieler Hinsicht zu seiner Einquartierung Glück zu wünschen. Denn man hatte ihm den Königslieutenant zugetheilt, den Grafen Thorane, aus Grasse in der Provence, einen Mann von manchen trefflichen Eigenschaften, und noch dazu in Beziehung auf Kunst mit ihm geschmacks- und gesinnungsverwandt. Kaum hörte der neue Militairgast bei seinem Eintritte ein Gemäldezimmer erwähnen, so erbat er sich, obwohl es schon Nacht war, sogleich mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen, zeigte übergroße Freude daran, behandelte den begleitenden Hausherrn höchst verbindlich und versicherte, daß er die Frankfurter Künstler baldigst kennen zu lernen und zu beschäftigen wünsche. Aehnlich war sein ferneres Benehmen. Er ließ nicht einmal seine Landcharten an die Wände nageln, um die neuen Tapeten zu schonen. Auch waren seine Leute still, ordentlich und gewandt. Nichts desto weniger ward Goethe's Vater mit jedem Tage verdrießlicher und hypochondrischer. Freilich brachte die amtliche Stellung des Grafen Unruhe genug in's Haus. Er hatte die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten, und da folgte nun den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, ein Klagender dem andern, Arrestanten wurden gebracht und weggeführt, Officiere und Adjutanten vorgelassen, und weil

der Graf überdieß täglich offene Tafel hielt, so war in dem mäßig großen Hause, auf der Einen Treppe, eine ewige Bewegung, ein stetes Geräusch.

Dieses rege, fremdartige Leben und Treiben im älterlichen Hause mußte dem Knaben wieder eine Menge neuer Begriffe und Anschauungen zuführen. Aber auch die bedeutende Persönlichkeit des Grafen Thorane wirkte um so stärker auf ihn ein, da sich die Dauer seiner Anwesenheit durch ein paar Jahre, etwa bis in die erste Hälfte des J. 1761 hinauszog. Goethe schildert ihn als einen langen, hagern, ernsten Mann, das Gesicht durch die Blattern entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen, würdevoll und zusammengenommen in seinem Betragen, durchaus uneigennützig, in seinem Amte pünktlich und streng, und von gewissenhafter Gerechtigkeitsliebe. Seine richterlichen Entscheidungen hatten einen besondern Reiz durch eine pikante, geistreiche oder launige Wendung, womit er sie zu begleiten pflegte. Bisweilen zog er sich auf Stunden, ja auf Tage in sein Zimmer zurück und sah Niemanden als seinen Kammerdiener Saint Jean. Er war dann von einer Art Unmuth oder Hypochondrie geplagt, und aus Andeutungen des Kammerdieners konnte man schließen, daß er früher in solcher Stimmung Unglück angerichtet habe und daher jetzt, in seiner wichtigen Stelle, auf seiner Hut sey. Er ließ gleich in den ersten Tagen die Frankfurter Maler zu sich berufen und kaufte ihnen Manches ab. Da er aber auch Willens war, sie, und besonders Seekatz aus Darmstadt, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen, so wurde dazu Wolfgang's helles Arbeits-

zimmer in der Mansarde eingeräumt und sofort in ein Cabinet und Atelier verwandelt. Der Knabe kannte diese Männer von früh an, war daher, weil ihn auch der Graf gern um sich leiden mochte, bei den Bestellungen, Berathungen und Ablieferungen zugegen, und sprach seine Meinung frisch mit darein. Wahrlich, dieser tägliche und stündliche Verkehr mit Künstlern, dieses Miterfinden, dieses Entstehensehen, und die lebendige Theilnahme an der Beurtheilung der Kunstwerke waren eine treffliche Schule für den künftigen Kunstkenner. Seine Neugier, die nichts ungesehen ließ, bereitete ihm aber auch ein Mal eine kleine Beschämung. Er fand hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen und sah darin, als er den Schieber wegzog, ein Gemälde enthalten, wie man es den Blicken nicht auszustellen pflegt. So eilig er nun auch es wieder zuzuschieben suchte, so ertappte ihn doch der Graf darüber und dictirte ihm mit seiner Königslieutenants-Miene die Strafe, daß er in acht Tagen das Zimmer nicht betreten dürfe. Wolfgang entfernte sich mit einer Verbeugung und befolgte aus einer kleinen Tücke das Verbot, zum großen Verdrusse des guten Seekatz, so pünktlich, daß er diesem den Kaffee, statt in's Zimmer, nur bis auf die Schwelle brachte und ihn so jedesmal zum Aufstehen von der Arbeit nöthigte. Indeß wurde durch jenen Vorfall das gute Verhältniß weder zu dem Künstler, noch zum Grafen dauernd gestört.

Während aber der Graf durch sein rücksichtsvolles und würdiges Benehmen, seine Selbstbeherrschung, Freigebigkeit, seine heiteren salomonischen Richtersprüche, immer mehr die

Achtung und Zuneigung des Knaben gewann, war dessen Verehrung für den Vater keineswegs im Zunehmen begriffen. Dieser verstockte sich täglich mehr in seiner Mißstimmung über Alles, was um ihn vorging, und that nicht das Geringste, um sich dem Grafen zu nähern. Die kluge Mutter bediente sich bei diesem peinlichen Verhältnisse eines gegenüber wohnenden Hausfreundes und Gevatters, der geläufig Französisch sprach, als Dolmetscher, und wußte durch ihn den Gemüthszustand ihres Gatten dem Grafen mit dem besten Erfolge vorzustellen und zu beschönigen. Auch entschloß sie sich, selbst Französisch zu lernen, und ließ sich vor Allem durch den Gevatter die zur Unterhaltung mit dem Grafen nöthigen Wendungen einüben. Unterdeß wuchs des Vaters üble Laune so sehr, daß auch seine Thätigkeit gelähmt wurde, und sein Eifer in der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder nachließ. Die freie Zeit, welche diesen hierdurch erwuchs, benutzten sie, um ihre Neugierde an militairischen und anderen Dingen zu befriedigen, und zwar nicht bloß im Hause, sondern auch im Freien, wohin sie um so leichter hinausschlüpfen konnten, als die von Schildwachen besetzte Thüre Tag und Nacht unverschlossen blieb.

Bei diesem Umherstreifen in und außer dem Hause machte der Knabe von selbst in einem Lehrzweige größere Fortschritte, als der regelmäßigste Unterricht erzielt haben würde, nämlich im Verständniß und mündlichen Gebrauch des Französischen. Es mag zwar nicht ganz richtig seyn, wenn Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt, daß er bis dahin das Französische nicht gelernt habe; wenigstens finden wir in dem oft genannten Exercitienhefte eine kleine polyglottische Uebung, worin auch

das Französische angewandt ist. *) Aber weit gefördert war er damals noch auf keinen Fall in dieser Sprache. Jetzt aber horchte er vom Grafen, von Bedienten, Soldaten, Schildwachen, Besuchenden in kurzer Zeit so viel heraus, daß er sich wenigstens mit einzelnen Wendungen in's Gespräch mischen konnte. Hierbei kam ihm nicht bloß dasjenige, was er vom Lateinischen und Italienischen wußte, sondern auch seine rasche Combinationsgabe und das angeborene Talent zu Statten, leicht „den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent," überhaupt ihre äußeren Eigenthümlichkeiten, zu erfassen. Aeußerst förderlich war ihm in dieser Beziehung der tägliche Besuch des französischen Theaters, wozu ihm sein Großvater ein Freibillet gegeben hatte. Anfangs verstand er sehr wenig von dem, was die Schauspieler sagten, am wenigsten von den rasch gesprochenen Komödien; aber die Begierde, sich des Inhaltes der Stücke zu bemächtigen, schärfte seine Auffassungsgabe, und bald begannen hier und da lichte Stellen in den Reden der Schauspieler zu erscheinen. Jetzt nahm er zu Hause den Racine aus seines Vaters Bibliothek, und memorirte und declamirte große Stellen, ohne sie noch ganz im Zusammenhange zu verstehen, mit dem Pathos der französischen Bühne,

*) Es ist der Spruch Hosea V, V. 1, und das Französische lautet: „Vennez, et retournerons a l'Eternel, car c'est lui qui nous a dechiré: il nous guerira, il a frappé mais il nous bandera les plaiex." Gerade die orthographische und sonstige Fehlerhaftigkeit dieser Stelle deutet darauf hin, daß wir hier eine eigene Uebung des Knaben, und nicht etwa bloß Abgeschriebenes vor uns haben.

ſo wie er in früherer Zeit unverſtändliche Bibelſtellen auswendig gelernt und im Predigertone recitirt hatte. Dazu kam noch das Bekanntwerden mit einem zum Theater gehörigen muntern Knaben — Goethe nennt ihn Derones —, einem allerliebſten kleinen Schwätzer und Aufſchneider, durch deſſen Umgang er in vier Wochen ſo außerordentliche Fortſchritte im Franzöſiſchen machte, daß Alles ſich wunderte, wie Wolfgang ſo plötzlich, gleichſam durch Eingebung, zur fremden Sprache gelangt war.

Der häufige Beſuch des Schauſpieles war aber nicht bloß rückſichtlich des Franzöſiſchen für ihn von Bedeutung; auch jene durch das Puppenſpiel der Großmutter angeregte Liebe zum Theatraliſchen wurde dadurch genährt und geſteigert. Halb fügte es der Zufall, halb ging es aus der Natur des Knaben hervor, daß ſein Intereſſe an der Bühne ſich gleich vornherein anders geſtaltete, als bei anderen Kindern. Schon bei dem Puppenſpiele war ſein Antheil nicht etwa nur paſſiver Art geweſen; er hatte ſich nicht bloß als Zuſchauer ergötzt, ſondern auch Erfindungs- und Darſtellungsgabe geübt. Jetzt, in dem franzöſiſchen Theater, war es wieder nicht vorherrſchend das ſtoffartige Intereſſe, was ihn anzog. Je weniger er Anfangs vom Inhalte ergriff, deſto mehr achtete er auf Geberdenſpiel, Bewegung und Klang der Rede und allerlei Aeußeres, worauf ſonſt ein Knabe nur geringe Aufmerkſamkeit wendet. Und als nun bei wachſender Sprachkenntniß ſich ihm allmählig der Gegenſtand der Stücke parthieenweiſe zu verdeutlichen begann, wurde ſeine Erfindungsgabe zur Ausfüllung der Lücken in Anſpruch genommen. Es läßt ſich denken, wie bei der

Darſtellung von Stücken, wie der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, der Anblick der bebänderten Burſchen und Mädchen ſeine Phantaſie in lebhaftes Spiel verſetzte, auch wo er den Worten noch nicht zu folgen vermochte. Beſonders häufig kamen die Stücke von Destouches, Marivaux und la Chauſſée an die Reihe, und er erinnerte ſich aus ihnen noch im ſpätern Alter mancher charakteriſtiſchen Figuren, ſo wie er auch aus den Philoſophen von Baliſſot die Figur des Weltweiſen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch ganz deutlich im Gedächtniſſe hatte. Den größten Eindruck machte aber auf ihn die Hypermneſtra von Lemierre, die als ein neues Stück wiederholt und ſorgfältig aufgeführt wurde.

Der junge Derones machte ihn bald auch mit ſeiner Schweſter bekannt, einem ſehr angenehmen, hübſchen Mädchen, die ein paar Jahre älter war, als die beiden Knaben. Wolfgang wandte ihr ſeine erſte Neigung zu, und ſuchte ihr auf jede Art ſich gefällig zu erweiſen. Er ging niemals zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder ſonſt etwas zu überreichen. Sie nahm es mit höflichem Danke an, behielt aber immer etwas Stilles und Trauriges in Blick und Betragen, und zeigte ihm keine Spur von beſonderer Aufmerkſamkeit. Die Art, wie er ſich dieſes Benehmen enträthſelt zu haben glaubte, erinnert an die Anfangsſtrophe eines Gedichtes aus dem Leipziger Liederbüchlein („Kinderverſtand“):

In großen Städten lernen früh
Die jüngſten Knaben was;
Denn manche Bücher leſen ſie

Und hörten dieß und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchten's nicht zu wissen;
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Der junge Franzose zeigte ihm hinter dem elegant aufgeputzten Bette seiner Mutter das Portrait eines schönen Mannes mit dem Bemerken, das sey eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa, woraus dann Wolfgang, mit Berücksichtigung des traurigen Aussehens seiner Schönen, herauszufinden glaubte, daß die Tochter wohl dem Vater, der Knabe aber und ein jüngerer Bruder dem Hausfreunde angehören möchten. Durch Derones, den der Biograph übrigens, seine Aufschneidereien abgerechnet, einen Knaben von guten Sitten nennt, wurde er auch mit dem freien Leben der Schauspieler näher bekannt. Er ward durch ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft in die Foyers derselben geführt, wo beide Geschlechter in den Zwischenzeiten der Schauspiele verweilten und ohne Scheu vor einander und vor den Kindern sich an- und auskleideten.

Das Verhältniß zu dem kleinen französischen Windbeutel verwickelte unsern Wolfgang schon in seinem zehnten Jahre in einen — Zweikampf. Derones behauptete plötzlich bei einem Spiele von ihm beleidigt zu seyn, und verlangte Satisfaction. Die beiden Gegner verfügten sich hinter eine Scheune, um ihre Sache auszufechten. Da stand denn unser junger Held, ungefähr wie in jenem Knabenmärchen costümirt, mit

Schnallenschuhen, gepudert und frisirt, seinen kleinen Degen in der Hand, dem Feinde gegenüber in Positur. Bei dem Zweikampfe ging es etwas theatralisch zu, die Klingen klirrten und die Stöße fuhren nebenaus. Als im Feuer der Action Derones' Degenspitze die Bandschleife an Wolfgangs Degenbügel durchbohrte, versicherte der Franzose, vollkommene Satisfaction zu haben, umarmte seinen Gegner mit Pathos und begab sich dann mit ihm in's nächste Kaffeehaus, um bei einem Glase Mandelmilch die alte Freundschaft zu befestigen.

In dieser neuen Lebensweise waren unserm Wolfgang die ersten Monate des Jahres 1759 unter allerlei wechselnden Zerstreuungen, Paraden, Truppendurchmärschen, Theater, Bällen und dergleichen, vergnüglich und lustig genug verflossen. Da begann bei der Annäherung des Frühlinges sich Furcht und Besorgniß in der Stadt zu verbreiten. Es ging das Gerücht, die Verbündeten seyen im Anmarsche und der Herzog von Braunschweig komme, die Franzosen vom Maine zu vertreiben. Stärkere Abtheilungen von Truppen zogen durch die Stadt, die, wie man erfuhr, bei Bergen sich sammelten, das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich, Goethe's älterliches Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. Indem dieß die Angst vieler friedliebenden, für Hab und Gut und das Leben der Ihrigen besorgten Bürger erhöhte, sahen die preußisch Gesinnten in Frankfurt, und vor Allen Goethe's Vater, der Ankunft der Alliirten mit Sehnsucht entgegen. Wolfgang theilte nicht die Gefühle und Wünsche des Vaters; seine Begeisterung für den großen Fritz schien vergessen zu seyn; das Leben und Treiben in der Stadt seit der Besitznahme

durch die Franzosen hatte ihm zu wohl gefallen. Unterdeß kam, nach einer unruhigen Charwoche, der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündete den nahen Sturm. Goethe und seine Schwestern durften nicht aus dem Hause; der Vater hatte keine Ruhe und wagte sich aus der Stadt, den gehofften Siegern entgegen. Die Schlacht begann. Wolfgang stieg auf den obersten Boden, wo er zwar nicht die Gegend übersehen, aber den Kanonendonner und das Massenfeuer des Kleingewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden kam eine Reihe Wagen mit Verwundeten, die in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloster gebracht wurden. Gefangene und blessirte Deutsche befanden sich unter dem Zuge, ein Anzeichen, daß die Schlacht für die Alliirten unglücklich gewesen. Goethe's Vater, der unterdessen zurückgekehrt war, verlor bei ihrem Anblicke ganz seine gewöhnliche Fassung. Außer sich vor Schmerz und Unmuth, wollte er die Gaben, die er, wie andere Bürger, den vorbeifahrenden Verwundeten reichen ließ, nur an die Deutschen vertheilt haben. Die Kinder dagegen sprangen dem heimkehrenden Königslieutenant entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm ihre Freude, wofür er ihnen Zuckerwerk, süßen Wein und Anderes reichen ließ.

Dem furcht- und spannungsvollen Tage sollte im Goethe'schen Hause ein gleich angstvoller Abend folgen. Der Vater, zum Nachtessen gerufen, ging am Zimmer des Grafen vorüber, als dieser gerade heraustrat, um die große draußen harrende Menge von Bittenden, Fordernden und Dringenden kürzer abzufertigen. Heiter trat der Graf dem Hausherrn entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Sie werden uns und Ihnen Glück

wünſchen, daß dieſe gefährliche Sache ſo glücklich abgelaufen.“ — „Keineswegs!“ verſetzte dieſer mit Ingrimm, „ich wollte, ſie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren ſollen!“ Der Graf hielt einen Augenblick inne; dann aber brach er mit Wuth in drohende Worte aus und gab ſogleich den Befehl, Goethe's Vater auf die Wache zu führen. Seine Untergebenen widerſprachen zwar in ſolchen Fällen nie, doch zauderten ſie wohl einmal mit der Ausführung, worum ſie jetzt vom Dolmetſcher und der Hausfrau auf's Dringendſte gebeten wurden. Den kurzen Aufſchub benutzte der Dolmetſcher, um den Grafen in ſeinem Cabinete aufzuſuchen und durch eine kluge Unterredung ſeinen Zorn zu beſchwichtigen*). Wolfgang erfuhr erſt nach einer ruhig durchſchlafenen Nacht, welch' ein Ungewitter geſtern Abend nahe über ihren Häuptern vorübergezogen war.

Die Jugend lebt ganz der Gegenwart, und ſo hatte ſich auch Wolfgang dieſe bedrängte Zeit ſchnell aus dem Sinne geſchlagen, ſobald wieder Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt

---

*) Goethe hat die Unterredung aufgezeichnet und die Bemerkung vorangeſchickt, der Gevatter habe dieß Geſpräch, worauf er ſich nicht wenig zu Gute gethan, oft genug wiederholt, ſo daß er es noch wohl aus dem Gedächtniſſe aufſchreiben könne. Ich denke mir, daß dieß nur eine geſchickte Wendung iſt, um die Wahrſcheinlichkeit zu retten, und daß man die Goethe'ſche Darſtellung des Geſpräches ungefähr ſo anzuſehen hat, wie die Reden, welche die Hiſtoriker der Alten den Feldherren und anderen bedeutenden Männern in den Mund legen.

waren. Seine Leidenschaft für das französische Theater wuchs fortwährend, und er versäumte keine Vorstellung, obwohl er darüber bei'm Abendessen stets Vorwürfe vom Vater hören mußte. Was er auch für Argumente für die Nützlichkeit des Schauspieles vorbringen mochte, keine Gründe wollten beim Vater greifen, bis dieser bemerkte, wie unglaublich schnell der Knabe in der französischen Sprache fortschritt. Noch mehr aber söhnte er sich mit diesem Theaterbesuche aus, als Wolfgang ihm ein sauberes Manuscript eines selbstverfaßten französischen Dramas überreichte. Es waren damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmacke des Piron gegeben worden. Diese Vorstellungen hatten den Knaben lebhaft angezogen, und da ihm die Elemente, woraus sie gebaut waren, von den Ovid'schen Metamorphosen und Pomey's mythischem Pantheon her noch häufig im Kopfe summten, so hatte sich bald ein ähnliches Stückchen in seiner Phantasie zusammengestellt, wovon er aber später nur so viel zu sagen wußte, daß die Scene ländlich war, daß es darin aber weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Besonders schwebte der Mercur mit seinen goldenen Flügelchen noch so deutlich seinem Geiste vor, daß er ihn leibhaftig gesehen zu haben meinte. So sollte also der Dichter, welcher der Stolz der deutschen Bühne im ernsten und würdigen Drama geworden ist, mit einem leichtfertigen, halb parodistischen französischen Stücke debutiren. Denn jene frühe Nachahmung des Terenz abgerechnet, die sich wohl auf ein paar fragmentarische Versuche beschränkte, war dieß, so viel wir wissen,

seine dramatische Erstlingsarbeit. Merkwürdig muß uns die Wahl des Gegenstandes seyn; sie deutet, wie so manches Andere, wovon wir schon gesprochen, auf Frühreife von einer Art hin, wie sie nicht besonders wünschenswerth ist. Daß ein Knabe seines Alters schon den Kopf voll hat von einem verkappten, verliebten Jupiter, einer „galanten Danae, oder wie sonst eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte," kann unmöglich für etwas Erfreuliches angesehen werden; und es ist zu verwundern, wie der Vater über der Freude an den sprachlichen Fortschritten des Knaben dergleichen übersehen konnte.

Freund Derones, dem er ebenfalls eine Abschrift seines Products vorlegte, nahm es mit Gönnermiene auf und stellte Anfangs sogar die Möglichkeit einer Aufführung auf dem Theater in Aussicht. Als er aber mit dem Verfasser näher in die Betrachtung des Stückes einging, kehrte er, mit der willkürlichsten Kritik, durch Streichen, Zusetzen, Verändern allmählig das Ganze um und um, „so daß kein Stein auf dem andern blieb." Goethe erzählt, er habe ihn, wenn auch mit schwerem Herzen, aus Achtung vor den dramaturgischen Einsichten, die er ihm zutraute, gewähren lassen; denn er habe von ihm schon früh die ganze dramaturgische Litanei von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, der Harmonie der Verse u. s. w. anhören müssen. Man kann sich dabei nicht eines kleinen Bedenkens erwehren, daß auch der junge Franzose, bei einer ohne Zweifel mangelhaften Erziehung, in so frühem Alter schon sich in einem solchen Ideenkreise bewegt habe. Wie dem auch

ſey, das Mißlingen des erſten dramatiſchen Verſuches brachte unſern Dichter auf den Gedanken, jene Theorieen und Geſetze unmittelbar aus den Quellen zu ſchöpfen. Er ſtudirte Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, machte ſich mit den Händeln über den Cid bekannt und las die Vorreden, worin Corneille und Racine ſich gegen Kritiker und Publicum vertheidigen. Hier ſah er nun wohl, wie man es haben wollte, aber keineswegs, warum man es ſo verlangte; und zugleich glaubte er zu finden, daß die Dichter, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, ſobald ſie darüber zu reden anfingen, und ſich rechtfertigen, entſchuldigen, beſchönigen wollten, doch nicht immer den rechten Fleck träfen. Daher wandte er ſich voll Unmuth von dieſer theoretiſchen Saalbaderei wieder zum lebendig Vorhandenen, beſuchte noch eifriger das Theater, und las Corneille zum großen Theile und Moliere und Racine ganz. Letzterer war ſein Abgott geworden, ſeit er ihn durch den Schöff von Oleſchlager näher hatte kennen lernen. Dieſer hatte nämlich den Britannicus durch Kinder aufführen laſſen, und dabei war unſerm Wolfgang die Rolle des Nero zugetheilt worden.

Solche Beſchäftigungen nahmen indeß den Knaben nicht ausſchließlich in Anſpruch; ſein Intereſſe für die Malerei wurde daneben fortwährend rege erhalten. Die Oelbilder, welche der Graf früher den Frankfurter Künſtlern in Beſtellung gegeben, waren für den Wohnſitz ſeines ältern Bruders zu Graffe beſtimmt und ſollten nicht in Rahmen eingefaßt, ſondern dort als Tapetentheile auf die Wand befeſtigt werden, weßhalb er ſich die ſämmtlichen Maße der Zimmer und Cabinette

hatte kommen lassen. Diese Gemälde waren unterdessen großen theils fertig geworden und abgeliefert. Indem nun der Graf dieselben in Wolfgang's Mansardezimmer, Bande für Bande, auseinanderrollen und annageln ließ, sich an den gelungenen Stellen erfreute, aber auch Anderes nicht ganz nach Wunsch ausgeführt fand: kam er auf den Gedanken, ob man nicht die verschiedenen Talente der einzelnen Künstler auf denselben Bildern vereinigen könne. So wurden denn z. B. in einer fertigen Landschaft vom Thiermaler noch schöne Herden und vom Menschenmaler die Hirten und einige Wanderer angebracht, wodurch endlich das Ganze überfüllt ward und die weiteste Landschaft zu enge schien. Diese Operation machte die sämmtlichen Maler verdrießlich, indem Jeder seine Arbeit durch die der Andern verdorben glaubte. Für Wolfgang aber, in dessen Beiseyn meist dergleichen Veränderungen vorgenommen wurden, mußte auch das Mißlingen belehrend werden, und sein Interesse an der Arbeit wurde dadurch unterhalten und erhöht, daß man, bei'm Aussuchen der anzubringenden Thier- und Menschengruppen aus den Studien der Maler, ihn zu Rathe zog und manchmal seinen Vorschlägen, aus Ueberzeugung oder Geneigtheit, willfahrte.

Endlich waren die Gemälde zur Zufriedenheit des Grafen vollendet, in Kisten und Kasten eingepackt und nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeschickt. Jetzt aber regte sich in Goethe's Vater der Wunsch noch stärker, auch den Grafen aus dem Hause zu entfernen; und er brachte es durch wiederholte Vorstellungen dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Königslieutenant umlogirt werden und das

Goethe'sche Haus, in Betracht der seit einigen Jahren getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont bleiben. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, ließ sich die Umquartierung gefallen und schied in gutem Frieden von der Goethe'schen Familie.

Sechstes Capitel.

Wiederaufnahme des Unterrichts. Zeichnen. Musik. Beschäftigungen in Freistunden mit naturwissenschaftlichen Dingen, Seidenwürmerzucht, Judendeutsch. Unterricht im Englischen. Roman in sieben Sprachen. Hebräischer Unterricht. Rector Albrecht. Interesse am Inhalte des alten Testaments. Joseph, ein prosaisch-episches Gedicht. Kleinere Poesieen. Höllenfahrt Jesu Christi. Elemente der Jurisprudenz. Reit- und Fechtunterricht. Fortgesetzter Umgang mit älteren Männern: Oleschlager, Reineck, Hüsgen. Verkehr mit Handwerkern und Künstlern. Wanderungen in und außer der Stadt.

Nach dem Auszuge des Grafen Thorane war eine Stille, ein Friede in Goethe's Aelternhaus zurückgekehrt, wie man dort lange Zeit nicht mehr genossen hatte. Der Vater begann sich aufzuheitern; Wolfgang bewohnte wieder sein Mansardezimmer und verscheuchte die Gespenster der vielen Gemälde, die ihm zuweilen vorschwebten, durch Arbeiten und Studien. Der Unterricht wurde wieder regelmäßiger und durch neue Lehrgegenstände erweitert.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Canzleidirectors Moritz, welcher nach der Entfernung der Einquartierung den ersten Stock des Hauses gemiethet hatte, kam häufig

mit Goethe's Vater in Geschäftssachen zusammen. Da er, wie dieser, lehrhafter Natur war, so machte er sich gern mit Wolfgang zu schaffen, und suchte, als ein Liebhaber der Mathematik, den Knaben in diesem Lehrzweige zu fördern. Dadurch wurde Wolfgang in den Stand gesetzt, seine architektonischen Risse genauer auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der jetzt auch die Kinder täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu benutzen. Der Vater, der nie gezeichnet hatte, nahm Theil an dem Unterrichte, und gab den Kindern durch Eifer und Ausdauer das löblichste Beispiel. Nichts desto weniger machten diese nur geringe Fortschritte, da der Zeichenlehrer ein „Halbkünstler" war, und ohne die rechte Folge und Methode verfuhr. Schwerlich haben wir dieß als ein Unglück für Goethe zu betrachten. Bei günstigerm Erfolge würde er dem falschen Triebe, der ihn zur Ausübung der bildenden Kunst so stark und so dauernd hinzog, noch mehr nachgegeben und der Poesie, die sein eigentlicher Beruf war, noch manche schöne Stunde entzogen haben. Goethe erkannte es in späteren Jahren sehr klar, daß seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche war. „Ich hatte keine Naturanlage dazu," gestand er gegen Eckermann, „und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu

nichts." Und an einer andern Stelle der Gespräche mit Eckermann heißt es: „Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Triebe für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinne. Machte ich eine Landschaft, und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer dem Vordergrunde die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte, ohne mich zu üben *), und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeitlang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: „Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben." Es dauerte aber eine geraume Zeit, ehe Goethe zu dieser Einsicht gelangte, und das Zeichnen, Malen und Kupferstechen hat nicht bloß Stunden, sondern Tage und Monate seiner Poesie geraubt. Indeß dürfen wir nicht verkennen, daß aus diesen Uebungen auch ein Gewinn für seine Dichtkunst erwuchs. „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie," sagte er zu Eckermann, „bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe."

*) Anderswo bezeichnet Goethe es als ein Merkmal des ächten Talents, daß es „auch in den Zwischenpausen der Uebung fortschreitet und im Innern wächst."

Gleichzeitig mit dem Zeichnen begann auch der Musikunterricht, und zwar mußte Wolfgang, wie seine Schwester, das Clavier lernen. Zu keinem Unterrichtsgegenstande wurde er weniger durch einen inwohnenden Trieb hingezogen, als zur Musik. Er scheint auch das Clavierspielen nicht lange fortgesetzt zu haben, und betrieb es um so weniger mit Eifer, als auch der Vater ihn lange nicht mit dem Ernste dazu anhielt, wie zum Zeichnen. Goethe hat in früheren, wie in späteren Jahren von den Schranken seiner Naturanlagen in Beziehung auf Musik ein sehr helles Bewußtseyn gehabt, und that sich auf diese deutliche Einsicht etwas zu Gute. Als Eckermann ihm seine Verwunderung äußerte über die ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche auf der Reise im Jahre 1797 seinen Geist beschäftigt hatten, antwortete er: „Aber Sie finden kein Wort über Musik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreise lag. Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist." Wie eifrig er sonst bemüht war, die Grenzen seines Wesens in allen Richtungen zu erweitern, nach dieser Seite hin scheint er keinen Versuch gemacht zu haben. Weder für Gesang noch für Instrumentalmusik gewahrte er ein Talent in sich, so daß unser größter Dichter nur uneigentlich ein Sänger heißen darf, unser größter Lyriker die Saiten keines Instrumentes zu behandeln wußte*). Der Mangel dieser

*) Er übte sich nur eine kurze Zeit (um 1772) auf dem Violoncell. In einem Briefe an Salzmann, datirt Frankfurt den 3. Februar 1772, heißt es: „Wollten Sie bei Gelegenheit meinen

Anlagen könnte auffallend scheinen bei seinem zarten Gefühle für sprachlichen Wohlklang und seinem feinen Tact für schöne und ausdrucksvolle rhythmische Bewegung; allein von der Musik der Sprache und dem Wohlklange der Verse ist noch eine große Kluft zur Melodie und Harmonie der eigentlichen Tonkunst. Indeß dachte er keineswegs geringe von dieser Kunst; vielmehr erschien sie ihm vor allen dämonischer, göttlicher Natur. „Sie steht so hoch," sagte er zu Eckermann, „daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht." Besonders war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die lyrische Poesie nur im innigsten Bunde mit der Musik ihre volle Gewalt auf das menschliche Herz ausübe. „Nur nicht lesen! immer singen!" ruft er in dem Liede „An Lina" aus:

Ach wie traurig steht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Und welchen Werth er der Musik für die Bildung der Jugend beilegte, das zeigt die Rolle, welche ihr in den Wanderjahren unter den Erziehungselementen jenes pädagogischen Utopiens eingeräumt ist. „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung," berichtet dort der Aufseher; „alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der

---

Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, sie ihm abhandeln und baldmöglichst mir zuschicken. Ich treib' die Kunst etwas stärker, als sonst."

einfachſte Genuß, ſo wie die einfachſte Lehre werden bei uns durch Geſang belebt und eingeprägt; ja ſelbſt was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Geſanges mitgetheilt.... Von allem Denkbaren haben wir die Muſik zum Elemente unſerer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“ Goethe'n fehlte es an productiven und praktiſchen Anlagen zur Muſik, aber durchaus nicht an tiefer und inniger Empfänglichkeit für ihre Wirkung. Wir heben aus vielen Belegen nur eine Stelle eines Briefes an Zelter heraus, die er als ein Greis von vierundſiebenzig Jahren ſchrieb: „Nun aber doch das Wunderbarſte!“ meldet er aus Eger am 24. Aug. 1823, „die ungeheure Gewalt der Muſik auf mich in dieſen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja ſogar die öffentlichen Exhibitionen des hieſigen Jägercorps falten mich aus einander, wie man eine geballte Fauſt freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung ſag' ich mir: Du haſt ſeit zwei Jahren und länger gar keine Muſik gehört (außer Hummeln zwei Mal), und ſo hat ſich dieſes Organ, inſofern es in Dir iſt, zugeſchloſſen und abgeſondert; nun fällt die Himmliſche auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Geſammtheit eingeſchlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im erſten Tact Deiner Singakademie den Saal verlaſſen müßte.“ Eben ſo war ſein muſikaliſcher Geſchmack von Natur rein und ſicher. Fingerfertigkeit der Virtuoſen, wie ſie die Menge anſtaunt, das ſinnverwirrende Tongewimmel, der ſinn-

betäubende Lärm so mancher neueren Musikstücke konnten ihm keine Theilnahme abgewinnen; er liebte nur Musik, die tief zum Herzen sprach, und um so mehr, wenn sie mit einfachen Mitteln wirkte.

Kehren wir von diesen vorgreifenden Bemerkungen zum Leben unseres Freundes in den ersten sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurück, so finden wir neben den neuen Unterrichtszweigen auch neue Beschäftigungen in den Freistunden. Hier begegnen uns die ersten Anfänge der Naturstudien, die später eine so bedeutende Rolle in seinem Leben spielen sollten. Schon als kleines Kind fühlte er „einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge." Er zerpflückte damals Blumen, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, berupfte Vögel, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Jetzt warf sich diese Forschungslust auf einen bewaffneten Magnetstein, der sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht war. Er konnte nicht müde werden, die geheimnißvolle Anziehungskraft, die er auf das angepaßte Eisenstäbchen ausübte, zu betrachten und zu bewundern. Endlich nahm er die Hülle weg, in der Hoffnung, nähern Aufschluß zu gewinnen; allein die nackte Armatur belehrte ihn nicht weiter. Nachdem er auch diese herabgenommen, stellte er noch mit dem bloßen Steine an Feilspänen und Nähnadeln mancherlei Versuche an, bis sich zuletzt die Theile des Apparats zerstreuten und verloren. Er versuchte sich auch in der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, der sich gern mit ihm über Elektricität unterhielt, hatte ihm öfter erzählt, wie er als Knabe sich aus einem alten Spinnrade und einigen Arznei-

gläsern eine solche Maschine construirt habe, welche ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Wolfgang quälte sich nun lange Zeit mit dem Versuche herum, auf gleichem Wege elektrische Phänomene hervorzurufen, konnte aber nicht zum Ziele gelangen. Indeß ward ihm doch zur Meßzeit die Freude, unter anderen Raritäten auch eine Elektrisirmaschine und ihre wunderbaren Wirkungen kennen zu lernen. Wäre ihm früh schon ein kenntnißreicher Lehrer bei diesen Bemühungen zu Hilfe gekommen, wäre er überhaupt weniger an ein autodidaktisches Lernen nach Lust und Liebe, als an ein ernstes, folgerechtes Studium, an ein ausdauerndes Verfolgen fremder Gedankenreihen gewöhnt worden, und vor Allem, hätte man ihm Neigung zur Mathematik, diesem Haupthebel aller fortgeschrittenen Naturwissenschaft, einzuflößen gewußt: so würde er in diesem Gebiete Außerordentliches geleistet haben. Denn seine Neigung zu dieser Wissenschaft war unbegrenzt, und die Innigkeit und Liebe, womit er sich in die Naturbetrachtung versenkte, suchte ihres Gleichen. Deutschland wäre dann um einen großen Naturforscher reicher, aber vielleicht um seinen größten Dichter ärmer geworden. So aber ist Goethe in der Naturwissenschaft im Grunde doch nur ein Dilettant geblieben, wenn auch ein Dilettant im größten Styl und ein solcher, der unzählige Naturforscher von Profession durch seine Leistungen beschämt.

An die oben genannten Beschäftigungen in Mußestunden schloß sich eine von verwandter Art, wozu eine Liebhaberei des Vaters Anlaß gab. Dieser hatte in einem Mansardezimmer Tische und Gestelle aufschlagen lassen und betrieb dort mit Eifer die Seidenwürmerzucht, wobei ihm die Kinder zur Hand

ſeyn mußten. War die Witterung günſtig, ſo konnte das Warten und Füttern der Thierchen für eine ziemlich angenehme Unterhaltung gelten. Fiel aber Regenwetter ein, ſo mußten die Kinder, weil jene Geſchöpfe keine Feuchtigkeit vertragen, die benetzten Blätter der Maulbeerbäume ſorgfältig abwiſchen und trocknen, was, bei der Gefräßigkeit der Seidenwürmer nach der letzten Häutung, nichts Kleines war. Obendrein entſtanden oft Krankheiten unter der Heerde, wo denn die Verweſung der Todten einen peſtartigen Geruch erregte. Das Wegſchaffen war für Wolfgang, bei ſeiner Apprehenſion gegen widrige Dinge, ein ſo unangenehmes Geſchäft, daß er oft im Stillen die Liebhaberei des Vaters verwünſchte.

Sehr heterogener Natur war eine Privatbeſchäftigung, die wahrſcheinlich gleichzeitig mit den vorigen betrieben wurde. Der Knabe hatte den ſeltſamen Entſchluß gefaßt, das barocke Judendeutſch zu lernen. Es gibt bekanntlich drei Arten hebräiſcher Schrift. Die erſte iſt die heilige Schrift, wie ſie in dem Geſetzbuche ſich findet, die ſogenannte Balkenſchrift; die zweite iſt die der Gelehrten, wie man ſie in Noten zur Bibel ſieht; in der dritten pflegen die Juden das Deutſche in ihren Briefen zu ſchreiben. Dieſe letzte Art, die ſich Wolfgang zuzueignen ſuchte, iſt eine ganz eigenthümliche, zwar auch von der Rechten zur Linken geſchriebene, aber von der eigentlichen hebräiſchen Schrift ganz abweichende. Daß der Knabe auf jenen Gedanken gerieth, läßt ſich theils aus der ihm inwohnenden Neigung zum Geheimnißvollen, und theils aus dem Intereſſe erklären, welches er an dem Judenvolke, nicht bloß an dem alten, hiſtoriſchen, ſondern auch an dem um ihn lebenden

nahm. Die Selbstbiographie erwähnt zwar dieser Privatbeschäftigung erst bei der Zeit, womit wir uns jetzt beschäftigen; indeß reicht der Anfang derselben in frühere Jahre, wahrscheinlich in's Jahr 1758, zurück; denn das jüngst aufgefundene Exercitienheft aus jener Zeit enthält schon eine „Anweisung zur teutsch-hebräischen Sprache," wahrscheinlich das erste Product dieser Selbststudien, denen er dann später noch weiter oblag. Der Herausgeber des Exercitienheftes hat die „Anweisung" durch Kenner prüfen lassen, welche sie vollkommen richtig befunden haben.

Nun fügte es aber der Zufall, daß um diese Zeit abermals ein neuer Gegenstand in den Kreis des Unterrichtes eintrat. Ein englischer Sprachmeister hatte sich gemeldet, der sich anheischig machte, gegen ein mäßiges Honorar, innerhalb vier Wochen, Jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sey, im Englischen so weit zu bringen, daß er mit einigem Fleiße sich selbst forthelfen könne. Rasch entschlossen, nahm Goethe's Vater mit den Kindern Unterricht bei dem Schnelllehrer. Der Erfolg war befriedigend, da die Lehrlinge es weder an Aufmerksamkeit in den Lectionen, noch an sorgfältiger Repetition mangeln ließen.

Indem nun so das, was der Knabe nach Vorschrift oder aus Neigung trieb und lernte, zu einer Masse und Mannichfaltigkeit anwuchs, die einem einsichtigen Erzieher hätte Besorgniß erregen müssen, entwickelte sich das beste Schutz- und Heilmittel gegen die Nachtheile dieser geist- und gemüthzersplitternden Vielthätigkeit aus der Natur des Knaben selbst. Sein poetischer Trieb war es, der zur rechten Zeit erwachte,

um Einheit und Zusammenhang in dieses bunte Allerlei zu bringen, die Fülle der zudringenden Stoffe spielend zu bewältigen und seinem Geiste die Selbstständigkeit und Kraft, seinem Gemüthe die Freiheit und Heiterkeit zu bewahren. Weil es ihm lästig war, so erzählt er uns, bald aus dieser, bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu seinen Arbeiten zu nehmen, und auf diese Weise seinen Antheil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln: so erfand er, um Alles mit einem Male abzuthun, einen Roman, worin sich sieben Geschwister einander aus der Ferne Nachrichten von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Um einigen Gehalt für diese Composition zu gewinnen, beutete er die Geographie der verschiedenen Gegenden aus, wohin er jene Geschwister versetzt hatte, und erdachte zu den trockenen Localitäten allerlei „Menschlichkeiten, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten.“ Die Form war aber eine höchst buntscheckige und wunderliche, indem der älteste Bruder in gutem Deutsch Reiseberichte abstattete, die Schwester ungefähr im Styl des spätern Siegwart über häusliche Dinge und Herzensangelegenheiten schrieb, ein anderer Bruder, Studiosus der Theologie, sich des Lateins und in Postscripten des Griechischen bediente, die zwei folgenden, als Handlungsdiener angestellt, englisch und französisch correspondirten, ein fünfter Bruder als Muskus seinen ersten Ausflug in die Welt italienisch darstellte, und der jüngste endlich, „eine Art von naseweisem Nestquackelchen,“ die Geschwister

durch die schrecklichen Chiffern seines Judendeutsch zur Verzweiflung brachte.

Nicht bloß der Vater, auch der Knabe that das Seinige um das Vielerlei des Unterrichtes noch zu vermehren. Er bat den Vater um Erlaubniß, auch das Hebräische zu lernen. Daß ihm dabei eine bessere Einsicht in's Judendeutsch und sichrere Behandlung desselben als Zweck vorgeschwebt habe, wie es in der Selbstbiographie heißt, ist eine etwas befremdliche Angabe; denn der Zusammenhang beider ist ein gar zu schwacher. Wahrscheinlich war es bloß auf tieferes Verständniß des alten Testaments abgesehen, wozu, wie er überall hatte sagen hören, nur das Verstehen des Grundtextes verhelfen konnte. Der Vater, welcher der Ansicht war, daß man nicht leicht zu viel lerne, willfahrte Wolfgang's Bitten und ersuchte den schon früher einmal erwähnten Rektor des Gymnasiums, Dr. Albrecht, um hebräische Privatstunden für seinen Sohn. Goethe schildert den siebenzigjährigen Greis als einen kleinen, etwas unförmlichen Mann, einen Aesop in Chorrock und Perrücke, mit sarkastischem Lächeln und großen, geistreich leuchtenden, obgleich gerötheten Augen. Er neigte von Natur zum Aufpassen auf Fehler und Mängel und zur Satyre, und wie Lucian sein Lieblingsschriftsteller war, so würzte er Programme, öffentliche Reden, kurz Alles, was er schrieb und sagte, mit beizenden Ingredienzien. Dessenungeachtet fand Wolfgang ihn, als nun der Privatunterricht begann, freundlich und wohlwollend. Das Lesenlernen und die ersten Elemente der Grammatik wollten dem kleinen Lehrlinge nicht besonders behagen; indeß wurde er bald dadurch entschädigt, daß bei dem steten

Lesen, Uebersetzen, Wiederholen, Memoriren der Inhalt des Buches ihm desto lebhafter entgegentrat; und dieser war es, worüber er nun von dem alten Herrn Aufklärung verlangte. Alles, was ihn früher in dem alten Testament von Incongruenzen, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen aufgefallen war, wurde jetzt aufgeregt und besprochen, worüber denn freilich das Sprachliche zu kurz kommen mußte. Anfangs suchte der Alte den Knaben bei der Sache zu halten; zuletzt aber schien er sich selbst an diesen Abschweifungen zu ergötzen; und wiewohl er sich hütete, eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, bezeugte er sein Behagen doch durch ein ihm eigenes bauchschütterndes Lachen und rief ein über's andere Mal aus: „Er närrischer Kerl! er närrischer Junge!“ Um jedoch dem Knaben einige Nachhilfe zu geben, verwies er ihn auf das große englische Bibelwerk in seiner Bibliothek, worin die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine kluge und verständige Weise versucht war. Wolfgang las darin in den langen Sommertagen (die tägliche Privatstunde begann Abends um 6 Uhr), so lange es die einbrechende Dämmerung gestattete, erhielt aber erst nach einiger Zeit die Erlaubniß, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Alle diese sprachlichen, kritischen und exegetischen Beschäftigungen mit dem alten Testamente liefen endlich doch wieder darauf hinaus, sein poetisches Talent in Bewegung zu setzen. Mit lebendiger Thätigkeit malte seine Einbildungskraft jenes vielgepriesene Land, seine Umgebung und Nachbarschaft, das Daseyn der Bewohner und die Begebenheiten aus, welche durch

Jahrtausende die Augen der Welt auf diesen Fleck der Erd hinlenkten. Höchst merkwürdig muß es uns erscheinen, daß gerade diese Stätte, diese Familienauftritte vor dem Beginne der eigentlichen israelitischen Geschichte, das Asyl waren, worin des Knaben Geist und Gemüth von allem Umherschweifen durch die verschiedenartigsten Gebiete mit liebevoll verweilendem Interesse ausruhte. Wenn ihn das Leben zu zerstreuen, das Lernen zu verwirren, wenn eine stets geschäftige Phantasie ihn von Bild zu Bild über alle Schranken wegzuführen drohte, so sammelten sich hier seine Gefühle, sein Geist auf Einen Punct zu einer stillen Wirkung. Darin liegt ein Fingerzeig über den innersten Charakter Goethe's und seiner Poesie. Jene einfachen menschlichen Zustände, die dennoch eine solche Fülle und Tiefe in sich bergen, sie waren es, wohin sein Herz und seine Dichtung, wie zur Heimath, hingezogen wurden. Eine Gestalt aus diesen Kreisen aber fesselte ihn mit so unwiderstehlichem Zauber, daß er nicht der Versuchung widerstehen konnte, sie zum Mittelpuncte einer epischen Dichtung zu machen. Die Geschichte Joseph's, die er schon in der Quelle mit so natürlicher Anmuth erzählt fand, reizte ihn zur poetischen Ausmalung der Charaktere und Ereignisse.

Die Patriarchaden und überhaupt die biblischen Epen waren damals an der Tagesordnung. Auf Klopstock's gewaltige Anregung hatte sich eine ganze Schaar von Dichterlingen auf die biblischen Stoffe geworfen und sie in Cantaten, Oratorien, Dramen, besonders aber in einer Unzahl von epischen Dichtungen behandelt, die jetzt nur noch vom Literarhistoriker gekannt sind, in jener Zeit aber einem herrschenden

Bedürfnisse entgegenkamen. Unter diesen Poeten, die mehr von der Zeitstimmung, als vom inwohnenden Genius zur frommen Dichtung angetrieben wurden, steht Bodmer in erster Reihe. Schon 1752 war sein Noah erschienen, „der Hauptvertreter seiner sionischen Gesänge," von Wieland und Sulzer der Welt als ein Nebenbuhler des Messias empfohlen, mit Klopstock'schen Versen und Gefühlsmalereien, aber durchaus prosaischem Gange. Ihm folgten binnen weniger Jahre seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika u. m. a. Auf gleicher Linie mit diesen Dichtungen steht Moser's Daniel, den Gervinus eine Arbeit, ohne Werth und Würde nennt, „so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sey." Weist nun auch Goethe in der Selbstbiographie bei seinem Joseph auf diese Vorgänger hin, so läßt doch seine Darstellung nicht recht erkennen, daß er auch hier, wie immer, „als ein feiner Barometer den Stand der literarischen Witterung in Deutschland anzeigte;" vielmehr scheint jene Dichtung mit Nothwendigkeit aus seinem besondern Lebensgange, seiner individuellen Geistesentwickelung hervorzugehen. Von den Bodmer'schen Arbeiten, meint er, sey gar nichts oder wenig zu ihm gekommen; von Moser's Daniel bekennt er, daß er eine große Wirkung auf sein junges Gemüth gemacht habe. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß sein Joseph, wenn gleich unter den Influenzen der Zeit entstanden, *) doch ein eigenthümliches, Goethe'sches Gepräge

*) Auch Schiller brachte in frühester Jugend dieser Zeitrichtung ein Opfer, indem er den israelitischen Gesetzgeber Moses episch zu

gehabt und sich von jenen seraphischen Poesieen wesentlich unterschieden haben wird. Der junge Dichter, der die heiligen Schriften ohne hingebungsvollen Glauben las, der den alten Rector mit allerlei Zweifeln und verfänglichen Fragen bestürmte, der schon früher seine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thale Ajalon stille stand, in manche Noth versetzt hatte, mußte offenbar, wenn er sich mit Liebe in die patriarchalischen Zeiten vertiefte, auf das rein Menschliche das Hauptgewicht legen. Bei jedem andern Knaben seines Alters hätte so freilich der Gehalt der Dichtung äußerst dürftig werden müssen, weil dieser nur, wie Goethe sagt, „durch das Gewahrwerden der eigenen Erfahrung entspringen kann.“ Aber bei ihm hatte sich schon durch eine Fülle von inneren und äußeren Erlebnissen ein geistiger Fond gebildet, aus dem er sein Werk mit sinnlichem und sittlichem Reichthume ausstatten konnte. Dazu kam die regsamste Einbildungskraft, welche ihm alle Begebenheiten bis in's kleinste Detail vergegenwärtigte und eine Menge von „Incidenzien und Episoden“ erfand, wodurch die alte und einfache Geschichte sich zu einem neuen und selbstständigen Werke gestaltete.

Ueber die äußere Form desselben war er eine Zeitlang in Verlegenheit. Den Hexameter, der dazu am geeignetsten gewesen wäre, hatte er nicht genugsam geübt,*) woran ohne Zweifel

verherrlichen suchte. S. das von mir ergänzte kleinere Leben Schiller's von Hoffmeister, Th. 1, S. 82.

*) Der einzige Hexameter, den wir von Goethe bis zum J. 1778 („Physiognomische Reisen;“ s. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Th. 1, S. 408) kennen, findet sich in dem oft erwähnten

die Abneigung des Vaters gegen dieſes Versmaß mit Schuld war. Die Reimverſe, die er in der Gewalt hatte, ſchienen ihm unpaſſend zu dem Gegenſtande und mochten ihm auch bei einer ſo umfaſſenden Arbeit unbequem werden. So entſchloß er ſich denn zur proſaiſchen Behandlung. Wenn ſchon die behagliche Freiheit, welche dieſe Darſtellungsweiſe gewährt, und eben ſo die Natur des Epos den jungen Autor leicht in die Weite und Breite führen konnte, ſo kam noch ein anderer Umſtand dazu, der überhaupt ſeine Schriftſtellerei ſehr voluminös zu machen drohte. Es wohnte im Hauſe ſeines Vaters als Mündel ein junger Mann, der viele Anlagen gezeigt und akademiſche Studien gemacht hatte, aber durch Anſtrengung und Dünkel blödſinnig geworden war. Er lebte jetzt ſtill und in ſich gekehrt dahin, und beſchäftigte ſich am liebſten mit Schreiben. So bediente ſich denn Goethe's Vater ſeiner nicht bloß für Reinſchriften, ſondern pflegte ihm auch einige Stunden des Tages zu dictiren. Wolfgang befolgte des Vaters Beiſpiel, und zwar nicht bloß bei der Aufzeichnung ſeiner epiſchen Jugenddichtung, ſondern auch in ſpäteren Jahren pflegte er Romane, Erzählungen, Briefe, bei denen nicht Höflichkeit, Zuneigung oder Discretion eine Ausnahme gebot, wiſſenſchaftliche Aufſätze, amtliche Berichte, die keine Staatsgeheimniſſe enthielten, und zuweilen ſelbſt metriſche Productionen einem Schreiber in die Feder zu dictiren. Dieſer Umſtand iſt von großem Einfluſſe auf ſeinen Styl und die ganze Darſtellung,

Exercitienhefte, wo er den Morgenglückwunſch: „Vultum Tibi et hodie servet fortuna benignum“ ſo überträgt:

Möge auch heute das Glück den gütigen Blick Dir bewahren.

besonders der prosaischen Schriften, gewesen, und darf bei der Beurtheilung ihrer Form nicht außer Betracht gelassen werden. Es ist einleuchtend, daß die Sprache der so entstehenden Aufsätze in der Regel besser in's Ohr fallen muß, weil sie unter Mitwirkung des Ohres sich gebildet hat, daß also der Redefluß leichter, die Periodisirung runder geräth, daß Härte und Mißklang gemieden wird. Zugleich wird der Autor, wenn er im Voraus weiß, daß er nicht immer durch Rückblicke auf das Frühere sich über den Zusammenhang orientiren kann, unwillkürlich zu einer mehr besonnenen und ruhigen Abwickelung des Gedankens, zu einem continuirlichen Ideenstrome und daher zu einer klaren, durchsichtigen, aber auch leicht in's Breite sich ergehenden Darstellung kommen. Ferner nöthigt die Gewohnheit des Dictirens den Schriftsteller, seinen Gegenstand im Ganzen und Großen recht zu durchdenken, zu ordnen und zu gliedern, ehe er zur schriftlichen Fixirung schreitet. Auch ist die mit dem Dictiren verknüpfte stärkere Geistesgymnastik in Betracht zu ziehen, die auf die Dauer nothwendig zu einer freien und bequemen Handhabung der Gedanken führt. Betrachtet nun hintendrein der Schriftsteller das von eines Andern Hand in reinlicher Schrift Aufgezeichnete, so hat er noch den Gewinn, das Eigene wie etwas Fremdes mit größerer Unbefangenheit anzuschauen, ein Vortheil, den auch Schiller wohl erkannte, als ihm sein Wallenstein in einer fremden Handschrift entgegenkam. Dagegen sind auch die Nachtheile des Dictirens nicht zu verkennen. Es kann nicht fehlen, daß der Autor bisweilen sich nicht die Zeit nimmt, einem Gedanken die treffendste Form, den schärfsten Ausdruck zu geben,

weil andere Gedanken ſich im Hintergrunde bereits herandrängen. Das einmal Daſtehende wirkt aber bei der Reviſion hemmend und bindend auf den Geiſt zurück, ſo daß der Schriftſteller ſich nur zu leicht damit befriedigt. Goethe befeſtigte ſich ſpäter immer mehr in dieſer Gewohnheit des Dictirens, weil er zu bemerken glaubte, daß beim Umherwandeln ſein Geiſt am productivſten ſey. In ſeinem Tagebuche von 1780 heißt es: „Was ich Gutes finde, in Ueberlegung, Gedanken, ja ſogar im Ausdrucke, kommt mir meiſt im Gehen; ſitzend bin ich zu nichts aufgelegt; darum das Dictiren weiter zu treiben.“

Das Epos Joſeph war glücklich zu Stande gekommen und bildet ein ſtarkes und ſchönes Manuſcriptheft in Quart. Der kleine Poet kam nun auf den Gedanken, eine gute Anzahl Gedichte von früherer Zeit, geiſtliche Lieder, dergleichen er manche, mit den Texten der ſogenannten ſonntäglichen Kirchenmuſiken wetteifernd, verfaßt hatte, und geiſtliche Oden, nach dem Muſter des jüngſten Gerichtes von Elias Schlegel, mit ſeinem Joſeph in Ein Format zuſammenſchreiben zu laſſen. So entſtand ein hübſcher Quartband, dem er nach dem Vorgange berühmter Autoren den Titel: „vermiſchte Gedichte“ gab, und womit er dem Vater ein ſehr willkommenes Geſchenk machte. Er beſaß noch einen ſtarken Vorrath Anakreontiſcher Gedichte, die ihm beſonders leicht von der Hand gingen; aber, weil ſie reimlos waren, hatte er ſie nicht in die für den Vater beſtimmte Sammlung aufzunehmen gewagt. *)

*) Es wäre möglich, daß ſich dieſer Quartband noch irgendwo erhalten hätte, wenigſtens mußte er der Aufbewahrung eben ſo

* Zu den oben erwähnten geistlichen Oden gehörte eine mit der Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G." Sie nimmt unser besonderes Interesse in Anspruch, weil sie das älteste erhaltene Gedicht von Goethe ist, und uns einen Maßstab zur Beurtheilung des damaligen Standpunctes seiner ästhetischen Bildung an die Hand gibt. Eckermann berichtet über diese Ode unter dem 16. Febr. 1826: „Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte,*) so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten

würdig erscheinen, als das jüngst an's Licht gezogene Exercitienheft. Sollte es der Fall seyn, so wäre es gewiß verdienstlich, daraus zum mindesten eine Reihe Proben an den Tag zu fördern, indem dadurch ein helleres Licht auf Goethe's frühere Entwickelungsgeschichte fallen würde. Ich erinnere mich, an einer augenblicklich nicht aufzufindenden Stelle des Merck'schen Briefwechsels (herausgeg. v. Wagner) gelesen zu haben, daß Wieland einen solchen Quartband noch später bei einem Besuche in Goethe's Aeltermhause vorgefunden.

*) Dieß ist auffallend, da Goethe in dem 1811 geschriebenen ersten Bande von Wahrheit und Dichtung dieser Ode gedenkt.

Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstande, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen.*) Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herrühren, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich um sich selbst herum und war länger geworden, als billig. Ich legte Goethe'n das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichtes wieder. Es ist möglich, sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur Etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage." **) In den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken finden wir jetzt das

*) Der Leser wird sich, nach dem schon Mitgetheilten, hierüber nicht wundern.

**) Man wird hierbei an Schiller erinnert, der auch in früher Jugend so um Stoff verlegen war, daß er, mit seinen eigenen Worten zu reden, für ein taugliches dramatisches Sujet den letzten Rock und das letzte Hemde mit Freuden hingegeben hätte.

Gedicht mitgetheilt *) und mit der Jahreszahl 1765 bezeichnet. Wenn aber die Angabe Goethe's in der Selbstbiographie richtig ist, daß die Ode unter den in jenen Quartband aufgenommenen gewesen sey, so muß sie um ein paar Jahre früher, etwa 1762 oder gar 1761, entstanden seyn. Dann erscheint freilich die außerordentliche Sprachgewandtheit und überhaupt die Fertigkeit und Sicherheit, womit er in solchem Alter schon über die poetischen Mittel verfügte, in hohem Grade bewundernswürdig. Die Versification ist leicht, der Ausdruck reich und verhältnißmäßig auch geschmackvoll; besonders aber sind die Reime von seltener Reinheit und füllen das Ohr mit kräftigen Klängen. Es ist aber möglich, daß Goethe das Stück im J. 1765, oder im folgenden vor der Aufnahme in die Zeitschrift, einer Nachfeile unterworfen hat, wie er denn auch ausdrücklich von ihm bemerkt, daß es noch einige Jahre nachher ihm zu gefallen das Glück hatte.

Goethe's Neigung zu biblischen Studien, womit die eben erwähnten dichterischen Versuche zusammenhingen, fand noch in einem besondern Umstande Nahrung. Am 4. Juli 1761 war der Senior des Ministeriums in Frankfurt, Joh. Philipp Fresenius, gestorben. In seine Stelle hatte man einen Professor der Theologie zu Marburg, Joh. Jac. Plitt, berufen, einen großen, schönen und würdigen Mann, dessen Predigten jedoch mehr didaktischer als erbaulicher Art waren. Er kündigte sogleich eine Reihe von Kanzelreden an, worin er in einem gewissen methodischen Zusammenhange eine Art von Religions-Cursus durchzugehen gedachte. Diese Aussicht auf Belehrung

*) Ausg. in 40 Bdn. II, 132 ff.

über dogmatiſche Bedenken und auf Erklärung der Bibel, und zugleich die ſehr getheilte Meinung des Publicums über den neuen Senior, beſtimmten Goethe zum Entſchluſſe, jene Predigten möglichſt genau aufzuzeichnen. In einem Kirchenſtuhle verborgen, ſchrieb er behende nach, und eilte beim Schluſſe der Predigt ſogleich nach Hauſe, um, was er auf dem Papiere und im Gedächtniſſe fixirt hatte, eiligſt zu dictiren. Ein paar Stunden genügten dazu, und gewöhnlich konnte er dem Vater die geſchriebene Rede noch vor dem Mittagstiſche überreichen. Ungefähr ein Vierteljahr ſetzte er dieſe Bemühungen mit gleichem Eifer fort. Als er aber ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht zu finden glaubte, indem er weder über Dogma noch Bibel beſondere Aufklärung gewann, fielen die erſt ſo blätterreichen Reden immer magerer aus, ſo daß zuletzt kaum etwas mehr als Text, Propoſition und Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden. Nur das Zureden des ausdauernden Vaters vermochte ihn, auf dieſe Weiſe bis zum letzten Sonntage Trinitatis, alſo bis gegen das Ende des Novembers 1761, auszuhalten. *)

Der Vater, der ſeinen Wolfgang für die Jurisprudenz beſtimmt hatte, verlor über dergleichen Nebenarbeiten ſeinen

*) Wir bemerken hier ein- für allemal, daß Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht ſtreng die chronologiſche Ordnung der Data befolgt hat. So finden wir uns hier in's J. 1761 zurückverſetzt, nachdem im Frühern ohne Zweifel ſchon von Ereigniſſen des folgenden Jahres die Rede geweſen. Er gruppirte den biographiſchen Stoff in kleinen Zeiträumen von einigen Jahren, band ſich aber innerhalb derſelben nicht genau an die Zeitfolge.

Hauptzweck nicht aus dem Auge. Er hatte dem Sohne einen kleinen juriſtiſchen Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen ausgearbeitet, in die Hände gegeben, worin dieſer bald, wie auch im Corpus Juris, vollkommen bewandert war. Als aber nun der Vater weiter ſchreiten wollte und den kleinen Struve vornahm, ging es nicht mehr ſo raſch vorwärts. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht günſtig und der Vater kein hinreichend gewandter Didaktiker, um durch ſeine Unterweiſung dieſen Mangel zu erſetzen.

Wenn bei ſo vielfachen und heterogenen Beſchäftigungen des Knaben der Vater nun auch noch beſtimmte, daß Fecht- und Reitunterricht genommen werden ſollte, ſo geſchah dieß nicht aus Anerkennung des pädagogiſchen Werthes dieſer Künſte, ſondern weil es der „Schlendrian ſo mit ſich brachte," daß heranwachſende junge Leute dergleichen lernten, „um ſich gelegentlich ihrer Haut zu wehren und zu Pferde kein ſchülerhaftes Anſehen zu haben." Beiderlei Uebungen, worin ſonſt die Jugend ſo viel Unterhaltung findet, wollten unſerm Wolfgang nicht zur Freude gedeihen. Goethe ſcheint uns in ſeiner Darſtellung um den wahren Grund dieſer Erſcheinung herumzugehen, ohne ihn irgendwo beſtimmt zu bezeichnen. Ohne Zweifel lag er wieder darin, daß er nicht gewöhnt war, ſich mit mehreren gleichalterigen Lehrlingen von verſchiedenen Charakteren und Sinnesarten zuſammenzufinden. Dieß blickt auch bei der Beſchreibung ſeiner Reitſtunden deutlich genug durch. Zwar ſchiebt er die Schuld des Widerwillens, den ihm dieſer Unterricht einflößte, theilweiſe auf die kühle, naſſe

Jahreszeit, auf die garstige, feuchte oder staubige Reitbahn, auf die pedantische, unfreundliche Behandlung von Seiten der Lehrer, aber was ihn am meisten verdrossen zu haben scheint, war, daß man für jedes Versäumniß, jedes Unglück nicht bloß mit einer Geldbuße belegt, sondern obendrein ausgelacht wurde. Uebrigens ist Goethe später ein kecker und leidenschaftlicher Reiter geworden. In Straßburg, in Weimar finden wir ihn ganze Tage zu Roß, ja selbst an Courier- und Parforce-Ritten hat er es nicht fehlen lassen. Auch mit seinen Fechtstunden wollte es nicht recht gehen. Von einem französischen Fechtmeister, der seine Kunst auf eine etwas renommistische Weise, mit Avanciren und Retiriren, mit leichten und flüchtigen, von allerlei Exclamationen begleiteten Stößen übte, ging er zu einem ältern, ernstern Deutschen über, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging.“ Aber dieser hatte ihm von seinem ersten Meister zu viel abzugewöhnen und zeigte sich überhaupt mit den Ueberläufern weniger zufrieden, als mit seinen ursprünglichen Anhängern.

Konnte nun unser Freund in den Kreisen der Altersgenossen nicht einmal bei frischen gymnastischen Uebungen sich behaglich fühlen, so gefiel er sich dagegen um so mehr in dem fortgesetzten Umgange mit älteren Männern. Hier müssen wir zuerst auf den Schöff von Oleschlager zurückkommen, der einen sehr bedeutenden Einfluß auf Goethe's Jugend ausgeübt hat. Er veranlaßte zuweilen die Aufführung eines Schauspieles durch befreundete Kinder. So wurde außer dem Britannicus, dessen wir schon gedachten, der Kanut von Schlegel gegeben, wobei Wolfgang die Rolle des Königs, und seine Schwester die

der Elfride zugetheilt bekam. Goethe verkehrte viel mit dem geiſtreichen Manne, als er eben ſeine „Erläuterung der güldenen Bulle“ ſchrieb. Wenn ihn nun der Geſchichtsforſcher durch Erzählung in jene unruhigen und wilden Zeiten zurückführte, ſo zeigte ſich zugleich Wolfgang's poetiſche Natur, indem er die Charaktere und Umſtände ausmalte und als gegenwärtig darſtellte, manchmal ſogar auf mimiſche Art. Kein Wunder, daß ein Dichter, der bibliſche und profane Geſchichte als Knabe ſchon auf ſolche Weiſe ergriff, nachher in ſeinem Götz ein ſo lebendiges Zeitgemälde ſchuf. Dieſe anſchauliche Vergegenwärtigung des Hiſtoriſchen unterhielt ſeinen Gönner eben ſo ſehr, als wenn der Knabe mitunter ganz ernſthaft den Anfang der goldenen Bulle zu recitiren begann: Omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Es war nämlich Wolfgang's Gewohnheit von Kindheit auf geweſen, die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werkes zu memoriren; wie er es denn auf dieſe Weiſe mit den fünf Büchern Moſis, ſodann mit der Aeneide, den Metamorphoſen und anderen Werken gemacht hatte.

Ein zweiter Mann, in deſſen Nähe ſich Goethe häufig befand, war von Reineck, „aus einem altadeligen Hauſe, tüchtig, rechtſchaffen, aber ſtarrſinnig, ein hagerer, ſchwarzbrauner Mann.“ Goethe hat ihn niemals lächeln geſehen. Durch häusliches Unglück tief verſtimmt, zog er ſich ganz zurück und lebte meiſt in einer großen, aber traurigen Unterſtube, in die ſeit Jahren kein Pinſel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbeſen einer Magd gekommen war. Er unterhielt ſich mit dem Knaben beſonders über Welt- und Staats-

verhältniſſe und fand ſich durch ſeine Gegenwart allmählig ſo ſehr erleichtert und erheitert, daß er nun zuweilen doch wieder, mit ihm und dem einen oder andern alten Freunde, ausfuhr, und ſich die Gegend beſah, auf die er viele Jahre lang keinen Blick geworfen hatte. Ein Timon anderer Art, um den Goethe nicht minder gern verweilte, war der tüchtige Juriſt, Hofrath Hüsgen, ungefähr ein Sechszigjähriger, eine lange und breite Geſtalt, mit blatternarbigem Geſichte, einäugig, das kahle Haupt immer mit einer ſchneeweißen Glockenmütze bedeckt, in ſauberm Schlafrocke von Calmang oder Damaſt. Goethe ſah ihn in zehn Jahren kaum zweimal angezogen und aus dem Hauſe gehend, Geſellſchaft oder Gäſte fand er nie bei ihm. Dieſer Mann lebte nicht bloß mit der Welt in Oppoſition, er wollte ſelbſt in Gott Fehler entdecken. Zu ſeiner Lieblingslectüre gehörte Agrippa de vanitate scientiarum, ein Buch, das den jungen Freund an den behaglich optimiſtiſchen Anſichten von der Welt und den Menſchen, worin er bisher fortgelebt hatte, auf eine Zeit lang irre machte.

Wie wir hier den Knaben ſchon beſonders gern mit abnormen Charakteren, mit wunderlichen Menſchen verkehren ſehen, ſo werden wir auch ſpäter noch in den Univerſitätsjahren ein paar bizarre Männer (wie Behrisch zu Leipzig und den penſionirten Ludwigsritter zu Straßburg) in ſeiner Geſellſchaft finden. Ihnen allen aber behauptete er eben ſowohl, als dem ernſten ſtrengen Vater gegenüber, die Unabhängigkeit ſeines Weſens, nicht durch eine raſch und kräftig hervortretende Gegenwirkung, ſondern durch eine gewiſſe zähe, für den Augenblick ſich ſcheinbar anſchmiegende, aber innerlich

um so fester in sich beharrende Natur. Die verschiedenartigsten Anregungen, die er von ihnen empfing, vereinigten sich zuletzt doch wieder zur Förderung seines poetischen Talents. Oleschlager wollte ihn zum Hofmanne, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmanne, Hüsgen zu einem Menschenhasser seiner Art und dabei zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten bilden; allein er blieb, was er war, ein Dichter, und von allen Arten des Glückes schien ihm der Lorbeerkranz des Poeten das wünschenswertheste.

Der Kreis seines Umganges beschränkte sich aber keineswegs auf jene der höhern und gebildeten Classe angehörigen Männer. Der Vater bediente sich des gewandten Knaben von Kindheit auf, um den Handwerkern, die er beschäftigte, allerlei Aufträge, Instructionen, Mahnungen und dergleichen zukommen zu lassen. So gelangte dieser fast in alle Werkstätten und lernte nicht bloß die Verfahrungsart, sondern auch das Familienwesen eines jeden Handwerks kennen, welches von der Beschäftigung der Menschen Gestalt und Farbe erhält. Es war ihm angeboren, wie er selbst sagt, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen. Dadurch entwickelte und bestärkte sich in ihm das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem ihm das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, alles Uebrige aber als zufällig und gleichgiltig erschien. Diesen Verkehr mit Handwerkern setzte Goethe auch als Jüngling und Mann noch fort, und übte sich auch selbst in mancherlei Handwerken. Im J. 1805 erzählte Sophie Brion, eine jüngere Schwester der bekannten Friederike von Sesenheim, einem Besuchenden, Goethe habe

ſie noch vor acht Jahren durch einen Geſellen grüßen laſſen, den er in Weimar bei einem Schloſſer getroffen, und ſetzte dabei erläuternd hinzu: „Denn er kannte und konnte viele Handwerke, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Seſenheim das Korbflechten gelernt.“ Er beſuchte in der Zeit, worin jetzt unſere Biographie weilt, auch häufig eine große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel in Frankfurt errichtet hatte. In einer Reihe ausgedehnter Gärten und Höfe wurden alle Sorten Wachstuch gefertigt, vom rohſten, mit der Spatel aufgetragenen, durch die mit Formen abgedruckten Tapeten hindurch, bis zum feinern und feinſten, worauf durch den Pinſel geſchickter Arbeiter Blumen, Figuren und Landſchaften angebracht wurden. Dieſe Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Arbeiten war höchſt anziehend für ihn. Er machte Bekanntſchaft mit den älteren und jüngeren Männern, welche dabei beſchäftigt waren, und legte mitunter ſelbſt Hand an. Aber auch mit Künſtlern, die nicht wie Nothnagel zum Fabrikweſen hinneigten, dauerte ſein Verkehr fort, indem er die vom Vater bei den Malern beſtellten Bilder betreiben mußte. So entſtanden vor ſeinen Augen ein paar Blumenſtücke des Malers Junker, wozu er dieſem von Zeit zu Zeit einen Strauß der ſchönſten Blumen, ſo wie Schmetterlinge, Käfer und ähnliche unſchuldige Naturgegenſtände, die mit abgebildet werden ſollten, herbeizuſchaffen pflegte. Der Juwelier Lautenſack arbeitete in Wolfgang's häufigem Beiſeyn an einer koſtbaren goldenen, mit Diamanten beſetzten Doſe, welche Goethe's Vater als Geſchenk für ſeine Gattin zum nahegehofften Friedensfeſte beſtimmt hatte, deßgleichen an einem

Blumenbouquet aus Juwelen für den Kaiser Franz, dessen Ankunft zur Krönung seines Sohnes in Frankfurt man bald nach dem Frieden erwartete. Bei dieser Gelegenheit lernte Goethe durch Unterhaltungen mit dem Künstler die Eigenschaften und den Werth der Edelsteine kennen, so wie er auch bei einer schönen Sammlung von Kupferstichen und anderen Kunstsachen, welche Lautensack besaß, manche Stunde mit Nutzen zubrachte.

Obwohl er nun, wie wir gesehen haben, von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, so fand er doch in guter Jahreszeit noch manchmal eine Stunde, um in der Vaterstadt und vor den Thoren sich zu ergehen. Hatte er früher bei solchen Spaziergängen vorzüglich den Gebäuden, insbesondere den alterthümlichen, seine Aufmerksamkeit zugewandt, so ward er jetzt durch diese Wanderungen angeregt, die Personen vergangener Zeiten, mit Hilfe der Lesner'schen Chronik und anderer Francofurtensien in seines Vaters Bibliothek, sich zu vergegenwärtigen. So suchte er die näheren Umstände über die Meuterei und Hinrichtung eines Staatsverbrechers zu erfahren, dessen Schädel er von Kindheit an auf dem Brückenthurme aufgesteckt gesehen hatte, und glaubte dabei auf das Resultat zu kommen, daß dieser und seine Genossen einer künftigen bessern Verfassung der Stadt als Opfer gefallen seyen. Die Judenstadt, oder vielmehr die Judengasse erregte bei ihm ein zweifaches, sehr verschiedenartiges Interesse. Die alten Märchen aus Gottfried's Chronik von der Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder schwebten bei ihrem Anblicke düster vor seiner Seele, und es dauerte lange, ehe er sich in die enge, schmutzige, von Menschen mit seltsamem Sprachaccent wimmelnde Straße

hineinwagte. Andererſeits mußte der Freund des alten Teſtaments doch in ihnen das auserwählte Volk ſehen. Sie zeigten ſich thätig, gefällig und ſelbſt in ihrer eigenſinnigen Anhänglichkeit an alte Gebräuche achtungswerth; auch waren die Mädchen hübſch und freundlich. Goethe nahm daher fortwährend an dem ſeltſamen Volke einen lebhaften Antheil und ruhte nicht, bis er, durch Vermittelung einflußreicher Perſonen, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beigewohnt, von dem Lauberhüttenfeſt ſich ein Bild gemacht und die jüdiſche Schule mehrmals beſucht hatte. Zuweilen riefen ihn Unglücksfälle oder außerordentliche Vorfälle in's Freie; bald war es ein näherer oder entfernter Brand, bald eine Execution, und ein Mal war er auch bei der öffentlichen Verbrennung eines Buches zugegen. Es machte dieſe an einem lebloſen Weſen ausgeübte Strafe einen eigenen, fürchterlichen Eindruck auf ihn, und er ſah mit Schaudern, wie die Ballen im Feuer platzten und durch Ofengabeln aus einander geſchürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht wurden.

Außerhalb der Stadt richtete ſich ſein Gang gewöhnlich nach den Grundſtücken, welche ſein Vater vor dem Eſchenheimer und Friedberger Thore beſaß. Das eine war ein Baumgarten, der zugleich als Wieſe benutzt ward, das andere ein ſehr gut unterhaltener Weinberg, worin zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflegt wurden. Hier machte ſich Wolfgang allmählig mit den Gartengeſchäften bekannt und durfte zugleich ſich der verſchiedenen Erzeugniſſe des Jahres, von den erſten des Frühlinges bis zu den letzten des Herbſtes, freuen. Den Schluß und die

Krone all' dieſer Genüſſe bildet endlich die Weinleſe. Die Schilderung, die Goethe in Wahrheit und Dichtung von dieſer frohen Zeit gibt, begegnet uns verkürzt wieder in Hermann und Dorothea (Geſang „Euterpe") in der Beſchreibung:

Jenes feſtlichen Tags, an dem die Gegend in Jubel
Trauben lieſet und tritt, und den Moſt in die Füſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends an allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.

Siebentes Capitel.

Confirmation. Bekanntwerden mit jungen Leuten aus den niederen Ständen. Gelegenheitsgedichte. Gretchen. Kaiſerkrönung. Goethe von gerichtlicher Unterſuchung bedroht. Auflöſung des Verhältniſſes zu Gretchen. Philoſophiſche Studien. Zeichnen nach der Natur. Excurſionen. Goethe's Schweſter. Geſellige Vergnügungen. Vorbereitung für die Univerſität.

Wir ſind nunmehr in unſerer Erzählung bis zu der Zeit vorgerückt, in die wir wahrſcheinlich Goethe's Confirmation zu ſetzen haben. Wenn dieſer heilige Act, der in dem Leben ſo manches Jünglings eine Epoche bildet, bei ihm ſeiner Wirkſamkeit verluſtig ging, ſo lag dieß zum Theile an der Wahl des Geiſtlichen, in deſſen Religionsunterricht man ihn geſchickt hatte. Er war ein guter, alter, ſchwacher Mann; weil er aber ſeit Jahren der Beichtvater des Hauſes geweſen war, ſo übergab man ihm auch den Sohn zur Vorbereitung. Der Lehrling ließ es nicht an Eifer fehlen; den Katechismus ſammt der Paraphraſe deſſelben, die Heilsordnung, die kräftigen

biblischen Belegstellen, Alles übte er auf's Beste ein. Als er aber vernahm, daß der alte Herr die Hauptprüfung nach einer stehenden Formel anzustellen pflege, verlor er alle Lust und Liebe zur Sache, gab sich in der letzten Zeit des Unterrichtes mancherlei Zerstreuungen hin und legte bei der Prüfung einige von einem ältern Freund erborgte, dem Geistlichen abgewonnene Blätter in den Hut, von denen er nun Alles gemüth- und überzeugungslos herunterlas. Eben so wenig gedieh ihm die Beichte zu irgend einer Frucht für Herz und Gemüth. Er beneidete die Katholiken, daß sie im Beichtstuhle ihre Sünden im Einzelnen bekennen durften; denn er war von den seltsamsten religiösen Zweifeln beunruhigt, die er bei solcher Gelegenheit gern auf's Reine gebracht hätte. Um nun diesen Zweck doch so viel als möglich zu erreichen, verfaßte und memorirte er ein Bekenntniß, das wenigstens im Allgemeinen seinen Zustand einem verständigen Manne hätte klar machen können. Allein kaum näherte er sich im alten Barfüßer-Chor den seltsamen vergitterten Beichtschränken, so begann alles Licht seines Geistes und Herzens zu verlöschen; und wie er sich nun dem geistlichen Großvater in dem engen Raum gegenüber sah, wollte die gut eingeübte Beichtrede nicht über die Lippen, und er las in der Verlegenheit aus einem Buche die erste beste Formel her, die in ihrer Allgemeinheit für eines Jeden Zustand paßte. So entfernte er sich, nach empfangener Absolution, weder warm noch kalt, ging folgenden Tages mit den Aeltern zum Tische des Herrn und betrug sich ein paar Tage lang, wie es sich nach einer so heiligen Handlung geziemte. Das Gefühl aber, wie wenig seine

Stimmung der Bedeutung dieſes religiöſen Actes angemeſſen war, erzeugte allmählig in ihm einen düſtern, quälenden Scrupel. Der Spruch, daß wer das Sacrament unwürdig genieße, ſich ſelbſt das Gericht eſſe und trinke, machte einen ungeheuern Eindruck auf ihn; und alles Furchtbare, was er aus dem Mittelalter von Ordalien und in der Bibel von der Quelle geſehen, die dem Schuldloſen wohl bekommt, den Schuldigen aber aufbläht und berſten macht, ſtellte ſich dabei ſeiner entzündeten Einbildungskraft dar. Er theilte Anderen ſeine ängſtigenden Zweifel mit; aber die Auskunft, womit man ihn zu beruhigen gedachte, ſchien ihm ſo kahl und ſchwach, daß jenes Schreckbild dadurch nur an furchtbarem Anſehen gewann und ihn von Zeit zu Zeit bis in die Leipziger Periode heimſuchte.

Eine beſſere ſittliche und religiöſe Kräftigung, als ihm durch die Confirmation zu Theil geworden, hätte gerade *in* dieſem Zeitpuncte Noth gethan; denn ſchon war eine Epoche im Herannahen, wo bedenkliche Verbindungen und Leidenſchaft ihn ganz nahe an große Gefahr brachten. Durch jenen Pylades *) wurde Goethe mit einigen jungen Leuten bekannt, die den mittleren und ſelbſt niederen Ständen angehörten, aber nicht ohne Geiſt und einige Bildung waren. Sie ſchlugen ſich durch, indem ſie für Advocaten ſchrieben, durch Hausunterricht Schülern und Präparanden für die Confirmation nachhalfen, dann wieder für Kaufleute und Mäkler einige Wege liefen, und thaten ſich Abends von ihrem kleinen Erwerbe auf frugale Weiſe etwas zu Gute. Der Verkehr mit ihnen gab zunächſt

*) Vgl. S. 119.

Goethe's poetischem Talente neue Anregung und Beschäftigung. Ihnen zu Gefallen setzte er einen versifizirten Liebesbrief auf, worin ein verschämtes junges Mädchen einem Jünglinge ihre Neigung offenbarte. Diese Liebesepistel wurde aus dem Stegreife in den Taschenkalender eines jener Bekannten, und zwar in einem zwischen dem Knittelverse und dem Madrigal schwebenden Sylbenmaße, geschrieben. Man wollte damit einen eingebildeten jungen Mann mystificiren, was auch vollkommen gelang. Der Getäuschte wünschte nun gleichfalls, in Versen antworten zu können, und wandte sich im Gefühle seiner Unfähigkeit an eben die jungen Leute, die ihn zum Besten hatten. Diese gingen abermals ihren neugewonnenen Freund, den versgewandten Goethe, an, und sogleich ward eine poetische Antwortepistel zu großer Zufriedenheit der Betheiligten angefertigt.

Durch die beiden Liebesepisteln war Goethe mit jenen jungen Leuten näher vertraut geworden und nahm bisweilen an ihren abendlichen Zusammenkünften Theil. In ihrem Kreise lernte er ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, und durch sie zum ersten Male die volle Gewalt der Liebe kennen; denn jene Neigung zu der Schwester des jungen Derones war nur ein flüchtiges Vorspiel, ein leiser Anklang. Gretchen hieß das liebliche Wesen, dessen Namen der Dichter später in seinem Faust verewigte. Nach Bettinen's Briefwechsel mit Goethe *) war sie die Tochter des Wirthes zur Rose zu Offenbach und wurde allgemein das schöne Gretchen genannt;

*) II, 260.

auch scheint es nach der dort angeführten Erzählung der Mutter Goethe's, als habe sie zu Offenbach gewohnt.*) In Wahrheit und Dichtung finden wir sie dagegen zu Frankfurt bei Verwandten in abhängigem Verhältnisse lebend. Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte ihn von dem Abende an, wo er sie zuerst sah, auf allen Wegen und Stegen. Ihr zu Liebe besuchte er fleißig die Kirche und weidete unter dem langen protestantischen Gottesdienste Augen und Herz an ihrem Anblicke. Sie beim Herausgehen anzureden getraute er sich nicht, noch weniger, sie zu begleiten; aber er war schon überglücklich, wenn sie ihn bemerkt und seinen Gruß flüchtig erwiedert hatte.

Um die Mystification jenes jungen Mannes noch weiter fortzuspinnen, verlangten Goethe's neue Freunde von ihm eine dritte Liebesepistel, als Antwortschreiben des Mädchens auf den poetischen Brief ihres Liebhabers. Goethe'n war dieser Auftrag sehr willkommen, und er führte ihn mit großer Wärme aus; denn er dachte sich jetzt dabei alles Schöne und Liebe, was er gern von Gretchens Hand an ihn selbst geschrieben gesehen hätte. Wie das Concept dieser neuen poetischen Epistel auf die anmuthigste Weise eine nähere Erklärung zwischen Goethe und seiner Geliebten herbeigeführt, wollen wir seiner Selbstbiographie nicht nacherzählen; wir würden dadurch nur Gefahr laufen, von einer reizenden Dichtung eine Copie mit matten Farben zu liefern.

*) Ebendas.: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte."

Goethe's Gesellen kamen bald auf den Gedanken, daß sie von seinem Talent einen bessern Gebrauch, als zu bloßer Befriedigung einer schadenfrohen Mystificirungslust machen könnten. Sie nahmen Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte an, die er mit Leichtigkeit ausführte und von deren Ertrage sie sich dann gemeinsam ein paar lustige Abende machten. Ausdrücklich erwähnt sind in Wahrheit und Dichtung ein Hochzeitsgedicht, ein Leichencarmen und noch ein drittes Gelegenheitsgedicht. Später wollte es mit den Bestellungen nicht recht mehr fort; ja einmal kam sogar ein Gedicht mit Protest zurück, da es dem Besteller nicht gefallen hatte. Weil aber einer der jungen Leute von Goethe das Handwerk durchaus erlernen wollte, so wurde noch eine Reihe fingirter poetischer Aufgaben behandelt, bei deren Auflösung sie sich zwar noch immer gut genug unterhielten, aber, da sie nichts einbrachten, ihre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Wenn wir Goethe's Alter, der damals kaum sein vierzehntes Jahr vollendet hatte, erwägen, und dabei die Art der Gesellschaft, in die er jetzt hineingerieth, die Beschaffenheit der Gespräche, die er hörte, die Welt, die sich ihm dadurch erschloß, die Sphäre von Ideen, Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen, die in ihm angeregt wurden, in Betracht ziehen: so tritt uns ein Mißverhältniß der erstaunlichsten und zugleich bedenklichsten Art entgegen. Sein Freund Pylades, der ungefähr gleichen Alters mit ihm seyn mochte, erscheint als Verlobter mit seinem Bräutchen in jenem Kreise; er selbst schmiedet Plane einer unabhängigen Existenz, und findet, daß eigentlich Jedem von

der Gesellschaft eine Frau nöthig sey. Nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung geht es zwar in Gespräch und Benehmen unter den jungen Glücksrittern noch gemäßigt und sittig genug zu; aber, wenn irgendwo, so möchte der Dichter gerade hier Manches vertuscht und gemildert haben. An einer andern Stelle der Selbstbiographie thut er ein Geständniß, das uns erkennen läßt, in welchen Regionen sich häufig die Unterhaltung bewegt haben mag. Er gesteht, daß er „bei der Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben“ die Erfahrung gemacht, wie zerrüttet und hinfällig im Innern die bürgerliche Gesellschaft sey, wie viele Familien durch Bankeroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzten oder sich kümmerlich auf dem Rande desselben erhielten. Noch mehr fühlt man sich befremdet, wenn er hinzufügt: er habe sogar, wie jung er auch war, in solchen Fällen oft die Hand zur Rettung und Erleichterung geboten; denn da seine Offenheit Zutrauen erweckte, seine Verschwiegenheit erprobt war, seine Thätigkeit kein Opfer scheute und er in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirkte, so habe er Gelegenheit genug gefunden, den Vermittler zu spielen, den Wetterstrahl abzuleiten und sonst in mancher Weise hilfreich zu seyn. Auf solche Art mußte er freilich schon als Knabe nur zu tief in die verborgenen labyrinthischen Gänge blicken, die das gesellschaftliche Daseyn bald hier, bald dort, mit einem verderblichen Einsturz bedrohen; und nach diesen Erfahrungen erscheint es weniger wunderbar, daß er einige Jahre später ein Stück, wie die Mitschuldigen, dichten konnte.

Ein gütiges Geſchick hatte ihm aber unter dieſer Umgebung einen ſchützenden Engel in Gretchen zugeſellt. Die holde Anmuth ihres Weſens, die ſchöne Gelaſſenheit und Mäßigung ihres Benehmens wirkte höchſt wohlthätig auf ihn und paralyſirte zum Theil wenigſtens die nachtheiligen Einflüſſe der übrigen Geſellſchaft. Sie hielt ihn davon ab, ſich zum Werkzeuge weiterer Myſtificationen jenes jungen Mannes gebrauchen zu laſſen. Einen Kuß wollte ſie dem feurig Liebenden nicht gewähren; „nicht küſſen!“ ſagte ſie, „das iſt ſo was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich iſt.“ Ueberhaupt hielt ſie ihn durch ihr Betragen in ſchicklicher Entfernung. Wie ſie Niemanden die Hand gab, ſo auch ihm nicht; ſie litt keine Berührung; nur ſetzte ſie ſich manchmal, beſonders wenn er ſchrieb und vorlas, neben ihn, legte ihm dann den Arm auf die Schulter und ſah ihm in's Buch oder auf's Blatt, eine Vertraulichkeit, die ſie ſonſt gegen Niemand ausübte. Wollte er aber ſich ein Gleiches gegen ſie herausnehmen, ſo entfernte ſie ſich und kam ſo bald nicht wieder.

Während ſo Goethe, von dieſer erſten Liebe beglückt, die ſeligſten Tage verlebte, näherte ſich der lang gehegte Wunſch, eine Kaiſerkrönung zu ſchauen, ſeiner Erfüllung. Kaum war es entſchieden, daß der Erzherzog Joſeph zum römiſchen Könige gewählt und gekrönt werden ſolle, ſo begann der Vater ſeinen Wolfgang für die Auffaſſung eines ſo wichtigen ſtaatsrechtlichen Actes vorzubereiten, indem er mit ihm die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen, nicht weniger die Wahlcapitulationen durchging. Ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß, meinte der Vater, dürfe man nicht etwa

bloß gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Zu Ende des Jahres 1763 begannen sich in Frankfurt die Vorbereitungen zu der großen Feierlichkeit zu regen. Bei Rath wurden lange Ueberlegungen gepflogen, und bald erschien der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall gesandt, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges zu bezeichnen. Nachdem die Ankunft der Letzteren, Eines nach dem Andern, und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den 6. Februar 1764 stattgefunden, wurde nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren feierliche, mit großem Pompe geschehende Auffahrt bewundert. Der mittlere Stock des Goethe'schen Hauses war von einem kurpfälzischen Cavalier, der obere vom Nürnbergischen Geschäftsträger, Baron von Königsthal, eingenommen, so daß sich die Familie noch mehr, als zur Zeit der Franzosen, zusammengedrängt fand. Dieß benutzte Wolfgang zu einem Vorwande, um die meiste Zeit des Tages außer dem Hause zuzubringen.

Auf den 3. März war der Wahlconvent anberaumt. Jetzt kam die Stadt durch die wechselseitigen Ceremonielbesuche der Gesandten in lebhafte Bewegung. Von den Persönlichkeiten dieser Männer machten einige einen bleibenden Eindruck auf Goethe, vor allen die des Brandenburgischen Gesandten, des Barons von Plotho, eines kleinen, gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen keck um sich blickenden Mannes, der vom siebenjährigen Kriege her als ein diplomatischer Held berühmt war. Obwohl seine eigene Kleidung, wie die Livreen und Equipagen, gegen die von anderen Abgeordneten für spärlich gelten konnten, so waren doch Aller Augen ihm zugewandt,

da auf ihm der Abglanz ſeines großen Königes ruhte. Wie in einem überlegten Kunſtwerke wurden nun die öffentlichen Auftritte immer bedeutender und großartiger; die Menſchen wuchſen an Zahl, die Perſonen an Würde, die Umgebungen an Pracht. Am 21. März hielt der Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, unter betäubendem Kanonendonner, der von nun an faſt nicht mehr enden ſollte, ſeinen glänzenden Einzug, worauf bald auch die Ankunft von Kur-Trier und Kur-Cöln folgte. Beſonders intereſſirte Goethe'n, als Frankfurter Bürger, die Ablegung des Sicherheitseides, den vor dem Wahltage der Rath, das Militair und die Bürgerſchaft perſönlich und in Maſſe, theils auf dem großen Römerſaale, theils auf dem Römerberge, leiſteten, und wobei ſich das ganze Gemeinweſen nach ſeiner Zuſammenſetzung und ſeinen Abſtufungen wie mit Einem Blicke überſehen ließ. Am Wahltage ſelbſt hatte Goethe den Genuß, die höchſten und hohen Perſonen, die ſich bisher nach moderner Weiſe nur in Caroſſen hin- und herfahrend gezeigt hatten, nunmehr nach uralter Sitte zu Pferde zu erblicken. Sehr romantiſch erſchienen ihm unter freiem Himmel dieſe rothen, mit Hermelin ausgeſchlagenen Fürſtenmäntel der drei geiſtlichen Kurfürſten, die er bisher nur auf Gemälden geſehen; auch erfreute er ſich höchlich an den Botſchaftern der abweſenden weltlichen Wahlfürſten in ihren von Gold blitzenden ſpaniſchen Kleidern und den alterthümlich aufgekrempten Federhüten. Nachdem er vom Römer aus den Zug bewundert hatte, drängte er ſich in die Kirche und hörte hier endlich nach langem Harren in dem wogenden Gedränge Joſeph den Zweiten als römiſchen König verkünden.

Von dieſem Tage an ward der Zudrang der Fremden immer ſtärker; Alles erſchien in Gala, ſo daß zuletzt nur noch die ganz goldenen Anzüge Aufmerkſamkeit erregten.

Wenn dieſe ſtets wachſende Pracht und Fülle bedeutender Erſcheinungen die meiſten Zuſchauer allmählig ganz verwirren und abſtumpfen mußte, ſo kam unſerm jungen Freunde, außer den vorbereitenden Studien, noch Zweierlei zu Hilfe, um eine reine und beſonnene Auffaſſung des Ganzen zu erleichtern. Sein Vater und der Baron von Königsthal hatten mit einander beredet, daß Wolfgang Abends von dem Geſehenen ſowohl mündlich, als in kleinen Aufſätzen, genauen Bericht erſtatten ſollte, wobei ſie theils ihr eigenes Intereſſe, theils ſeine Uebung im Auge hatten. Schon dieß mußte ihm ein Sporn ſeyn, das Wichtigere vom Unwichtigern zu unterſcheiden, und ſich die Folge und den Zuſammenhang der Erſcheinungen einzuprägen. Ebenſo hatte er die Wahlverhandlungen zum Behufe ſeines Vaters abzuſchreiben, und lernte dabei den innern Gang der Dinge kennen, der ihm für die Betrachtung der äußeren Vorgänge häufig ein leitender Faden war. Mehr aber, als dieſes, trug ſeine Neigung zu Gretchen dazu bei, daß die unendlich mannichfaltige Welt, die ihn umgab, doch nur einen einfachen harmoniſchen Eindruck auf ihn machte. Gretchen war lernbegierig, und er, von ſeinem Vater her, zum Lehren aufgelegt. So war er denn immer bemüht, Alles recht gut zu ſehen und zu faſſen, um es ihr wiederholen und erklären zu können. Ja, er beſchrieb oft einen vorbeigehenden Zug halblaut vor ſich ſelbſt, damit er ſich alles Einzelnen recht verſicherte und von ſeiner Schönen gelobt würde. Den Beifall und die Aner-

kennung der Anderen gesteht er nur als eine Zugabe angesehen zu haben.

In diesem Sinne betrachtete er nun auch den Einzug des Kaisers und des künftigen Königs, welcher jetzt in der Reihe der Feierlichkeiten folgte, und alles Frühere an Großartigkeit und blendendem Glanze weit hinter sich ließ. Goethe kam an dem festlichen Tage und den nächstfolgenden, wo auch die Reichs-Insignien gebracht wurden, vor lauter Beschäftigung nicht zu sich. Zu Hause gab es Allerlei zu schreiben und zu copiren, und draußen Unzähliges zu sehen. Er hatte von dem, was zuletzt vorgegangen und was an dem herannahenden großen Tage der Krönung zu erwarten sey, seiner Geliebten eine ausführliche Belehrung versprochen. Endlich gelang es ihm eines Abends, sich frei zu machen, und er eilte noch spät zu ihrer Wohnung. Die Unterhaltung mit Gretchen beflügelte die Stunden, und es war schon Mitternacht vorüber, als Goethe endlich aufbrechen wollte. Zum Unglücke hatte er den Hausschlüssel vergessen und konnte nun, ohne das größte Aufsehen zu erregen, nicht in's älterliche Haus zurück. Seine Verlegenheit war groß. Da schlug Gretchen, mit Zustimmung der übrigen Gesellschaft, vor, den Rest der Nacht zusammen zu bleiben. Sie ging sogleich, um Kaffee zu kochen, welcher den Schlaf noch für einige Zeit verscheuchte. Bald aber stockte sowohl das Gespräch, als das Spiel, wozu Einige ihre Zuflucht genommen hatten. Die Mutter schlief im Sessel, Pylades mit seiner Schönen saß in einer Ecke; die Uebrigen nickten hier und dort. Nur Goethe und Gretchen, in einer Fensternische sitzend, wachten noch, in leiser Unterhaltung begriffen. Aber

auch sie ward endlich vom Schlafe übermannt und lehnte ein schlummernd ihr Köpfchen an seine Schulter. So saß nun Goethe allein wachend da, in der wunderlichsten Lage, bis auch ihn der freundliche Zwillingsbruder des Todes beruhigte. Es war heller Tag, als er erwachte. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihre Häubchen zurecht. Sie war liebenswürdiger als je, und drückte beim Scheiden ihm herzlich die Hände. Goethe schlich auf einem Umwege nach Hause, um nicht vom Vater durch ein Guckfensterchen, welches dieser in der Mauer nach dem kleinen Hirschgraben zu angebracht hatte bemerkt zu werden. Seine Abwesenheit beim Morgenthee hatte die Mutter durch Vorschützen eines frühen Geschäftes zu beschönigen gewußt.

Endlich brach der Krönungstag an, der 3. April 1764. Von einem bequemen Platze in den oberen Etagen des Römers sah Goethe, wie in der Vogelperspective, die mannichfachen Anstalten zum Feste, den neuerrichteten Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen und rothen Wein aus seinen zwei Schnäbeln gießen sollte, den hochgethürmten Haferhaufen, die große Bretterhütte, worin schon einige Tage ein ganzer fetter Ochse an einem ungeheuern Spieße bei Kohlenfeuer schmorte. Bald verkündete das ahnungsvolle Geläute der Sturmglocke den Beginn des Festes. Zuerst sah man den Zug der Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome bringen, wohin sich bald nachher auch die drei Kurfürsten begaben. Dann schwang sich der Erbmarschall, Graf von Pappenheim, auf sein Pferd, ein schöner,

ſchlanker Herr, in reicher ſpaniſcher Tracht; ihm folgten, unter dem Schalle aller Glocken, die Geſandten, gleichfalls zu Pferde, nach dem kaiſerlichen Quartiere. Nicht lange währte es, ſo erblickte man von dort aus einen unendlichen Zug ſich daher bewegen, worauf die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft, der Behörden, des ſtattlichen Adels, dann die Wahlbotſchafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin den Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſeinen Sohn, in ſpaniſcher Tracht, langſam auf prächtig geſchmückten Roſſen einherſchwebend. So ging der herrliche Zug in den Dom, wo nach und unter unendlichen Ceremonieen die Salbung, die Krönung, der Ritterſchlag vorgenommen wurden. Mittlerweile blieben Goethe und ſeine Freunde auf ihrem Platze und genoſſen zu einer frugalen Mahlzeit, aus kalter Küche beſtehend, den beſten und älteſten Wein der Familienkeller. Sodann ſahen ſie den aus dem Dome rückkehrenden Krönungszug vom Markte her nach der Römerthüre zu über einen eigens dazu aufgebrückten, mit rothgelbem und weißem Tuche belegten Bretterweg heranſchreiten, und konnten ſo die Majeſtäten, die ſie eben zu Roß ſitzend angeſtaunt hatten, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Ein höchſt merkwürdiges und beluſtigendes Schauſpiel bot ſich dar, als das Tuch der Bretterbrücke, und ſpäter der Hafer, der Weinſpringbrunnen und der gebratene Ochſe dem Volke preisgegeben wurden. Zuletzt wußte Goethe ſich auch noch den Eintritt in den großen Römerſaal zu verſchaffen, wo Kaiſer und König, von hohen Perſonen bedient,

auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen in ihrem Ornat beim Festmahle saßen.

Warum hat der Anblick dieser großartigen politisch-religiösen Feierlichkeiten gar keinen Einfluß geübt auf die Richtung von Goethe's Poesie in den nächsten Jahren? Wenn es wahr ist, was Gervinus sagt, daß ihm nur ein großes öffentliches Leben gefehlt hat, um ein großer patriotischer Dichter zu werden, warum hat dieses in seiner Art einzige Fest ihm keine einzige poetische Blüthe entlockt, die der Ausdruck eines erhöhten vaterländischen Bewußtseyns gewesen wäre? Es begegnete hier doch so Manches seinem Blicke, was besonders die Brust eines phantasiereichen Jünglinges mit freudigem Stolze schwellen konnte; in jenen symbolischen Ceremonieen trat, wie Goethe selbst sagt, das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher verschüttete deutsche Reich einmal wieder für einen Augenblick lebendig dem Sinne und Herzen entgegen. Auch als Frankfurter mußte sich Goethe von der Feier lebhaft angesprochen fühlen. Seine Vaterstadt nahm gastlich so viele Souveraine und ihre Repräsentanten auf, und erschien neben ihnen selbst als kleine Souverainin; und an dem Mitgefühle dieser Ehre, an dem Hunderttausendtheilchen einer Hoheit, die jetzt in vollem Glanze erschien, labte sich das Herz jedes Frankfurter Bürgers. Aber Goethe blickte, so jung er war, auch hinter die Coulissen dieser glänzend decorirten Bühne. Indem er Abends seine Canzelistenarbeit betrieb, sah er, wie viele kleinliche Monita von allen Seiten einliefen, wie eigensüchtig jeder Stand bei der neuen Capitulation nur auf Wahrung seiner Gerechtsame, auf Vermehrung seines Einflusses bedacht

war. Symbolisch stellte sich ihm diese Zerrissenheit des deutschen Reiches in dem Speisesaale der Majestäten dar, wo die Büffete und Tische sämmtlicher weltlichen Kurfürsten zwar prächtig aufgeputzt, aber herrenleer dastanden. Mußte dieses schon seine patriotische Begeisterung dämpfen, so kam dazu noch das Zusammenfallen seiner ersten Liebe mit der Krönungsfeierlichkeit. Das Erwachen des mächtigsten aller menschlichen Gefühle ließ den vaterländischen Empfindungen wenig Raum; und wie es bei Goethe heißt, daß ein Liebender gern Sonne, Mond und Sterne verpuffen möchte, um der Geliebten ein lustiges Feuerwerk zu bereiten, so mußten ihm auch alle jene glänzenden Festlichkeiten nur zur Verherrlichung seiner Liebe dienen.

Den Abend des Krönungstages verbrachte Goethe mit Gretchen und mit Pylades und seiner Schönen, indem sie die prächtig illuminirten Straßen durchwanderten. Sie staunten die feenartigen Flammengebäude an, womit die verschiedenen Gesandten einander zu überbieten suchten. Allen aber lief der Fürst Esterhazy den Rang ab, der die große Linden-Esplanade am Roßmarkte vorn mit einem farbig erleuchteten Portal und im Hintergrunde mit einem prachtvollen Prospect hatte verzieren lassen. Während sie dort nun, zu vieren aneinander geschlossen, zwischen den mit leuchtenden Guirlanden verknüpften Bäumen auf und ab gingen, glaubte Goethe an Gretchens Seite in den glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln. Er ahnte nicht, wie bald er gemahnt werden sollte, daß er noch auf Erden war, wo dem höchsten Glücke ein schmerzliches Leiden auf dem Fuße folgt. Als er Gretchen bis an ihre Thüre

gebracht hatte, küßte ſie ihn auf die Stirne. Es war das erſte und das letzte Mal; denn er ſollte ſie nie wiederſehen.

Am andern Morgen erſchien der Hausfreund, Rath Schneider, mit Thränen in den Augen, aus Auftrag von Goethe's Vater und der Obrigkeit, auf ſeinem Zimmer, und von ihm ein aufrichtiges Bekenntniß über gewiſſe ſchwere Vergehen zu verlangen, woran man ihn als Theilnehmer angeſchuldigt hatte. Die Policei war einem Complotte von jungen Leuten auf die Spur gekommen, die von verwegenen Myſtificationen, luſtigen Geldſchneidereien und allerlei poſſenhaften Verbrechen nach und nach bis zu Verfälſchung von Papieren, Nachbildung von Handſchriften, Unterſchiebung von Schuldſcheinen und anderen ſtrafwürdigen Dingen fortgeſchritten waren. Da als einer ihrer Verſammlungsörter auch das Haus bezeichnet wurde, welches Goethe zu beſuchen pflegte, ſo lag es nahe genug, ihn in das Complott verwickelt zu glauben. Er konnte nicht läugnen, daß er manche Nacht ſpät nach Hauſe gekommen, daß er ſich einen Hausſchlüſſel zu verſchaffen gewußt, daß er mit Perſonen von geringem Stande an Luſtorten bemerkt worden, daß Mädchen in die Sache verwickelt ſeyen, daß er in Anderer Namen Briefe verfaßt. Obendrein gehörte zu den meiſt Compromittirten ein junger Menſch, den Goethe auf den Wunſch von Gretchens Vettern ſeinem Großvater zu einer vakanten mittlern Stelle empfohlen, und der ſich hauptſächlich um jenes Amt beworben hatte, um gewiſſe Bubenſtücke zu unternehmen oder zu bedecken. Goethe beobachtete Anfangs dem meſſianiſchen Freunde gegenüber ein ſtandhaftes Schweigen, um nicht ſeine Bekannten, beſonders Gretchen und ihre Vettern,

irgend einer Gefahr auszuſetzen. Als aber ihr Haus ausdrücklich genannt wurde, hielt er alles fernere Zurückhalten für unnütz und erzählte dem Freunde mit immer wachſender leidenſchaftlicher Aufregung den ganzen Hergang der Dinge, erklärte aber zugleich, daß, wenn man ſeine Bekannten nicht ſchonen und ihre Thorheiten verzeihen wolle, er ſich ein Leid anthun würde. Der Hausfreund entfernte ſich, nachdem er ihm auferlegt hatte, auf ſeinem Zimmer zu bleiben, und mit Niemand, als mit den Seinigen, zu communiciren.

Jetzt, in der Einſamkeit, begann Goethe ſich die ſchwerſten Vorwürfe über ſein Geſtändniß zu machen. Er glaubte vorauszuſehen, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und fürchtete, die Geliebte, den guten Pylades, die Vettern in großes Unglück hineingezogen zu haben. Von Schmerz überwältigt, warf er ſich die Länge lang auf die Erde und benetzte den Boden mit ſeinen Thränen. So fand ihn ſeine Schweſter Cornelia und erſchrack über die Gewalt ſeiner Leidenſchaft. Vergebens bemühte ſie ſich, ihn durch allerlei Troſtgründe aufzurichten; umſonſt war das Zureden der Mutter, die ihn, wie Cornelia, von Zeit zu Zeit beſuchte; er fand keinen größern Genuß, als wechſelsweiſe die Bilder ſeiner Neigung und ſeines frühern Glückes und die des gegenwärtigen und möglichen Unglückes hervorzurufen. Am zweiten Tage kamen Mutter und Schweſter, um im Namen des nun beſſer unterrichteten Vaters ihm eine völlige Amneſtie anzubieten und ihn zum Beſchauen der Reichs-Inſignien einzuladen; allein er wollte von Nichts wiſſen; der ganze weitere Verlauf der

Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn kalt und theilnahmlos, und wie beim Dankfeste der letzte Kanonendonner verhallte und der Pulverdampf in die Lüfte schwand, war alle diese Herrlichkeit aus seiner Seele getilgt.

Die Heftigkeit seines Seelensturms verursachte zuletzt eine körperliche Krankheit, so daß man den Arzt zu Hülfe rufen und ihn auf alle Weise zu beschwichtigen suchen mußte. Man gab ihm die Versicherung, seine nächsten Freunde, an jener Schuld so gut wie unbetheiligt, seyen mit einem leichten Verweise davon gekommen, und Gretchen habe sich aus der Stadt wieder nach ihrer Heimath begeben. Die letztere Nachricht wirkte schlimm genug auf ihn; denn er sah darin keine freiwillige Abreise, sondern eine schmähliche Verbannung. Nach einiger Zeit gesellte man Goethe'n einen besondern Aufseher in einem Manne bei, den er glücklicherweise liebte und schätzte. Dieser hatte früher eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; jetzt, in diesen Leidenstagen, besuchte er Goethe'n häufig und bezog zuletzt ein Zimmer neben dem seinigen. Von ihm erfuhr der Patient das gesammte Ergebniß der Untersuchung, wobei sich herausgestellt hatte, daß die Vettern ganz unschuldig und nur im Allgemeinsten mit jenen strafbaren jungen Leuten bekannt waren. Gretchen aber hatte bei den Examinatoren das herrlichste Zeugniß davon getragen; man hatte an ihr nur Gutes und Liebes finden und die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, ihr nicht versagen können. Ihr Bekenntniß in Beziehung auf Goethe lautete: „Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine

Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Als Goethe erfuhr, wie Gretchen ihn als ein Kind zu den Acten erklärt, ging plötzlich eine große Verwandlung in ihm vor. Er fand es unerträglich, daß ein Mädchen, die höchstens ein paar Jahre mehr zählte, ihn für ein Kind halten sollte; er nannte ihren Namen nicht mehr, obwohl er von der Gewohnheit nicht ablassen konnte, sich ihr Bild lebhaft zu vergegenwärtigen. Wie verhaßt erschien ihm jetzt das vertrauliche Wesen, das sie sich gegen ihn erlaubt, ihm aber nicht zu erwiedern gestattet hatte! Wie kindisch kam ihm das Klagen und Rasen vor, dem er sich oft halbe Nächte durch überlassen, wie thöricht das Weinen und Schluchzen, wodurch er zuletzt dahin gekommen war, daß er kaum mehr schlingen konnte! Er entschloß sich rasch, das Vergangene hinter sich zu werfen und durch frische Thätigkeit ein neues Leben zu beginnen.

Das Lieblingsstudium seines Stubennachbars und Freundes war die Philosophie. Goethe ließ sich dadurch auf ein Gebiet locken, auf dem er sich bisher noch gar nicht umgesehen hatte. Aber die philosophischen Lehren wollten in der Art und Folge, wie sie ihm überliefert wurden, in seinem Kopfe nicht zusammenhängen; er that allerlei Fragen, die der Freund erst später zu beantworten versprach, ja er behauptete sogar die Unnöthigkeit einer abgesonderten Philosophie, weil sie schon in der Religion und Poesie enthalten sey. Da es

mit dem dogmatiſchen Vortrage nicht ging, ſo begann der Freund mit ihm die Geſchichte der Philoſophie, wobei er den kleinen Brucker zu Grunde legte. Hier kam Goethe'n nun eine Lehre ſo gut wie die andere vor; an den älteſten Syſtemen gefiel ihm beſonders das Zuſammenfallen von Poeſie, Religion und Philoſophie in Eins. Aber beim Weiterſchreiten konnte er ſich immer weniger zurechtfinden; er vermochte weder der Platoniſchen Philoſophie, noch der des Ariſtoteles eine ſonderliche Frucht abzugewinnen. Zu den Stoikern hatte er früher ſchon einige Neigung gefaßt, und ſtudirte nun zum Verdruſſe des Freundes, der ein ſo einſeitiges Treiben ungern ſah, mit großer Theilnahme den Epictet.

Unterdeſſen war die Jahreszeit ſchön geworden, und Goethe begann mit ſeinem Freunde Ausflüge nach den Vergnügungsörtern um die Stadt her zu machen. Allein hier ward es ihm nicht wohl; er hatte die glückliche Unbefangenheit verloren, die an keinen Beobachter denkt; er glaubte Aufmerkſamkeit, Kritik zu erregen; er fürchtete bald da, bald dort einen der Vettern hervortreten zu ſehen. Daher zog er ſeinen Freund in die Stille der Wälder, und ſuchte ſich hier einen ernſten, von uralten Eichen und Buchen umſchatteten Platz. Auf die ſcherzende Bemerkung des Freundes, daß er ſich in ſeiner gefühlvollen, religiöſen Hingebung an die einſame, große Natur als einen ächten Abkömmling der alten Germanen bewähre, rief er aus: „Gewiß gibt es keine ſchönere Gottesverehrung, als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechſelgeſpräche mit der Natur in unſerm Buſen entſpringt!“ Indeß genügten ihm dieſe unbeſtimmten, erhabenen

Gefühle auf die Dauer nicht in dem heiligen Walde. Die alte, halb natürliche, halb erworbene Neigung, alle Gegenstände gleich den Malern, worunter er von jeher gelebt, in Bezug auf die Kunst anzusehen, trat in der Einsamkeit lebhaft hervor. „Wo ich hinsah," erzählt er selbst, „erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten; und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen." Wir wissen aus dem Frühern, wie gering die technische Vorbildung war, die er zu dieser schwierigen Kunst empfangen; auch hatte ihn die Natur, wie er selbst gesteht, eben so wenig zum Zeichnen für's Einzelne, als zum descriptiven Dichter bestimmt. Nichts desto weniger hing er mit Hartnäckigkeit solchen Uebungen nach, und gewann dadurch wenigstens eine große Aufmerksamkeit auf die äußere Welt. Sein Vater suchte diese Bestrebungen auf alle Weise zu fördern. Er umzog die unvollkommenen Skizzen mit Linien, schnitt die unregelmäßigen, grauen, oft schon auf einer Seite beschriebenen Blätter zurecht, legte eine Sammlung derselben an und nährte dadurch, wenn er auch nicht des Sohnes Talent zu steigern vermochte, doch in ihm den Ordnungssinn, der sich später in so vielfacher Weise wirksam zeigte.

Dieses Zeichnen nach der Natur ward denn auch eifrig bei manchen Ausflügen nach dem Gebirge geübt, das von Kindheit auf so ernsthaft vor ihm gestanden hatte. Mit heiterer Gesellschaft besuchte er Homburg, Kronburg, bestieg den Feldberg, ließ Königstein nicht unbesehen, verweilte mehrere Tage in und bei Wiesbaden und Schwalbach, wandte sich dann dem Rheine zu, den man schon von den Höhen herab weithin sich

hatte schlängeln sehen, erfreute sich an der Lage Biberichs und bewunderte Mainz, wo der Drusenstein auf dem Walle gezeichnet wurde. Die Ausbeute an größeren landschaftlichen Ansichten die er mitbrachte, war freilich sehr gering; dafür hatte er aber jedes alte Schloß, jedes verfallene Gemäuer, das auf die Vorzeit deutete, nachzubilden gesucht.

Von solchen Excursionen fühlte er sich aber immer wieder lebhaft durch das eigene Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia nach Hause zurückgezogen. Gemeinsames Spiel und Lernen in den Jahren der Kindheit hatte, so wie sich Beider physische und moralische Kräfte entwickelten, immer mehr eine herzliche Zuneigung, ein festes Vertrauen erzeugt. Cornelia war groß, wohl und zart gebaut, und hatte viel natürliche Würde in ihrem Betragen; aber ihre Gesichtszüge waren nicht weiblich schön. Eine durch die Mode der Zeit sehr entblößte und vergrößerte Stirne, starke, schwarze Augenbrauen, vorliegende Augen, die tiefsten, welche Goethe jemals gesehen zu haben bekennt, scheinen ihrem Gesichte einen zu männlichen Ausdruck gegeben zu haben; sie mochte dem Bruder außerordentlich ähnlich seyn, so daß sie wohl für Zwillinge gelten konnten. Und wie ihr Aeußeres nicht anziehend war, so wirkte auch ihr Inneres auf die Meisten durch eine gewisse Würde ablehnend; der Ausdruck ihres Blickes hatte nichts Sehnsüchtiges und Verlangendes; er war voll und reich, und schien nur geben, nicht empfangen zu wollen. Cornelia empfand es lebhaft, daß sie wenig Anziehungskraft auf junge Männer übte, wenn gleich ein Kreis von Freundinnen sich ihr mit

Achtung und Liebe unterordnete, und schloß daher nur um so inniger sich an den Bruder an.

Einem jungen Engländer jedoch, der sich in einer Frankfurter Pension bildete, flößte Cornelia eine lebhafte Neigung ein. Durch den Umgang mit ihm wurde Goethe in dem mündlichen Gebrauche des Englischen gefördert, und eignete sich die Wunderlichkeiten der Aussprache an. Groß, schlank und wohlgebaut, ruhig und bisweilen sogar trocken in seinem Betragen, aber voll Güte und Liebe, paßte der junge Fremdling trefflich zu Cornelia; und das ernste Paar stach seltsam gegen den Kreis von leichteren Charakteren ab, worin sich Goethe und seine Schwester damals bewegten. Diese muntere Gesellschaft benutzte die schöne Jahreszeit häufig zu Lustpartieen, namentlich zu Wasserfahrten, wobei auf nächtlicher Rückkehr auch wohl die Jacht illuminirt wurde. Goethe hebt in seiner Selbstbiographie aus dem Personal der Gesellschaft besonders zwei junge Männer hervor. Der eine, der etwa sieben Jahre älter war, als er, wußte den ganzen Kreis durch seinen Humor in die beste Laune zu versetzen. Mit vielen Anlagen geboren, hatte er seine Talente und besonders seinen Scharfsinn auf Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, gewonnen. Daher verbarg sich hinter seinem possirlichen und oft fratzenhaften Wesen eine große Menschenverachtung, die er Goethe'n einzuimpfen suchte. Dieser meint nun zwar, es habe bei ihm nicht greifen wollen, weil er noch immer große Lust hatte, gut zu seyn, und Andere gut zu finden; allein schwerlich möchte die böse Saat in seinem Gemüthe ganz ohne Frucht geblieben

sehn, da frühere Erfahrungen und Einwirkungen ihr schon einen empfänglichen Boden bereitet hatten. Der zweite, mit Goethe mehr gleichalterig, Namens Horn, war ein Humorist von harmloserer Art. Von kleiner Gestalt, von derben, aber gefälligen Formen, kraushaarig, mit einer Stumpfnase, etwas aufgeworfenem Munde und kleinen, funkelnden Augen, aus denen eine unzerstörbare Munterkeit sprach, forderte er schon durch sein Aeußeres die Gesellschaft zur Heiterkeit auf und gab sich gern als Zielscheibe ihres Witzes hin. Durch Goethe's Beispiel, der jene Lustpartheien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten poetisch aufzustutzen pflegte, ließ er sich zu ähnlichen Arbeiten verleiten, und versuchte sich auch im komischen Epos, welches damals an der Tagesordnung war. Das Gedicht behandelte in Alexandrinern die Abenteuer einer Schlittenfahrt, und gefiel dem lustigen Kreise höchlich. Horn sollte Goethe'n auf die Akademie folgen und hat, wie dieser dankbar anerkennt, viele Jahre mit unendlicher Liebe und Geduld sich zu ihm gehalten.

Ueber diesen geselligen Vergnügungen wurde die Vorbereitung zur Universität nicht versäumt. Seinem Vater zu Liebe repetirte Goethe fleißig den kleinen Hopp, und befestigte sich in dem Hauptinhalte der Institutionen. Aber seine Vielgeschäftigkeit, von der wir schon so manche Proben kennen gelernt, sollte sich kurz vor seinem Abgange zur Akademie auf's Aeußerste steigern. Er studirte die Geschichte der alten Literatur, durchlief Geßner's Isagoge und Morhof's Polyhistor, gerieth über Bayle's Wörterbuch und kam so in Gefahr, sich eher zu verwirren, als zu bilden. Dabei las er eifrig die lateinischen

Schriftsteller, wogegen das Griechische, so wie das Hebräische und die biblischen Studien in den Hintergrund traten. Vielleicht wollte er aber auch mit diesem unruhigen, hastigen Fleiße seine jetzige Abneigung gegen die Vaterstadt und seine wachsende Sehnsucht nach anderen Verhältnissen betäuben. Nicht bloß Gretchens Viertel, sondern die ganze Stadt mit ihren alten Mauern und Thürmen war ihm zuwider geworden, und nicht weniger mißfiel ihm die Verfassung der Republik, deren heimliche Gebrechen ihm nicht entgangen waren. So drängte ihn Alles einer neuen Umgebung, einem neuen Leben entgegen.

Achtes Capitel.

Aufbruch nach Leipzig. Eindruck der Stadt. Hofrath Böhme. Collegienbesuch. Einwirkung bedeutender Lehrer an der Hochschule. Verhältniß zu den Studenten. Einwirkung von Leipziger Frauen. Die Hofräthin Böhme. Krisis in seinem poetischen Geschmacke. Schlosser's Besuch. Verhältniß zu Annetten. Behrisch. Ein Briefconcept von Goethe. Theaterbesuch.

Die Epoche, wo Goethe die Universität beziehen sollte, Michaelis 1765, war unterdessen herangerückt. Sein Vater hatte nicht versäumt, noch in der letzten Zeit ihm die Studien- und Lebensrichtung, welche er in der nun beginnenden Periode zu verfolgen hätte, in stundenlangen, angelegentlichen Gesprächen darzulegen, und entließ ihn so mit der Hoffnung, nach absolvirtem akademischen Cursus einen wohlunterrichteten Rechtscandidaten in ihm wiederzusehen, ohne zu ahnen, was

für Pläne und Entschlüsse mittlerweile sich still in dem Jünglinge entwickelt hatten. Um diese zu erläutern, holen wir etwas weiter aus; und es wird sich uns dabei vielleicht ein tieferer Einblick in Goethe's Wesen eröffnen.

Was ein alter Aegyptier über die Griechen geäußert, daß sie ewig Kinder geblieben, das haben Herder und Schlosser von Goethe gesagt,*) und damit vielleicht auf die allerprägnanteste Weise bezeichnet, was ihn von den Neueren durchweg unterscheidet. Das Kind bringt allem wahrhaft Wissens- und Aneignungswürdigen, Allem, was Geist und Gemüth nährt, ein frisches Interesse entgegen; es wird noch nicht durch eine besondere Richtung gefesselt und für die Uebrigen theilnahmlos gemacht. Gegen den Stoff verhält es sich noch gleichgiltiger, das durch den Gegenstand angeregte Spiel der Geistes- und Gemüthskräfte ist es, worin ihm der eigentliche Reiz liegt. Der innere Bund der menschlichen Natur ist in ihm noch nicht zerrissen und zerstreut; alle Kräfte wirken noch harmonisch zusammen; daher das einzelne Kind noch als der Repräsentant seines Alters gelten kann, was vom einzelnen Manne nicht mehr gilt. Ein Gleiches hat Schiller mit Recht von den Griechen gerühmt. Der einzelne Hellene, sagt er, qualificirte sich zum Vertreter seiner Zeit, warum kann dieß der einzelne Neuere nicht? Warum darf er nicht, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit streiten? Die fortgeschrittene Cultur ist es, welche der neuern Welt diese Wunde schlug. Um die besonderen

*) S. Riemer's Mittheilungen über Goethe I, 184.

Zweige menſchlicher Thätigkeit weiter zu fördern, mußten die Menſchen ſich mit allen Kräften auf Einen derſelben hinwerfen, mußten ſich an ein kleines Bruchſtück des großen Ganzen feſſeln und daher ſich ſelbſt nur als Bruchſtücke ausbilden. Nur ſo konnte es gelingen, dem gegenwärtigen Geſchlechte, als Einheit betrachtet, einen Vorzug vor jenem ſchönen Jugendalter der Menſchheit zu erringen; aber wenn die Gattung dabei gewann, ſo verlor der Einzelne; und wir müſſen jetzt, wie Schiller ſagt, „von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zuſammenzuleſen.“ Goethe war nun in eine neuere Zeit getreten mit dem vollſten Drange, wie die alten Hellenen, die Harmonie ſeines Weſens zu entwickeln, die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen. Von einem hellen Bewußtſeyn wurde er dabei gewiß noch nicht in früheren Jahren geleitet; aber der dunkele Inſtinct wirkte nur um ſo mächtiger in ihm. Es leuchtet ein, wie ſchwer dieſe Aufgabe, die Goethe in ſich fühlte, in unſerer Zeit durchzuführen war, welch' ein Fond von Geiſteskraft dazu gehörte, um ſie nur von fern zu löſen, wie viel weiter er ohne dieſen Trieb nach Einer Richtung hin hätte vorſchreiten können. In ſpäterm Alter beklagte er auch ſelbſt zuweilen jenes Streben nach Totalität. „Ich habe,“ äußerte er ſich eines Tages gegen Eckermann, „gar zu viel Zeit auf Dinge verwendet, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, ſo kommt mir die Zahl meiner poetiſchen Werke ſehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten ſollen.“ Ein ander Mal ſagte er: „Hätte ich mich nicht ſo viel mit

Steinen beſchäftigt, und meine Zeit zu etwas Beſſerm verwendet, ich könnte den ſchönſten Schmuck von Diamanten haben.“ Und ſo läßt er auch in den Wanderjahren durch Jarno nur zu Einem Handwerke rathen und die Anſicht ausſprechen, daß jetzt die Zeit der Einſeitigkeiten ſey, und man den glücklich zu preiſen habe, der dieſes begreife und für ſich und Andere in ſolchem Sinne wirke. Wir dürfen dagegen aber auch nicht verkennen, daß aus dieſem Triebe Goethe's nach Univerſalität uns Früchte erwachſen ſind, die auf keinem andern Wege zu erzielen waren; und ſind wir hierbei um ein Dutzend poetiſcher Meiſterwerke ärmer geworden, ſo entſchädigt dafür die herrliche Erſcheinung eines reich und harmoniſch entwickelten Menſchen, welche die Mitlebenden entzückte und auch der Nachwelt aus dem Ganzen ſeiner Leiſtungen erhebend entgegentritt.

Aus dem Geſagten wird es begreiflich, warum Goethe ſich durch ganze Perioden ſeines Lebens hindurch einer ſo großen Vielgeſchäftigkeit hingab, aber auch, warum er nicht das eigentliche Handwerk der verſchiedenen Künſte, die er angriff, zu erlernen vermochte, und in die Wiſſenſchaften, worin er ſich verſuchte, auf autodidaktiſchen Wegen eindrang. Die ausgebildete Technik der Künſte, der ſtreng ſyſtematiſche Gang der Wiſſenſchaften würden einzelnen ſeiner Kräfte Flügel angeſetzt, aber das freie und harmoniſche Spiel aller gehemmt haben. Nur die Poeſie, in welche die goldenen Fäden aller menſchlichen Beſtrebungen zuſammenlaufen, konnte ſeine Lebensaufgabe werden, aber auch nicht als „Metier,“ ſondern eben

nur als Mittel- und Sammelpunct aller Radien seiner Thätigkeit.

Als nun Goethe an der Schwelle des akademischen Cursus stand, war es natürlich, daß die ihm vom Vater ausersehene juristische Laufbahn seinen Wünschen nicht zusagte; er beschloß im Stillen, weil er die Fruchtlosigkeit aller Gegenvorstellungen beim Vater kannte, „die poetische Nachbildung dessen, was er an sich selbst, an Anderen und an der Natur gewahr wurde," fortzusetzen, zugleich aber, da er doch einmal der Zukunft wegen ein bestimmtes Fach wählen mußte, sich dem Studium der Philologie, als dem eigentlichen Humanitätsstudium, zu widmen. Es hatte sich in ihm die Ueberzeugung gebildet, daß in den alten Sprachen nicht bloß alle Muster der Redekünste, sondern zugleich „alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen," aufbewahrt sey. Schon hieraus erhellt, wie er den Begriff der Philologie faßte; er umschloß ihm nicht allein die Sprachen und Literaturen, sondern auch „die Alterthümer, die Geschichte und Alles, was daraus hervorquillt." Durch diese Studien hoffte er sich für einen akademischen Lehrstuhl zu befähigen, welcher ihm als die wünschenswertheste Stellung eines jungen Mannes erschien, dem es um Förderung eigener und fremder Bildung zu thun wäre. Zu dem Ende wäre er gern nach Göttingen gegangen, wo Männer, wie Heyne, Michaelis u. A. als leuchtende Sterne die Blicke auf sich zogen. Allein sein Vater beharrte unerbittlich bei dem Beschlusse, daß er in Leipzig studiren solle, wo er selbst seinen Universitäts-Cursus begonnen hatte.

So fuhr denn Goethe, vom Buchhändler Fleischer und

ſeiner Gattin begleitet, nach ſeinem Beſtimmungsorte ab. Die Jahreszeit war unfreundlich; ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerſt verdorben. Als ſie zwiſchen Hanau und Gelnhauſen zur Nachtzeit eine Anhöhe hinauffuhren, bemerkte Goethe zur Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wunderſam erleuchtetem Amphitheater. In einem trichterförmigen Raume blinkten unzählige blendende Lichtchen ſtufenweiſe über einander und hüpften zum Theil hin und her, während die meiſten ruhig ſtanden und fortflimmerten. Es blieb ihm unentſchieden, ob es ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Geſellſchaft leuchtender Thierchen geweſen ſey. Das ungemeine Intereſſe aber, womit er das Phänomen beobachtete, war wieder ein Vorbote jener in ſpäteren Jahren ſo anhaltend und liebevoll gepflegten Naturſtudien. Durch Thüringen wurden die Wege noch ſchlimmer; in der Gegend von Auerſtädt blieb, bei einbrechender Nacht, der Wagen ſtecken. Goethe leiſtete eifrig Beiſtand, um ihn loszuarbeiten, und dehnte ſich dabei wahrſcheinlich die Bänder der Bruſt übermäßig aus; denn er empfand bald nachher einen Schmerz, der von Zeit zu Zeit wiederkehrte und ihn erſt nach vielen Jahren gänzlich verließ.

Er ſah, wie Schiller, Leipzig zum erſten Male in der Meßzeit; aber wenn dieſem das Menſchengetümmel, das bunte Vielerlei von Gegenſtänden etwas Neues war, ſo fand Goethe darin nur „die Fortſetzung eines vaterländiſchen Zuſtandes,“ bekannte Waaren und Verkäufer. Indeß erregten die aus öſtlichen Ländern herbeigekommenen Handelsleute, die Polen, Ruſſen, und vor Allem die Griechen durch Tracht und Geſtalt

seine besondere Aufmerksamkeit. Die Stadt selbst machte mit ihren schönen, hohen und gleichförmigen Häusern einen guten Eindruck auf ihn; nur das gefiel ihm nicht, daß ihr Anblick keine alterthümliche Zeit zurückrief. Am besten sagten ihm die großen, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendenden Gebäude zu, die in den weiten, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umschlossen. In einem derselben, der Feuerkugel, zwischen dem alten und neuen Neumarkte, miethete er sich ein. Sein Stubennachbar war ein braver, wohlunterrichteter, aber armer Theologe, der sich durch übermäßiges Lesen in der Dämmerung ein Augenleiden zugezogen hatte.

Goethe war besonders an den Professor der Geschichte und des Staatsrechtes, Hofrath Böhme, empfohlen, und von diesem freundlich empfangen worden. Es währte nicht lange, so vertraute er demselben in ausführlichem, beredtem Vortrage seinen Plan, sich der Philologie zu widmen, wobei er die Absicht auf eine dichterische Laufbahn im Hintergrunde durchblicken ließ. Aber Böhme hielt ihm aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, verunglimpfte leidenschaftlich die Sprachstudien und bewies ihm zuletzt an dem Beispiele so vieler eleganten Juristen, daß die Jurisprudenz nicht einmal ein Umweg sey, wenn man sich der gründlichen Kenntniß der Alten nähern wolle. Böhme's Gattin, eine nicht mehr junge und sehr kränkliche, aber unendlich zarte und sanfte Frau, ließ bald nachher den angehenden Studiosus zu sich einladen und räumte durch ihr freundliches, liebevolles und verständiges Zureden in ihm den letzten Rest von Widerstand gegen die Gründe ihres Gemahls weg. So wurde denn nun der Beschluß

gefaßt, daß Goethe Philoſophie, Rechtsgeſchichte, Inſtitutionen und einiges Andere hören ſollte; doch ſetzte er es durch, ein literarhiſtoriſches Collegium bei Gellert, und außerdem deſſen Practicum zu beſuchen.

Hatte ſich hiebei Göthe's jugendlich biegſame Natur gezeigt, welche ſich den Einwirkungen älterer geſchätzter Perſonen willig hingab, ſo offenbarte ſich bald auch wieder die Zähigkeit und Selbſtſtändigkeit ſeines innerſten Weſens. Anfangs übte er getreulich die Vorſchriften, die er nachher im Fauſt durch Mephiſtopheles dem Schüler ertheilen ließ:

Doch vorerſt dieß halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag,
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt u. ſ. w.

Aber in Kurzem hatte er die Erfahrungen gemacht, die Mephiſtopheles in derſelben Scene mit ſo beißender Ironie ausſpricht. Das Collegium logicum, fand er, ſchnüre den Geiſt in ſpaniſche Stiefel ein, damit er bedächtiger die Gedankenbahn hinſchleiche und nicht ſo die Kreuz und Quer irrlichterire. Was er ſonſt auf Einen Schlag, wie Eſſen und Trinken getrieben hatte, dazu ſollte nun Eins! Zwei! Drei! nöthig ſeyn.

Zwar iſt's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,

Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der trat herein
Und bewies ihm, es müßt' so seyn:
Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.

Das, fand er, sprachen die Schüler Alles nach, ohne im Geringsten die Gedanken-Webekunst zu lernen. In der Metaphysik sah er, wie man sich tiefsinnig zu erfassen bemühte, was doch in des Menschen Hirn nicht paßt, und für Alles, was drein geht und nicht drein geht, ein prächtiges Wort zu Gebote hatte. Bei den juristischen Collegien ward es ihm langweilig, die Dinge, welche er sich beim Vater längst katechetisch eingeprägt hatte, jetzt in seine Hefte aufzuzeichnen. Kein Wunder, daß diese, wie er selbst sagt, gegen Fastnacht hin immer lockerer und lückenhafter wurden, bis das Ende derselben im Frühjahre mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor. Das Prakticum bei Gellert wollte ihm ebenfalls nicht zur Freude gedeihen. Dieser pflegte seine Lehrlinge dringend von den poetischen Uebungen abzumahnen und wünschte nur prosaische Arbeiten, die er auch immer zuerst beurtheilte. Goethe suchte sich ihm willfährig zu zeigen; aber der Poet beschlich ihn selbst über den prosaischen Aufsätzen; Gegenstand und Sprache waren bewegt und leidenschaftlich, wie in der Poesie, weßhalb er denn beim Lehrer nicht in besonderer Gunst stand.

So finden wir, daß die Universität als Lehranstalt ihn wenig Gewinn brachte; besonders scheint er die Jurisprudenz um derentwillen er vom Vater war hingeschickt worden nach dem ersten Semester so gänzlich vernachlässigt zu haben daß man kaum begreift, wie sein Vater dieß nicht bemerken und ihn drei volle Jahre zu Leipzig lassen mochte. Aber Universitäten können auch als Versammlungsplätze bedeutender und berühmter Männer anregend auf einen geistig begabten Jüngling einwirken, selbst wenn er ihren Unterricht nicht sorgsam benutzt; schon ihr täglicher Anblick, noch mehr ihr näherer Umgang kann ihm ein kräftiger Sporn zur Thätigkeit werden. Doch auch in dieser Beziehung war der Einfluß der Leipziger Hochschule auf Goethe nicht bedeutend. Ernesti war seinem Interesse dadurch ferner gerückt worden, daß Böhme ihm die Philologie verleidet hatte. Goethe hörte zwar bei ihm eine Vorlesung über Cicero's Orator, fand aber darin nicht, was er damals so sehnlich wünschte, einen festen Maßstab des Urtheils. Näher stand er dem Professor Morus, einem sehr freundlichen und sanften Manne, den er an seinem Mittagstische hatte kennen lernen und zuweilen besuchte. Dieser trug nicht wenig dazu bei, ihm die Augen über den Zustand des deutschen Parnasses zu öffnen und seine Achtung und Neigung zur vaterländischen Poesie tief herabzustimmen. Zu Gellert war der Zutritt nicht leicht zu erlangen. Zwei Famuli bewachten sein Zimmer, wie Priester ein Heiligthum. Er nahm Goethe'n freundlich auf; aber bei der gänzlichen Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere konnte kein näheres Verhältniß entstehen. Gottsched war ein untergehender Stern.

Goethe würde ihn vielleicht gar nicht besucht haben, wenn er nicht seinen Freund Schlosser zu ihm hätte führen müssen.

Noch in einer andern Hinsicht hätte die Universität für Goethe's Entwickelung von großer Bedeutung werden können. Wäre er dort in das Leben einer frischen akademischen Jugend hineingekommen, so würde sich vielleicht noch Manches von den nachtheiligen Folgen seiner einsamen Erziehung in einer patricischen Familie abgeschliffen haben; er hätte sich dann vielleicht in eine größere Masse von Charakteren fügen gelernt und nicht eine so starke Abneigung gegen die Menge in sein Mannesalter mit hinübergenommen. Unglücklicher Weise war aber das Studentenleben in Leipzig so schwach und gering als möglich; die feine Societät übte einen so übermächtigen Einfluß auf die jungen Studirenden, einheimische wie fremde, aus, daß der freie akademische Sinn nirgendwo zum Durchbruch gelangen konnte. Der große und reiche Handelsstand, ein Musterbild französischer Sitten, die Unabhängigkeit der wohlhabenden, mit guten Pfründen bedachten Universitätslehrer, die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von dorther, die Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens, die bedeutende Zahl der Landeskinder unter den Studirenden, die, auf Beförderung hoffend, von der herkömmlichen Lebensweise sich nicht loszusagen wagten, — Alles wirkte zusammen, um aus den Leipziger Studenten wohlgesittete, galante Jünglinge zu machen, welche gegen die akademischen Bürger von Jena und Halle den grellsten Abstich bildeten. Goethe berichtet uns zwar, daß er, um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, unzählige Schalks- und Halbschelmen-

ſtreiche verübt, oder, nach der Studententerminologie, Suiten geriſſen habe; allein dieſe Ausbrüche eines jugendlichen Uebermuthes und eines verwegenen Humors, die er ſich in dem engen Kreiſe junger Freunde geſtattete, hinderten nicht, daß er ſich in der größern Societät, wie alle Uebrigen, dem herrſchenden Tone anbequemte. *)

Statt daß die Univerſitätsſtadt ihn in einen charakterkräftigenden Verkehr mit einer großen Anzahl von Jünglingen gebracht hätte, gab ſie ihm vielmehr durch den Umgang mit Frauen und Familien eine erhöhte geſellſchaftliche Glätte und Gewandtheit. Hiebei fehlte es nun für den Anfang nicht an mancherlei unangenehmen und etwas demüthigenden Erfahrungen. Das Erſte, worauf ſich die Neckereien und der Tadel ſeiner Freundinnen richtete, war die Kleidung. Er hatte eine recht anſehnliche Garderobe, und darunter ſogar ein Treſſenkleid, von Hauſe mitgebracht; das Zeug war tüchtig und fein, aber die Form keineswegs der Mode gemäß; denn ſein Vater, der gar zu gern zwei Fliegen mit Einer Klappe ſchlug, wählte gewöhnlich Schneider zu Bedienten, und dieſe hielten, indem

*) In dem ſehr ſchätzbaren Buche von K. L. Blum: „Ein Bild aus den Oſtſee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar" (Berlin 1846), heißt es S. 29 von einem Prediger in Rujen, Guſtav von Bergmann: „Er war in ſeiner Jugend als Fechter berühmt geweſen, und hatte ſchon auf dem Weimariſchen Gymnaſium als Vorfechter dem Maler, der damals eine Fechtſchule herausgab, zum Modell gedient. In einem und demſelben Jahre mit Goethe geboren, traf er mit dieſem auf der Univerſität in Leipzig zuſammen und zeichnete ihm als Fuchs ſogleich den Arm."

ſie die Kleider für das Haus fertigten, nicht immer mit der Mode gleichen Schritt. So verdrießlich nun auch jenes Sticheln den jungen Studirenden machte, welcher für allen Tadel, der ſich auf ſein Aeußeres bezog, eine ziemlich ſtarke Empfindlichkeit beſaß, ſo ſah er doch Anfangs kein Mittel zur Abhülfe. Als aber einſt der Herr von Maſuren, der poetiſche Dorfjunker, in einem ähnlichen Coſtüme auf dem Theater auftrat, entſchloß er ſich, ſeine ganze Garderobe gegen eine zeit- und ortgemäße einzutauſchen, wodurch ſie freilich ſehr zuſammenſchrumpfte. Jetzt, wo er ſich der Geſellſchaft zu Gefallen nach ihrem Sinne gekleidet hatte, ſollte er ihr auch nach dem Munde reden lernen. In dem derben und kräftigen, ſprüchwörter- und gleichnißreichen oberdeutſchen Dialekt aufgewachſen, durch die Lectüre von bibliſchen Schriften und Chroniken mit einem Schatz von Kernworten und treuherzigen Wendungen ausgeſtattet, in deren Gebrauch ihn die naiv-geniale Sprachweiſe ſeiner Mutter beſtärkte, ſollte er nun ſich in die ſchwächliche, farbloſe und eigenſinnige Meißener Mundart fügen. Goethe ſagt, er habe das Unrecht einer Forderung tief empfunden, die mit dem Wechſel des Ausdruckes zugleich eine Veränderung der Denkweiſe, der Einbildungskraft, des Gefühls, des vaterländiſchen Charakters ihm zumuthete; allein daß er ſich nichts deſto weniger jenen Einwirkungen hingegeben hat, beweiſen die in Leipzig entſtandenen Schriften. Es war eine günſtige Fügung des Geſchickes, daß er nach dem Aufenthalte in Sachſen wieder auf eine Reihe von Jahren in die Main- und Rheingegenden geführt wurde; ſonſt würden ſein Götz, die Puppenſpiele und ſo manches Andere, wenn überhaupt alles dieß ſich

gebildet hätte, eine ganz verſchiedene, bei Weitem mattere Färbung des Ausdrucks erhalten haben. Und nicht bloß in Sprache und Kleidung, auch in manchen kleinen Aeußerlichkeiten ſchulten die ſächſiſchen Frauen den lebensvollen jungen Franken; beſonders nahmen ſich Frau Böhme und eine Freundin derſelben ſeiner Ausbildung für die Geſellſchaft an, und unterwieſen ihn im l'Hombre, Piquet und anderen Spielen dieſer Art.

Die Hofräthin Böhme übte auch einen großen Einfluß auf ſeinen poetiſchen Geſchmack aus. Als Gattin eines Mannes, der mit der Poeſie im Unfrieden lebte, und als gebildete Frau, welcher alles Flache und Gemeine widerſtand, konnte ſie die wäſſerigen und ſeichten dichteriſchen Productionen jener Zeit nicht genug tadeln. Goethe hatte, was ihm von ſeinen Jugendpoeſieen am beſten gefiel, nach Leipzig mitgenommen, in der Hoffnung, dort einige Ehre damit einzulegen. Davon wagte er der Frau Böhme Einiges, jedoch anonym, vorzutragen. Allein es ging ſeinen eigenen Gedichten nicht beſſer, als allen übrigen; und die Gründe, womit Frau Böhme ihre Kritik rechtfertigte, ſchienen ihm nur allzu triftig. Ihren Lehren kam Gellert's fortwährendes Predigen gegen die poetiſchen Uebungen und Goethe's häufige Unterhaltung mit Profeſſor Morus zu Hülfe, der mit mehr Ruhe und dazu mit größerer Gründlichkeit, als Frau Böhme, die Schwächen der neueren Poeten in's Licht ſtellte. Dieſe Einwirkungen auf Goethe's Geſchmack waren aber ſämmtlich negativer Art; Jeder proteſtirte gegen ſeine Neigungen, aber Niemand vermochte ihm einen ſichern Maßſtab des Urtheiles, wonach er verlangte,

zu geben. Hiezu kam noch, daß er den Mittagstisch beim Hofrath Ludwig, einem Mediciner, hatte, wo er, außer Morus, nur Studiosen der Arzneikunde antraf, und mit seiner Einbildungskraft in ein ganz anderes Feld hinübergezogen ward. Die neuen und bedeutenden Gegenstände des Gespräches spannten seine Aufmerksamkeit und gewannen immer mehr seine Theilnahme, so wie sich ihm der Nebel der wissenschaftlichen Terminologie allmählig aufhellte. Alles dieß trug dazu bei, ihn der Poesie und den poetischen Bestrebungen zu entfremden; und nicht lange währte es, so war ihm seine Freude am Dichten und an Dichtern so sehr vergällt, daß er sich scheute, einen Vers aufzuschreiben, wenn er sich noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem er bei seiner gänzlichen Geschmacks- und Urtheilsstörung befürchten mußte, das, was ihm augenblicklich gefiel, nächstens wieder für schlecht erklären zu müssen. Nach einiger Zeit warf er eine solche Verachtung auf seine sämmtlichen Arbeiten, Poesie wie Prosa, daß er sie eines Tages durch ein allgemeines Autodafé erbarmungslos vertilgte, wobei indeß von manchem Aeltern sich eine Abschrift in jenen, dem Vater zurückgelassenen Quartbänden, erhalten haben mag.

Aber den mächtigen Trieb, den die Natur in sein Herz gelegt hatte, konnte die Ungunst der Umgebung nur für eine kurze Zeit zurückdrängen. Bald richtete er wieder seine Blicke auf den Zustand der Literatur und begann auf Mittel und Wege zu sinnen, wie sich sein Talent am besten ausbilden lasse. Jene Zerstörung aller seiner bisherigen Productionen war gleichsam ein symbolischer Act gewesen, der seine gänzliche

Lossagung von der „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche“ der Poesie, worin er herangewachsen war, bezeichnete. Jetzt galt es, sowohl was Gehalt als Form betraf, einen bessern Weg einzuschlagen. Er fühlte sehr deutlich, daß die Schwäche des bisher in der deutschen Poesie Geleisteten vorzüglich in dem Mangel an würdigen Stoffen, und namentlich im Mangel an nationalem Gehalte begründet war. „Die äußeren Gegenstände,“ sagt Gervinus, „waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satyre, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Objecten großzog, und wiederholt blickte Goethe in edlem Neide nach England hinüber; er wußte es wohl, warum es in Deutschland schwer war, ein Shakspeare und Sterne zu werden.“ Zur Behandlung ersonnener Situationen, fremder, fernliegender Zustände konnte er, dessen Sinn so stark zu lebendigen, anschaulichen Verhältnissen neigte, sich nicht verstehen; was er besingen wollte, das mußte ihn selbst nahe berühren und innig bewegen. Die Großthaten Friedrich's II, die einen Gleim, einen Ramler u. A. zu Gesängen fortrissen, wollten in ihm nicht das Feuer der Begeisterung entzünden. Wir sahen schon früher, wie seine Vorliebe für den Preußenkönig durch den Umgang mit dem Königslieutenant Thorane und den Aufenthalt der Franzosen in Frankfurt geschwächt ward; indeß stand ihm Friedrich der Zweite doch noch immer an der Spitze der großen Männer des Jahrhunderts. Jetzt aber, in Leipzig, mußte er von allen Seiten die Eigenschaften des gepriesenen Herrschers und Heerführers

herabsetzen hören; man bewies ihm, daß Friedrich weder als Mensch, noch als Regent und Feldherr auf den Namen eines großen Mannes Anspruch machen dürfe, und so fühlte er die Verehrung, die er bisher diesem Fürsten gewidmet hatte, allmählig erkalten. Uebrigens hätte Goethe auch von jenen Kriegsereignissen ein näherer Zeuge gewesen seyn müssen, um ein deutscher Tyrtäus zu werden, denn er bedurfte zu poetischer Darstellung einer unmittelbaren Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit; und endlich fühlte er zu sehr das Hohle und Bombastische jener Bardendichtung, die der schlesische Krieg hervorrief, als daß er Lust gehabt hätte, einen ähnlichen Ton anzustimmen.

So war Goethe also genöthigt, sich anderswo nach poetischen Stoffen umzuthun. Hiebei gerieth er zunächst auf ein Verfahren, das ihn leicht zur beschreibenden Poesie hätte verleiten können, wenn er dazu von Natur nur einige Hinneigung gehabt hätte. Man trug sich damals mit einem Worte von Kleist, der, wegen seiner öfteren einsamen Spaziergänge berufen, die Antwort gegeben hatte, er sey dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Goethe ward nun auch ganz ernstlich ermahnt, auf solche Jagden auszugehen, und so stellte er häufig einsame Spaziergänge nach Apel's Garten, den Kuchengärten, dem Rosenthal, Gohlis, Raschwitz, Connewitz an, obgleich diese Orte das wunderlichste Revier waren, um poetisches Wildpret aufzusuchen. Weil hier, das Rosenthal abgerechnet, wenig Schönes und noch weniger Erhabenes dem Lustwandelnden entgegentrat, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Kleinleben der Natur und gewöhnte sich, in den

zierlichen, an und für ſich wenig vorſtellenden Erſcheinungen aus dieſem Kreiſe eine Bedeutung zu ſehen, die ſich bald mehr nach der ſymboliſchen, bald nach der allegoriſchen Seite hinneigte. In dieſer Weiſe entſtand z. B. eine Idylle auf folgende nähere Veranlaſſung. Er hatte einſt ſeinen Namen in die glatte Rinde einer Linde geſchnitten, und im folgenden Herbſte den Namen ſeiner Geliebten darüber angebracht. Frühjahrs beſuchte er zufällig die Stelle und fand den Saft durch die Einſchnitte, die ihre Namen bezeichneten, hervorgequollen und die ſchon hart gewordenen Züge ſeines Namens durch die Safttropfen wie mit unſchuldigen Pflanzenthränen benetzt. Dieſer Anblick ſetzte ihn in Beſtürzung; denn er war ſich bewußt, gegen Ende des Winters durch launiſche Eiferſüchtelei ſeiner Geliebten ebenfalls manche Thränen entlockt zu haben. Tief ergriffen, ſtellte er das Ereigniß in einer Idylle dar, welche leider nicht bis auf uns gekommen iſt.

Schon aus dieſem Beiſpiele erhellt, woher er den eigentlichen Gehalt ſeiner Poeſie zu ſchöpfen ſich gedrungen fühlte. Wollte er ſeinen Gedichten eine wahre Unterlage geben, wie es ſeine Natur gebieteriſch verlangte, ſo blieb ihm nichts übrig, als in ſeinen Buſen zu greifen; er mußte in ſeiner innern Welt Erſatz ſuchen für die äußere, die ihm nichts bot oder mißbehagte. Wie ſein damaliges ſtörriſches, launenhaftes, zwiſchen ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Trübſinne ſchwankendes Weſen, ſo ſpiegelten auch die poetiſchen Erzeugniſſe jener Zeit den Widerſtreit ab, in dem ſich ſeine Seele gegen die Welt befand; und mit Recht bemerkt Gervinus, daß wir ohne dieſen Gegenſtoß des Innern gegen die läſtige

Außenwelt nicht die seelenvollen Dichtungen besäßen, die England so wenig hätte hervorbringen können, als Deutschland Shakspeare's Meisterwerke. Von jetzt an ward für ihn die Poesie eine praktische Schule der Lebensweisheit, des beglückenden Gleichgewichts der Seele. Was ihn erfreute oder quälte, sagt er selbst, oder was ihn sonst lebhaft beschäftigte, das mußte er in ein Bild, ein Gedicht verwandeln und darüber mit sich selbst abschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen. Und an einer andern Stelle bekennt er, daß er nicht ermüdet sey, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in der Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er, Alles, was ihn bedrängte, in einem Reime, einem Liede, einem Epigramme los zu werden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen, zunächst nur ihn selbst interessiren konnten. So gewann also seitdem Goethe's ganze Poesie einen objectiven und realen, und zugleich subjectiven Grund, und alle seine Dichtungen wurden von nun an Bruchstücke eines großen Lebensbekenntnisses, dessen Lücken er später durch seine Selbstbiographie auszufüllen suchte.

Daß sich Goethe jetzt mit solcher Entschiedenheit von dem Conventionellen und Imaginirten, worin sich bis dahin die deutsche Poesie größtentheils bewegt hatte, auf die Seite des Natürlichen und Wirklichen wandte, haben wir zum Theil dem Einflusse der Dichtungen Wieland's zuzuschreiben. Auch

dieſer gefiel ſich, nachdem er von ſeiner frühern pietiſtiſchen Verſtiegenheit zurückgekommen war, und ſich mit dieſer „Niederwelt“ verſöhnt hatte, in der Darſtellung der Wirklichkeit und ihres Widerſtreites mit der ideellen Welt. Manche ſeiner Schriften, worin ſich dieſe Umwandlung ausſprach, fielen in Goethe's Univerſitätszeit; beſonders wirkte Muſarion lebhaft auf ihn, und er erinnerte ſich noch ſpät genau der Stelle, wo er die erſten Aushängebogen zu Geſicht bekommen hatte. Auch mit Shakſpeare's Werken wurde Goethe ſchon um dieſe Zeit bekannt, und zwar zuerſt durch Dodd's **beauties of Shakespeare**. Die Epoche, welche dieſes Werk bezeichnete, blieb ihm ſtets als eine der ſchönſten ſeines Lebens im Gedächtniſſe; die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoriſtiſchen Züge, Alles, ſagt er, habe ihn einzeln und gewaltig getroffen. Als aber nun erſt Wieland's Ueberſetzung erſchien, verſchlang er ſie mit Heißhunger und empfahl ſie Freunden und Bekannten. Daß dieſe Uebertragung, wie die erſte des Homer, die er kennen lernte, eine proſaiſche war, pries er noch in ſpäteren Jahren als eine Gunſt des Glückes; denn dadurch ſey ihm der eigentliche Gehalt jener Meiſterwerke nur um ſo reiner und wirkſamer entgegengetreten.

Was nun aber weiter die Form ſeiner künftigen Poeſie betraf, ſo war Goethe theils durch Nachdenken und Beobachtung von Muſtern, theils durch Geſpräche mit einſichtigen Männern zur Ueberzeugung gelangt, daß er ſich vor Allem der Beſtimmtheit, Präciſion und Kürze des Ausdruckes zu befleißigen habe. Haller und Ramler waren in dieſer Hinſicht ſchon mit gutem Beiſpiele vorangegangen, auch Leſſing und

Klopstock hatten sich schon in mehreren Dichtungen concise und gedrängt gezeigt. Eine so bestimmte Maxime konnte leicht die Gesundheit des Geschmacks gefährden und zuletzt zu ungenießbarer Dunkelheit des Ausdrucks führen. Aber dagegen schützte Goethe'n einmal das angeborene feine Gefühl und dann die fleißige Lectüre der Wieland'schen Schriften, deren Styl sich in leichter, natürlicher Anmuth bewegte.

Jene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines knappern und gefaßtern poetischen Styls war besonders durch Unterhaltungen mit dem Hofrath Pfeil, dem Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellert's schwedischer Gräfin, in Goethe befestigt worden. Er hatte diesen Mann, der ihm eine ernste Zuneigung bewies, in einer neuen Tischgesellschaft kennen gelernt, in welche ihn sein Landsmann Schlosser einführte. Joh. Georg Schlosser, der vor Goethe mehrere Jahre in Alter und Studien voraus hatte, und ihm von früh an als ein nacheiferungswürdiges Muster vorgehalten worden war, kam von seiner Vaterstadt Frankfurt durch Leipzig, um eine Stelle als Geheimsecretair bei dem damals in Treptow wohnenden Herzoge Friedrich Eugen von Württemberg anzutreten. In den Tagen, die er zu Leipzig zubrachte, verkehrte Goethe auf's Lebhafteste mit ihm, und Beide knüpften einen dauerhaften Freundschaftsbund, zu dem sich später noch Verschwägerung gesellen sollte. Schlosser zeigte aus dem großen Vorrathe von Papieren, die er bei sich führte, dem neuen Freunde mancherlei poetische und prosaische Arbeiten in allen Sprachen, welche diesen sofort zur Nachahmung aufreizten und ihm neue Unruhe bereiteten. Um sich durch Thätigkeit zu

beruhigen, richtete er an Schloſſer eine Reihe deutſcher, franzöſiſcher, italieniſcher und engliſcher Gedichte, wozu der Stoff aus ihren bedeutenden Geſprächen entnommen war. Auch von dieſen Poeſieen hat ſich uns leider nichts erhalten. So lange der Freund in Leipzig verweilte, ſpeiſ'te Goethe täglich mit ihm in einer geſchloſſenen Geſellſchaft, wo er außer Pfeil und einigen anderen Tiſchgenoſſen den Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachherigen Bürgermeiſter von Leipzig, und Zachariä, einen Bruder des Dichters, kennen lernte. Er gefiel ſich unter ihnen ſo wohl, daß er auch nach Schloſſer's Abreiſe zu bleiben und den Ludwig'ſchen Tiſch aufzugeben beſchloß.

Der Hauptmagnet jedoch, der ihn an dieſen Kreis feſſelte, war die Tochter des Hauſes, Annette, ein junges, hübſches, munteres und liebevolles Weſen. Goethe durfte ſie täglich ohne Hinderniß ſehen; ſie half die Speiſen bereiten, die er genoß, ſie brachte ihm wenigſtens Abends den Wein, den er trank. Bald war das Verhältniß ſo innig geworden, daß er viele Stunden des Tages bei ihr zubrachte. Sie ſangen die Lieder von Zachariä mit einander, ſie ſpielten den Herzog Michel von Krüger, und ſo fehlte es eine Zeitlang nicht an Zeitvertreib. Weil ſie ſich aber nicht aus dem Hauſe entfernen durfte, ſo verſiegten allmählig die Unterhaltungsquellen; und nun befiel Goethe'n die böſe Sucht, ſich aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu verſchaffen. Was ihn nur immer beunruhigen und verſtimmen mochte, den Verdruß über das ſchlechte Gelingen ſeiner poetiſchen Verſuche, ſeine Rathloſigkeit in der Kritik, Alles ließ er an dem guten Mädchen

aus und peinigte es durch die ungegründetsten Eifersüchteleien. Einige Zeit hindurch trug Annette dieß mit der größten Geduld; aber zuletzt ward ihr Herz ihm dadurch so sehr entfremdet, daß er nun zu den Thorheiten berechtigt wurde, die er sich früher ohne Ursache erlaubt hatte. Jetzt that er Alles, ihre Neigung wieder zu gewinnen; er suchte ihr gefällig zu seyn, ihr durch Andere Freude zu bereiten; es gab schreckliche Scenen, seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an. Allein vergebens; er hatte die Geliebte wirklich verloren. In seinem Schmerze stürmte er auf seine Gesundheit los und zerrüttete diese für mehrere Jahre. Ja er würde, wie er meint, an diesem Verluste zu Grunde gegangen seyn, hätte nicht auch dießmal das poetische Talent seine Heilkraft bewährt. Er dichtete nämlich, zu einer zugleich belehrenden und beruhigenden Buße, die Laune des Verliebten.

Hatte er den Stoff zu diesem dramatischen Stücke aus seiner jüngsten Erfahrung geschöpft, so legte er andern, mit denen er sich gleichzeitig oder bald nachher beschäftigte, Erlebnisse einer frühern Epoche zu Grunde. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und den Folgen derselben hatte er in die wüsten, zerrütteten Umstände so vieler Familien, in die gefährlichen Labyrinthe, womit die bürgerliche Gesellschaft unterminirt ist, manchen tiefen Blick gethan. Um über den beängstigenden Eindruck dieser Erfahrungen Herr zu werden, entwarf er mehrere Schauspiele und schrieb auch die Expositionen von den meisten, ließ aber, weil die Verwickelungen zu düster und tragisch wurden, eines nach dem andern fallen. Das einzige fertig gewordene sind die Mitschuldigen, worauf wir unten,

wie auf die übrigen Schriften der Leipziger Zeit, zurückkommen werden. Goethe bedauerte in späteren Jahren, daß er nicht damals, in der Weise von Beaumarchais, jene humoristischen und kecken Studentenstreiche, deren oben gedacht wurde, zum Gegenstande dramatischer Arbeiten gemacht. Allein seine Natur war zu ernst, als daß ihm dieses leichte Genre lange hätte genügen können.

Kehren wir von der flüchtigen Erwähnung dieser Schriften zu Goethe's damaligen Lebensverhältnissen zurück, so haben wir vor Allem eines wunderlichen Freundes zu gedenken, den er um die Mitte der Leipziger Zeit gewonnen zu haben scheint. Er hieß Behrisch *) und war Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Hager, wohlgebaut, mit markirten Zügen, weit in den Dreißigen vorgerückt, immer nett gekleidet, mit einem gewissen Anstande in Allem, was er that, ähnelte er einem ältern Franzosen, wie er denn auch das Französische gut sprach und schrieb. Er hatte einen besondern Hang, mit allerlei unschädlichen Thorheiten die Zeit zu vergeuden, wovon Goethe mehrere Beispiele in Wahrheit und Dichtung mitgetheilt hat. Statt sie nachzuerzählen, geben wir eines aus den Gesprächen mit Eckermann, welches den seltsamen Mann in

*) So schrieb Goethe den Namen in Wahrheit und Dichtung, während in der Gedichtsammlung (in den Oden an B.) Berisch steht. Daß jene Schreibart die richtige ist, bestätigt mir folgende gefällige Mittheilung von Varnhagen von Ense: „Ein schön geschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift Behrisch."

dieſer Hinſicht genugſam charakteriſirt, und Goethe's Mittheilungen ſowohl erläutert als ergänzt. „Wenn wir zuſammen im Fenſter lagen," erzählt Goethe, „und Behriſch in der Straße den Briefträger kommen ſah, wie er von einem Hauſe in's andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groſchen aus der Taſche und legte ihn bei ſich in's Fenſter. Siehſt Du den Briefträger? ſagte er dann zu mir gewendet; er kommt immer näher und wird gleich hier oben ſeyn, das ſehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief! Keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechſel, — mit einem Wechſel! ich will nicht ſagen, wie ſtark. — Siehſt Du, jetzt kommt er herein. — Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da iſt er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer ſo unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinſicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechſel nicht bringt, den er Dir doch früher oder ſpäter bringen muß, und ganz unverantwortlich gegen ſich ſelbſt, indem er ſich um einen Groſchen bringt, den ich für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einſtecke. — So ſteckte er denn den Groſchen mit höchſtem Anſtande wieder in die Taſche, und wir hatten etwas zu lachen."

Es kann auffallend erſcheinen, daß Goethe an ſolchen Albernheiten, die ihm manche ſchöne Stunde raubten, ſich längere Zeit habe erfreuen können. Allein es waren nicht ſowohl dergleichen Einzelnheiten, was ihn ergötzte, als vielmehr der ganze originelle Menſch, den, beinahe unbewußt, in Allem, was er that, der Trieb zum Affectirten, zum Schauſpielern

Goethe hatte sich diese oft wiederkehrenden Ausdrücke eing prägt, und in lustiger Stunde, als er mit Freunden in d Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrte, kam er auf d Einfall, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht a den Kuchenbäcker Händel*) zu versammeln, das er so fort an eine Wand des Hauses mit Bleistift anschrieb. **)

Diese Satyre sollte für Goethe die unangenehme Folg haben, daß sie mit dazu beitrug, ihm seinen Freund Behrisc zu entziehen. Das Gedicht hatte geraume Zeit unbemerkt a der Wand jenes Hauses gestanden, als Clodius mit seinem Medon hervortrat, dessen Weisheit, Großmuth und Tugen Goethe und seine Freunde unendlich lächerlich fanden, so seh auch die erste Vorstellung beklatscht wurde. Einer der Freunde der uns schon bekannte Horn, ließ sich's einfallen, jene Gedicht um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst au den Medon zu beziehen. Unzufrieden über die Gleichgiltigkeit womit diese Zusätze aufgenommen wurden, wandte er sich da mit an Andere, welche Abschrift davon nahmen und das Stück schnell in's Publicum brachten. Man erfuhr bald, aus welcher Gesellschaft es hervorgegangen war, und die Mißbilligung wa

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 36 ff.

**) „Die Verse auf den Kuchenbäcker Händel habe ich zuerst handschriftlich bei dem Stadtschreiber Avenarius in Hameln gesehen, der mit Goethe zugleich in Leipzig Student war; abgedruckt aber stehen sie zuerst an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte, in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Berlin 1801, Bd. III, S. 38, veröffentlicht von Ernst Adolph Eschke." Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

llgemein. Auch dem Grafen Lindenau in Dresden kam der Vorfall zu Ohren, und da er ohnedieß mit dem Hofmeister eines Sohnes seit einiger Zeit nicht ganz zufrieden war, so entließ er Behrisch auf eine glimpfliche Weise. Doch gereichte diesem die Sache nicht zum Nachtheile; denn auf die Empfehlung mehrerer angesehenen Personen, die er durch seine Kenntnisse und Talente, wie durch seine Rechtschaffenheit für sich eingenommen hatte, wurde er, als Erzieher des Erbprinzen von Dessau, an den Hof eines trefflichen Fürsten berufen. Hier besuchte ihn Goethe gegen das Jahr 1776 und noch ein Mal im Jahre 1801, und fand ihn unverändert, als feinen Hofmann und in der besten Laune wieder. *)

Daß der Graf Lindenau zur Entlassung des Hofmeisters auch andere, triftigere Gründe gehabt, läßt eine leise Andeutung Goethe's in Wahrheit und Dichtung erkennen. „Unglücklicher Weise," schreibt er, „hatte Behrisch und wir durch ihn, noch einen gewissen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren, als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." Bringen wir damit einen Brief Goethe's an eine Freundin (ohne nähere Ueberschrift) in Verbindung, den in jüngster Zeit Schöll nach einem aufgefundenen Concepte veröffentlicht hat, und mit großer Wahrscheinlichkeit in's Jahr 1767 setzt, so möchte man fast glauben, daß Behrisch dem jungen Freunde in sittlicher Beziehung ein nicht lobenswerthes und nicht unbefolgt gebliebenes Beispiel gegeben hat. Wir theilen ohne weitern Commentar das Wesentlichste des Briefes mit.

*) Gespräche mit Eckermann II, 177 ff.

den Goethe an ein Mädchen richtet, das einem seiner
ein Liebesverhältniß aufgekündigt hat, und stellen es
anheim, ob er nicht vielleicht lieber annehmen will,
fingirte Situationen behandelt sehen. „Ich habe
mit ihm," schreibt Goethe, „Mitleiden, wie man es
Kranken hat, dem man, um größere Schmerzen zu
Blasen ziehen muß. Ich bin ruhig, wie er bewegt
doch gab es eine Zeit, da ich bewegter war, als er
nun, die Zeit wird auch den Sturm in seinem Herz
die Zeit — und — wenn er klug ist, ein ander Mi
noch probater gefunden wird, als das (Goethe bez
im Gedichte „Wechsel"). Es ist bitter, sehr bitter, m
liche Freundin, eine so liebliche Aussicht empfindu
Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da
Hoffnung, daß es wieder Tag werden könnte. Versch
Unwiederbringlicher verschwunden, als die Jahre de
und die Blüthen der Schönheit. Und doch muß ma
erfahren, daß Mädchen — Mädchen sind, und daß
Mann ein Mann ist. Lieber Gott, fühlte Ihr arm
haber diese Wahrheit so lebendig, als ich, er wü
Ihren Brief so wenig erstaunt seyn, als ich. Er ist
Mensch, und wundert sich sehr, daß seine Ca— O
keit, wir kennen einander! Ich bin auch verlassen
Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück
Aber wie viel bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich
Busen allen Trost finden ließen, den ein Verlassener
kann! Denn was konnte ich verloren haben, da die
würdige ***, in die feurigsten Umarmungen versun

meinem Schooße zitterte? Nelly (Aenneli?) war mein süßes Mädchen, das einzige, das ich je geliebt habe; aber gewiß, meine Freundin, unsere gestohlenen freundschaftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube haben mich überzeugt, daß ich Netten (Annetten?) verzeihen muß, wenn sie mich in den Armen eines Andern vergißt. Und Sie hatten mich auch so vergessen, das war natürlich, mein Freund war mein Nachfolger, das war mir angenehm; aber leid war mir's, daß Sie ihn eine ewige Liebe hoffen ließen. Ich dächte doch, Sie hätten Ihr Herz besser kennen sollen. — Nun, das ist vorbei. Ihr Liebhaber rast, aber das wird sich geben. Sie werden sehen, wie er ehestens in einen sitt- und tugendsamen Freund verwandelt seyn und auf dem Fuße mit Ihnen stehen wird, wie ich jetzt stehe. Unverbrüchlich und heilig wird das schöne Bündniß seyn; denn abgedankte Liebhaber sind die besten Freunde, wenn man sie menagiren kann. — Nun, an Freunden kann es Ihnen nicht fehlen. Nur hüten Sie sich, es sind nicht alle Liebhaber so geduldig. Und ich bitte Sie, erinnern Sie sich oft des Vergangenen, um auf die Zukunft nichts zu versprechen. Und wenn Ihr kleines Stübchen, das so oft der Zeuge unserer seligen Trunkenheit war, das, wie ich nicht zweifle, auch meinen Freund oft glücklich gesehen hat, wenn diese liebe romantische Höhle nun auch künftig den Schauplatz der Freuden eines neuen Liebhabers abgibt: o möchte sich der betrogene Glückliche nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr gewähren, als den gegenwärtigen Genuß! Leben Sie wohl, meine liebste Freundin."

Es bliebe uns nun, ehe wir im nächsten Capitel zu

Goethe's Bestrebungen in der bildenden Kunst übergehen, noch ein Wort über seinen Antheil an dem Leipziger Theater zu sagen. Er ist darüber in seiner Selbstbiographie auffallend schweigsam gewesen, hat aber später Einiges in den „biographischen Einzelnheiten" unter der Ueberschrift „Leipziger Theater" nachgebracht. Wie man 1767 in Hamburg im Geiste des Patriotismus, der in den sechsziger Jahren Deutschland zu durchwehen begann, die Bühne reorganisirte, so ward auch in Leipzig in dem neuerbauten Theater sogleich Schlegel's Hermann aufgeführt. Diese vaterländische Tendenz schien Goethe'n beifallswürdig; aber er verkannte nicht, daß Stücke, wie der Hermann, in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte daher nach bedeutenderen Gegenständen aus der spätern Zeit; und so war der Weg angebahnt, auf dem er später zu seinem Götz gelangte. Im Hermann sah er zweimal den alten Koch auftreten, der sonst seiner hohen Jahre wegen von der Bühne dispensirt war. Von dem übrigen Schauspieler-Personale erinnerte sich Goethe in späterm Alter besonders lebhaft des Eindruckes, den eine Dem. Schulz, eine Schwester des Balletmeisters, auf ihn gemacht. Sie war nicht schön, aber nett, mit schönen schwarzen Augen und Haaren. Sie zog ihn in's Theater, so oft sie auftrat, und ihr Spiel in Weiße's Romeo und Julie prägte sich tief seinem Gedächtnisse ein, namentlich wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinne steigerte. Durch ihre Talente für die Tragödie nahm sie Goethe'n und seine Freunde so sehr ein, daß diese sie in keiner geringern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin

mochten auftreten sehen, und in kleinen ausgestreuten Versen sie davon abzumahnen suchten. Die nachher als Mara so berühmt gewordene Dem. Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte schon damals allgemeine Bewunderung. Im Jahre 1831 richtete Goethe an ihrem Jahresfeste zwei Gedichte an sie. Das erste, mit der Ueberschrift: „Der Demoiselle Schmehling, nach Aufführung der Hasse'schen Sta. Elena al Calvario" spricht die Erinnerung an die Leipziger Zeit aus. Irrthümlich hat Goethe die Jahreszahl 1771 beigefügt, wo er nicht mehr in Leipzig war. *) Neben der Schmehling trat Corona Schröter in Hasse'schen Oratorien auf, und die Wagschalen des Beifalls standen für Beide immer gleich. Denn wenn Letztere es mit Jener nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, so erregte sie durch ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen, ihren ernsten, anmuthigen Vortrag allgemeine Zuneigung und Achtung. Verschiedene ihrer Anbeter machten Goethe'n zum Vertrauten und erbaten sich seinen Beistand, wenn sie ein Gedicht zu Ehren Corona's wollten drucken und verbreiten lassen. Der Kreissteuereinnehmer Weiße, der damals, in seinen besten Jahren, als ein heiterer und freundlicher Mann in Leipzig lebte, war bei Goethe und seinen Gesellen sehr beliebt und geschätzt. Seine Poeten nach der Mode hatten ihn besonders ergötzt, waren aber durch Frau Böhme tief in seiner Schätzung herabgesetzt worden.

*) Hiernach ist zu berichtigen, was ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (I, S. 155) über diese Verse gesagt.

Indeß ließen ſich die jungen Freunde nach wie vor durch Weiße's Theaterſtücke hinreißen, wenn ſie ihnen auch keine Muſtergiltigkeit zuerkennen konnten, und fanden an ſeinen Opern, die der Concertdirector Hiller auf eine anmuthige Weiſe belebte, gleichfalls viel Vergnügen.

Neuntes Capitel.

Bekanntſchaft mit Oeſer. Unterricht im Zeichnen. Einführung in das Studium der Kunſtgeſchichte. Leſſing's Laokoon. Beſuch der Dresdener Gemäldegallerie. Beſchäftigung mit der Kupferſtecherkunſt. Zwei radirte Blätter von Goethe. Winckelmann's Tod. Krankheit. Befreundete Perſonen und Familien. Oeſer's Tochter. Studentenunruhen. Abreiſe von Leipzig. Rückblick auf ſeine dortige religiöſe Entwickelung.

Goethe's Beſtrebungen in der bildenden Kunſt, die eine ſo wichtige Rolle in ſeiner Geiſtesentwickelung während der Leipziger Periode ſpielen, ſchließen ſich zunächſt an ſeinen Verkehr mit Oeſer, dem Director der Maler- und Architektur-Akademie zu Leipzig, an. Das nähere Bekanntwerden mit Oeſer iſt wahrſcheinlich ſchon in das Jahr 1766 zu ſetzen. In dem Maße, wie ihm die akademiſchen Vorleſungen immer mehr verleidet wurden, und er in poetiſchen Dingen in immer größere Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit gerieth, mußte die bildende Kunſt, die faſt die ganze erſte Hälfte ſeines Lebens hindurch mit der Dichtkunſt bei ihm um die Vorherrſchaft ſtritt, mehr und mehr in den Vordergrund treten. So mag er denn etwa zu Anfang des dritten Semeſters zuerſt mit

einigen Edelleuten, worunter der nachmalige Staatscanzler Fürst von Hardenberg war, bei Oeser Privatstunden genommen haben. Wir müssen den Einfluß dieses Mannes auf Goethe, wenn auch nicht in jeder Beziehung günstig, doch jedenfalls sehr hoch anschlagen, und selbst höher, als er nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung erscheint. Wie Oeser auf Winckelmann's Bildung bedeutend eingewirkt hat, so auch auf Goethe's. Schon das war von Wichtigkeit, daß er an Oeser wieder einen Mann fand, an dem er das ihm tief inwohnende Bedürfniß der Pietät und der Verehrung gegen Aeltere befriedigen konnte. Von Böhme hatte er sich abgewandt, weil dieser ihm einen Bildungsgang aufdringen wollte, der seiner Neigung widerstrebte; zu Gellert hatte er kein rechtes Herz fassen können, und noch dazu hatte man ihn durch üble Nachreden in seiner Schätzung herabgesetzt; Behrisch war im Ganzen doch ein zu wunderlicher Kauz und zu unbedeutend, als daß er zu ihm, wie einem der Nacheiferung würdigen Muster, hätte hinaufblicken können. Oeser aber konnte in jeder Hinsicht als ein achtungswerther Charakter gelten; er war ein reicher und reger Geist, von liebenswürdigem Herzen, theilnehmend an dem Streben anderer begabten Menschen, in angesehener Stellung und einem Berufe lebend, der für Goethe hohen Reiz besaß. Dazu kam noch, daß er mit Goethe einen Grundzug des Charakters gemeinsam hatte. Was dieser von Oeser sagt, daß er, wie Behrisch, zu den Menschen gehört habe, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinbringen, daß er nie die Technik seiner Kunst ernstlich angegriffen, daß erst seinen späteren Jahren ein gewisser folgerechter Fleiß

vorbehalten gewesen sey, das alles läßt sich mit einiger Einschränkung auf ihn selbst anwenden. Mußte nun diese geheime innere Verwandtschaft den Jüngling vom ersten Augenblicke an ihn fesseln, so ist es doch zu bedauern, daß er in jenem Grundzuge durch die Anschauung des gereiften Mannes befestigt ward. Ihm, dem „nichts Vergnügen machte, als was ihn anflog," wäre ohne Zweifel das Beispiel eines Künstlers heilsamer gewesen, der mit willenskräftigem Fleiße sich aller Mittel seiner Kunst zu versichern strebte.

In der Praxis des Zeichnens ward Goethe durch Oeser's Beispiel und Anleitung wenig gefördert; dafür wirkte aber seine Lehre um so entschiedener auf Geist und Geschmack. Vor Allem empfahl er Einfalt in dem, „was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind," und so hatte er auch, als ein abgesagter Feind alles Schnörkelwesens, in dem alten Schlosse Pleißenburg, das er bewohnte, seine Zimmer mit einfacher Eleganz ausgestattet. Von dem Künstler selbst aber verlangte er Bedächtlichkeit und ein inniges, stilles Vertiefen in den Gegenstand, eine Lehre, die bei Goethe noch segensreich in der Sturm- und Drangperiode nachwirkte und ihn manchmal vor Verirrung geschützt hat. Wodurch er aber Goethe'n in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft einen unschätzbaren Gewinn brachte, das war, daß er den durch allerlei Mißreden an der Dichtkunst, am Schönen und an sich selbst irre gewordenen Jüngling von Neuem ein Herz zur Kunst überhaupt und so auch zur Poesie fassen lehrte. Dieses Verdienst erkannte Goethe selbst mit der größten Dankbarkeit an, wie aus ein paar uns erhaltenen Briefen aus der nächsten Zeit nach dem Aufenthalte

zu Leipzig erhellt. In einem Schreiben an Oeſer vom 9. Nov. 1768 heißt es: „Was bin ich Ihnen nicht Alles ſchuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr ſchuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geſchmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntniſſe, meine Einſichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr iſt mir der ſeltſame, faſt unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkſtatt eines großen Künſtlers mehr den keimenden Philoſophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörſaal des Weiſen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. — Aufmunterung nach dem Tadel (fügt er im Hinblick auf jene entmuthigenden Kritiken der Frau Böhme, Gellert's und Anderer hinzu) iſt Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Muſen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wiſſen, was ich war, als ich zu Ihnen kam, und was ich war, als ich von Ihnen ging. Der Unterſchied iſt Ihr Werk." Und ſelbſt ein Jahr ſpäter noch gedachte er Oeſer's mit gleich warmer Erkenntlichkeit. „Sein Unterricht," ſchrieb er den 20. Febr. 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig, „wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück, wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeſer. Nach ihm und Shakſpeare iſt Wieland der Einzige, den ich für meinen ächten

Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte."

Wir reihen diesen Brief-Fragmenten noch ein anderes an, worin der Bildungsweg, den Oeser dem jungen Freunde vorgezeichnet hatte, und des Letztern Dankbarkeit nicht minder bestimmt hervortreten, „Meine gegenwärtige Lebensart," schreibt Goethe am 13. Febr. 1769 an Oeser's Tochter, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet."

Bei Zeiten richtete Oeser auch seine Aufmerksamkeit dahin, seinen Lehrling in die Geschichte der Kunst einzuleiten, Er hatte sich wohl bald überzeugt, daß Goethe kein besonderes Talent oder wenigstens nicht die erforderliche Ausdauer zur Ausübung der Kunst besaß, und mochte ihn daher um so gründlicher theoretisch auszubilden suchen. Goethe hatte das eben damals in's Deutsche übersetzte „Leben der Maler" von

d'Argenville frisch erhalten und studirte es mit Eifer. Oeser unterstützte ihn in diesen Bestrebungen, indem er ihm manches Portefeuille aus den großen Leipziger Sammlungen zur Einsicht verschaffte, was aber zunächst eine andere Wirkung, als die beabsichtigte, hervorbrachte, und sein poetisches Talent anregte. Wie man wohl Kupfer zu Gedichten macht, so machte er jetzt umgekehrt Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, indem er sich die vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bisweilen auch ihnen ein angemessenes Lied in den Mund zu legen wußte. Man sieht, wie sehr es ihm damals an würdigem poetischen Stoffe gebrach. Was hätte aus Goethe werden können, wenn sein Geist sich bei Zeiten an großen Objecten hätte groß ziehen können! Es war fast nicht zu vermeiden, daß diese Gedichte sich manchmal in's Descriptive verirrten, wozu er sonst durchaus nicht neigte. Aber diese Fehlgriffe kamen ihm für die Folgezeit, wo Lessing's Laokoon ihn über die Grenzen der verschiedenen Künste aufklärte, als eine belehrende Erfahrung zu statten.

Oeser führte ihn in das Kunst- und Geschmackselement, worin er selbst lebte und webte, auch dadurch tiefer ein, daß er sich über abgeschiedene oder abwesende Männer, zu denen er im Verhältniß gestanden hatte oder noch stand, gern mit dem theilnehmenden Jünglinge unterhielt und ihn auf ihre Verdienste aufmerksam machte. So rühmte er ihm unter den Franzosen Caylus, unter den Deutschen Lippert, wegen seiner Bemühungen um die Gemmen der Alten, den Professor Christ, als Liebhaber, Sammler, Kenner und thätigen

Künſtler; vor Allem aber deutete er auf das hohe Kunſtleben Winckelmann's in Italien hin; deſſen erſte Schriften Goethe mit Andacht in die Hand nahm; denn Oeſer's leidenſchaftliche Verehrung für den einzigen Mann hatte ſich ganz auf ihn übertragen. Er ließ ſich dadurch nicht irren, daß ihm manches Einzelne in jenen kleinen Aufſätzen räthſelhaft und problematiſch blieb; fand er doch im Allgemeinen darin das von Oeſer gepredigte Evangelium des Schönen, oder vielmehr des Angenehmen und Geſchmackvollen wieder. Aber auch mit den zahlreichen Kennern und Freunden der Kunſt, die in Leipzig einträchtig und im gleichen Sinne lebten und wirkten, mit Huber, Kreuchauf, Winckler, Richter u. A., ward Goethe durch ſeines Lehrers Vermittelung bekannt, und es ſtand ihm der Zutritt in ihre Kreiſe und zu ihren Sammlungen jederzeit offen.

Indem er ſich nun aber bei dieſer vielfachen Gelegenheit zur Anſchauung von Kunſtſachen, auch nach einem feſten Halt für Begriff und Erkenntniß umſah, den er weder aus den gelegentlichen Geſprächen jener älteren Männer, noch auch aus den lakoniſchen Andeutungen Oeſer's gewinnen konnte: fiel zur rechten Zeit durch Leſſing's Laokoon ein heller Lichtſtrahl in die Dämmerung, welche ihn bisher umgeben hatte. Wenige Werke mag Goethe in ſeinem Leben mit ſolcher Ausdauer und in ſolcher Stetigkeit durchſtudirt haben, als den Laokoon, wozu, wie Gervinus treffend bemerkt, der Umſtand nicht wenig beitrug, daß ihm hier die Kritik in der Geſchloſſenheit eines Kunſtwerkes entgegentrat. Auch der unvergleichliche lebendige Styl der Abhandlung hat ihn ohne Zweifel gefeſſelt; denn „hier redet der Schreibende und geſticulirt noch in der Rede;

er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gespräch's und behält doch die Ruhe und die Selbstbeherrschung der überdachten Schrift." Goethe wird noch in späterm Alter, wo er der Wirkung dieser Schrift auf seine Jugend gedenkt, von Begeisterung hingerissen und erhebt ganz gegen seine Gewohnheit „die freien Gefilde des Gedankens" über „die Region des kümmerlichen Anschauens." „Wie vor einem Blitze," sagt er, erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens (der die bildenden und die Redekünste schied); alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, von uns weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst." Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne markte und mäkelte, bekennt er, daß dieses Buch, im rechten Augenblicke hervorgetreten, die vollste Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthumes erfreut habe. Ungeachtet seines Enthusiasmus für Lessing versäumte Goethe, den berühmten Mann zu sehen, als dieser Leipzig auf einige Zeit besuchte. Ja er mied sogar geflissentlich die Orte, wo Lessing erschien, wahrscheinlich, wie er selbst meint, weil er sich zu gut dünkte, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch auf ein näheres Verhältniß machen konnte. Dieser grillenhafte Stolz bestrafte sich dadurch, daß er den hochgeschätzten Mann nie in seinem Leben zu sehen bekam.

Mit zunehmender theoretischen Einsicht fühlte er nunmehr immer stärker das Bedürfniß, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken, und so entschloß er sich, der

Dresdener Gemäldegallerie mehrere Tage zu widmen. Hierbei ließen ihn zwei seiner Eigenheiten auf eine etwas wunderliche Weise verfahren. Von seinem Vater hatte er eine äußerst starke Abneigung gegen alle Gasthöfe überkommen, welche sich bei diesem auf der italienischen Reise festgewurzelt hatte. Es wäre ihm nun zwar nichts leichter gewesen, als durch Empfehlung seiner Dresdener Gönner in Leipzig bei guten Freunden gastliche Aufnahme zu finden. Allein dem widerstrebte seine Lust am Incognito, der wir später noch oft begegnen werden. Da er die Dresdener Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte, und sich von Niemanden wollte irren lassen, so hielt er seinen Vorsatz, zu reisen, geheim, und vertraute ihn nur seinem Stubennachbar, dem fleißigen Theologen, weil dieser in Dresden einen Verwandten hatte, bei dem der Kunstjünger in jenen Tagen zu wohnen gedachte. Von dem halbblinden Candidaten mit einem mühsam geschriebenen Empfehlungsbriefe ausgestattet, fuhr er auf der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden, und fand bald in der Vorstadt jenen Verwandten, der seines Handwerks ein Schuster war. Die Persönlichkeit dieses Mannes war unserm Dichter so interessant, daß er sie tief seinem Innern einprägte und sechs bis sieben Jahre nachher in der epischen Dichtung, „der ewige Jude," dem Charakter des Ahasver zu Grunde legte. „Sein Eigenthum war," so schildert ihn Goethe, „ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dieß bewahrte sein

Behagen; und ich mußte ihn vor vielen Anderen in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt werden." Goethe vertrug sich die Tage, welche er in Dresden zubrachte, sehr gut mit ihm, und beide überboten einander manchmal an neckischen Einfällen.

Der Eindruck, den die Gemäldegallerie auf den jungen Kunstenthusiasten machte, war außerordentlich; es war ihm in dem großen Saale, worin Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, wie in einem Gotteshause zu Muthe. Vorzüglich wirkten auf ihn solche Stücke, „wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug, während er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu' und Glauben annahm. Was er nicht als Natur ansehen durfte, sagt er selbst, was er nicht an die Stelle der Natur setzen, nicht mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam. Die Antiken, welche noch in den Pavillons des großen Gartens standen, so wie alles Uebrige, was Dresden Köstliches enthielt, lehnte er ab zu sehen; er wollte seine Aufmerksamkeit, sein Interesse auf die Gemälde concentriren. Für die Auffassung der umgebenden Wirklichkeit war aber sein Auge durch die Betrachtung jener Meisterwerke so künstlerisch angeregt, daß er Mittags und Abends, wenn er in das Haus seines Schusters zurückkehrte, die schönsten Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte.

Das Entzücken, welches er bei manchen Werken auf der Gallerie aussprach, vereitelte seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerie-Inspector, Rath Riedel, nahm von dem leidenschaftlichen Kunstfreunde Notiz, und machte

ihn auf Manches aufmerksam, was besonders in seinem Kreise zu liegen schien. Auch ward Goethe durch Vermittelung eines jungen Mannes, dessen Bekanntschaft er auf der Gallerie gemacht, dem Director von Hagedorn, Bruder des gleichnamigen Dichters, vorgestellt, der ihm seine Sammlung mit großer Gefälligkeit zeigte, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstliebhabers um so mehr ergötzte, je seltener ihm bei Anderen eine so feurige Theilnahme an seinen Bildern begegnete. Diese herrlichen Genüsse wurden indeß durch den traurigen Anblick so mancher Gräuel der Verwüstung gedämpft, die noch in mehreren Straßen Dresdens von dem unglückseligen Kriege zeugten. Die schuttbedeckte Mohrenstraße, die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurme drückten sich ihm tief ein, und standen noch in späteren Jahren wie ein dunkler Fleck in seiner Einbildungskraft.

Nach Leipzig zurückgekehrt, empfand Goethe die Wahrheit des alten Wortes: Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe. Je mehr er sich bemühte, alle jene Anschauungen und Erfahrungen zu ordnen und sich zuzueignen, desto weniger gelang es ihm; und er mußte sich zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Er fühlte sich ganz behaglich, als ihn jetzt eine neue Beschäftigung auf eine seinen Kräften mehr angemessene Weise in Anspruch nahm. Es war die Kupferstecher-Kunst, welche ihn besonders durch ihre reinliche Technik zu Uebungen und Versuchen reizte. Unter Anleitung des Kupferstechers Stock begann er Landschaften zu radiren; die menschliche Figur schreckte ihn noch durch ihre Unfaßlichkeit von der Nachbildung ab. Glücklicherweise haben sich ein paar Docu-

mente dieser Bemühungen Goethe's erhalten, worüber Karl Buchner noch bei des Dichters Lebzeiten im Morgenblatte *) ausführlich berichtet hat. Es sind zwei radirte Blätter nach Thiele, welche als Pendants zu einander dienen können. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Gebüsch umschlossen, und von einem still träumerischen, nachsinnenden Geiste belebt. Auf beiden finden sich am untern Rande die Worte: Peint par A. Thiele.... Gravé par Goethe. Das eine Blatt hat zur Unterschrift die Widmung: Dédié à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils obéissant. Zwischen dieser Unterschrift mitten innen zeigt sich das Goethe'sche Wappen: In der obern Abtheilung eine halbe Figur mit aufgehobenem Stabe und Scepter, in der untern ein Querbalken mit kleinen Schildchen. Das andere Blatt hat Goethe seinem damaligen Tischgenossen und Freunde, dem Assessor und Leipziger Rathsherrn (nachmaligem Bürgermeister) Hermann, gewidmet, der selbst mit Gefühl nach der Natur zeichnete, und auch ihn veranlaßte, manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide zu zeichnen. Was die künstlerische Behandlung der beiden Blätter betrifft, so hat Buchner einen Kupferstecher zu Rathe gezogen, dessen Urtheil im Ganzen recht günstig ausfiel: „Die Zeichnung in Masse ist in beiden Blättern sehr gut gewahrt und die verschiedenen Gründe auf ächt künstlerische Weise in gegenseitige Harmonie gebracht und auseinandergesetzt. Die technische

*) Jahrgang 1828, Nr. 3 bis 6.

Behandlung des Einzelnen anlangend, möchte das von Goethe seinem Vater dedicirte Blatt mit größerer Fertigkeit und Sicherheit ausgeführt seyn. Das Wasser, welches sich im Vordergrunde gesammelt hat und leise fortbewegt, hat wirklich Spiegel; weit weniger gut ist das Wasser des eigentlichen Wasserfalles. Schatten- und Lichttöne der Felsen sind in ein gutes Verhältniß gebracht; der gegen die sonnige Luft sich dunkel abhebende Baum im Vordergrunde zeugt namentlich von größerer Fertigkeit; die Parthieen heben sich von einander los, und das besonnte Plätzchen ist recht einladend und wohl gefertigt. Ueberall in diesem Blatte scheinen Strichlage und Wendungen überlegter, planmäßiger zu seyn, während das andere hierin weniger lobenswerth ist. Dagegen hat diese Landschaft einen andern Vorzug: Die Licht- und Luftperspective ist besser behandelt; auch läßt sich mit dieser Landschaft hauptsächlich belegen, daß Goethe für die Schönheit der Form, der Beleuchtung und der Farbe in gleich hohem Grade, aber noch mehr in Hauptmassen, als im Einzelnen gefühlt habe, und daß dieses Fühlen in Masse, namentlich von Baumparthieen, gilt, während Felsen und Erdreich einer größern Detaillirung sich erfreuen. Nicht allein mit Schönheit der Form sich begnügend, wußte er auch die beiden letzten mitwirkend heranzuziehen. Die Behandlung der Form in diesem Blatte ist wirklich meisterhaft zu nennen. Beide Blätter, um durch Beispiele zu erläutern, erinnern in artistischer Hinsicht an Schwanefeld; in seiner Art mag Goethe die Gegenstände aufgefaßt und gefühlt haben. In technischer Beziehung wären sie den besseren radirten Blättern des Landschaftmalers Schönberger zu vergleichen. Wo

die Anwendung des Grabſtichels nöthig ſchien, verrieth ſich eine höchſt geringe Kenntniß der Technik; gerade dieſe Stellen, die dunklen Partieen, ſind deßhalb zu den wenigſt gelungenen zu zählen."

Zwiſchen ſolchen Arbeiten ward, „damit ja Alles verſucht würde," auch manchmal in Holz geſchnitten. Goethe verfertigte verſchiedene kleine Druckerſtöcke, nach franzöſiſchen Muſtern, wovon ſich Manches brauchbar fand. Eine überſichtliche Kenntniß im Fache der Buchdruckerei erwarb er ſich durch ſeine Bekanntſchaft mit der Breitkopfiſchen Familie, in deren Hauſe der Kupferſtecher Stock die Manſarde bewohnte. Er hatte die Verbindung mit dieſer Familie gerade zu einer Zeit angeknüpft, wo ſie, ihrem Stammhauſe, dem goldenen Bären auf dem neuen Neumarkte, gegenüber, ein zweites, höheres und weitläufigeres Gebäude „zum ſilbernen Bären" errichtete. Goethe ging beim Auf- und Ausbaue, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und lernte dadurch Manches, was ſich auf dieſe Geſchäfte bezieht, ſo wie er auch Gelegenheit hatte, die Oeſer'ſchen Lehren angewandt zu ſehen. Im Breitkopfiſchen Hauſe fand er gute Kupferwerke, die das Alterthum darſtellten, und ſetzte ſeine Studien auch nach dieſer Richtung fort. Dieſe wurden dadurch noch mehr gefördert, daß er eine beim Umziehen in Unordnung gerathene, anſehnliche Schwefelſammlung wieder zurecht brachte, wobei er ſich in Lippert u. A. umzuſehen genöthigt war.

Bei all' dergleichen auf Kunſt und Alterthum gerichteten Bemühungen hatte er jedoch ſtets Winckelmann vor Augen. Er fuhr fort, ſeine erſten Schriften fleißig zu ſtudiren, wie

sibyllinisch ihm auch manche Parthieen derselben blieben, und befestigte sich in seinem Enthusiasmus für den seltenen Mann, dessen Tüchtigkeit das Vaterland immer mehr anzuerkennen begann. Mit Jubel vernahm er, daß der gepriesene Kunstkenner nächstens aus Italien heimkehren, den mit ihm befreundeten Fürsten von Dessau besuchen, und unterwegs bei Oeser einkehren werde. In diese Freude fiel, wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht von Winckelmann's Tode, der am 8. Juni 1768, nahe der Grenze des Vaterlandes, von einem heimtückischen Italiener war ermordet worden. Unbeschreiblich war die Bestürzung, der Jammer über diese Schreckenspost in allen Kreisen seiner Verehrer; besonders aber betrauerte Goethe tief das Hinscheiden eines Mannes, den er als ein der höchsten Nacheiferung würdiges Muster bewundert hatte.

Vielleicht trug der Schmerz über den herben Verlust mit dazu bei, bei Goethe ein körperliches Uebel zum Ausbruche zu bringen, welches ihn an den Rand des Grabes führte. Seit dem Auerstädter Unfall empfand er von Zeit zu Zeit einen Druck auf der Brust, und dieser hatte sich, nach einem Sturze mit dem Pferde bedeutend vermehrt. Eine unglückliche Diät, der Genuß von schwerem Merseburger Bier und Kaffee, anhaltendes Sitzen, unzeitiges Kaltbaden, Schlafen auf hartem Lager unter allzuleichten Decken, verstärkten ein gewisses Mißbehagen, einen hypochondrischen Zug, den er schon von Hause mitgebracht hatte. Ohne Zweifel hatte die tolle Weise, wie er nach dem Verluste Annettens absichtlich auf seine Gesundheit losstürmte, und wahrscheinlich auch das unvorsichtige

Einathmen der schädlichen Dünste beim Aetzen der Kupferplatten zur Erschütterung seiner Gesundheit mitgewirkt. Genug, er wachte eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf und schwankte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Als endlich Besserung eintrat, blieb noch eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück, die sich bei jener Eruption gebildet hatte.

In den Tagen der Krankheit und der langsamen Reconvalescenz bewährte es sich, daß Goethe ungeachtet des störrischen Eigensinnes, der launenhaften Grillen, der höchst ungleichen, zwischen melancholischem Trübsinne und ausgelassener Lustigkeit schwankenden Stimmung, womit er den Umgebenden oft beschwerlich geworden war, dennoch die Zuneigung vieler vorzüglichen Personen sich zu erwerben gewußt hatte. Nicht bloß sein Freund Horn, auch die ganze Breitkopfische, die Stockische Familie, der oben genannte Assessor Hermann, Gröning von Bremen und manche Andere wetteiferten, ihn theils auf dem Zimmer, theils anderswo zu unterhalten und zu zerstreuen. Besonders aber nahm sich seiner ein Mann an, den er erst in dieser Zeit kennen lernte, Langer, der Nachfolger Behrisch's in der Hofmeisterstelle beim jungen Grafen Lindenau, nachmals Bibliothekar in Wolfenbüttel. Er hatte sehr gute Studien gemacht und freute sich nun, des Wiedergenesenden Heißhunger nach Kenntnissen zu befriedigen, welcher sich bei der fortdauernden krankhaften Reizbarkeit ganz fieberhaft äußerte. Goethe hatte über seinen anderweitigen Bestrebungen die deutsche Literatur und seine eigenen poetischen Unternehmungen seit einiger Zeit aus dem Gesichte verloren; jetzt wandte sich seine Neigung

plötzlich wieder den geliebten Alten zu, die, wie er selbst sa
noch immer, gleich blauen Bergen, deutlich in ihren Umriß
und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und Beziehu
gen, den Horizont seiner geistigen Wünsche begrenzten.
machte mit Langer einen Büchertausch, indem er ihm ga
Körbe deutscher Dichter und Kritiker überließ und dage
eine Anzahl griechischer Autoren erhielt, an denen er
während der Genesung zu erquicken gedachte.

Auffallend ist es, daß Goethe der oben im Vorbeigeh
genannten Tochter Oeser's in Wahrheit und Dichtung n
keinem Worte gedenkt. Der Briefwechsel, den er nach
Entfernung von Leipzig mit ihr unterhielt, zeigt, wie nahe
ihm gestanden haben muß. Aus einer noch erhaltenen poetisch
Epistel „An Mademoiselle Oeser zu Leipzig, Fran
furt, am 6. Nov. 1768" *) erfahren wir, daß sie ihm, als
von seinem eben erwähnten Krankheitsanfalle erstanden w
zuerst wieder das Leben erheiterte, so daß er zufrieden abrei
und selbst auf der ganzen Reise seine frohe Stimmung bewahr
Er rühmt ihre Einsicht, ihren Witz, ihre Munterkeit, u
vor Allem ihre schöne Stimme, und denkt mit Sehnsucht
die „aufgeweckten und klugen" Gespräche zurück, die sie mit i
in dem Garten und in der Loge geführt. Besonders erinn
er sich des Oeser'schen Landgutes, des Ortes, „der ihm
manche Plage gemacht und ihn so sehr erfreut." Oft ja
ihn nämlich der Verdruß über sein „böses Mädchen" (sei
Annette, oder war es eins der leichteren Geschöpfe, die

*) S. Goethe's Werke in 40 Bdn. VI, 56 ff.

durch Behrisch kennen lernte?) schon vor Tagesanbruch aus den Mauern der Stadt; dann lenkte er seinen Spaziergang gern in die reizende Umgebung des Oeser'schen Landgutes und suchte Oeser's Tochter

In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschmückt —

allein umsonst. In seinem launischen Verdrusse schlug er dann wohl nach einem armen Frosche, und trieb sich in der Gegend umher, bald einen Schmetterling, bald ein Liedchen erhaschend, was er Abends bei der Heimkehr aufschrieb. So hatte er schon manchen Ausflug gemacht, als ihm eines Tages das Geschick günstig war. Doch er genoß nicht lange die schönen Stunden, die er verlebte, in der Erinnerung; denn gleich darauf folgte eine Krankheit, die ihn dem Tode so nahe brachte. Die Lieder aber, die er auf jenen Spaziergängen erbeutet hatte, schenkte er seiner Freundin nachher; es sind ohne Zweifel dieselben, welche das weiter unten zu besprechende Breitkopfische Liederbüchlein bilden; denn auch diese nennt er ja

Die Lieder ohne Kunst und Müh'
Am Rand des Bach's entsprungen,

und das Zueignungslied am Ende scheint nach dem Krankheitsfalle geschrieben, wie die Verse vermuthen lassen:

Jetzt drückt ihm diätet'sche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Kurz vor seiner Abreise von Leipzig mußte Goethe noch Zeuge von Studentenunruhen seyn, wie sie auf dieser Universität nur höchst selten sich ereigneten. Es waren

Zwistigkeiten und selbst Thätlichkeiten zwischen den Stadtsol daten und Studirenden ausgebrochen, die noch mit schlimmere Folgen drohten. Gellert ermahnte beim Schlusse einer seine moralischen Vorlesungen die zahlreichen Zuhörer in seine liebevoll ernsten Weise zu einem friedlichen und gesetzliche Verhalten, vermochte dadurch aber die Ruhe nur auf einig Tage zurückzuführen. Als sich die Tumulte mit nächtlichen Lärme und Fenstereinwerfen erneuerten, hielt er, von der aka demischen Obrigkeit selbst dazu veranlaßt, eine eindringlich Anrede an die Studirenden, die uns in seiner Biographi aufbewahrt worden. Sie trug so viel zur Wiederherstellung de Ordnung bei, daß keine strenge Maßregeln nöthig wurden. Noc voll von dem gellenden Nachklange dieser akademischen Helden thaten, verließ Goethe gegen Ende des August die Universitä Leipzig, und fuhr in dem bequemen Wagen eines Hauderer seiner Heimath zu, nicht ohne das Gefühl, daß er gleichsa als ein Schiffbrüchiger wiederkehrte, der seines Vaters Absichten ja seine eigenen, womit er nach Leipzig gekommen war, so gu wie ganz außer Augen gelassen hatte.

Ehe wir aber unsern Freund in das älterliche Haus zu rückführen, wollen wir den Gang, den seine religiöse Entwicke lung in der Fremde genommen, und sodann noch im nächste Capitel die während der bisherigen Universitätszeit entstandene Dichtungen übersichtlich in's Auge fassen. Wir werden in de Regel finden, daß bei einem jungen Menschen, der eine Hin neigung zur Losreißung von der ihm als Kind überlieferte positiven Religion hat, der erste Eintritt in das akademisch Leben eine Epoche in seiner religiösen Entwickelung bilde

Die ſociale Freiheit, in die er ſich plötzlich verſetzt ſieht, legt das Streben nach religiöſer Ungebundenheit ſehr nahe. Dazu kam noch in unſerm beſondern Falle, daß damals eine rationaliſtiſche Tendenz durch die ganze geiſtige Atmoſphäre ging; und ſolche Zeitrichtungen ſtellen ſich auf Univerſitäten concentrirt dar. Goethe war nun freilich zu wenig trockener Verſtandesmenſch, er beſaß zu viel Gemüth und Phantaſie, als daß er in das extreme Verfahren eines kalten, dürren Rationalismus durchaus hätte eingehen können. Mit welchem Aufwande von Scharfſinn man auch ſchon damals die Bibel angegriffen hatte, ſo behielt er ſie doch fortwährend lieb und werth; denn faſt ihr allein war er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ſeine ſittliche Bildung ſchuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, Alles hatte ſich tief bei ihm eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weiſe wirkſam geweſen. Indeß hielt er ſich doch, was die Auslegung betrifft, mit Erneſti und ſeinen Anhängern, im Ganzen zur klaren Partei, nicht ohne die Ahnung jedoch, daß durch eine ſolche verſtandesmäßige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt der Schriften mitſammt dem prophetiſchen verloren gehen müſſe.

Einen ſehr bedeutenden Einfluß hätte Gellert, bei der allgemeinen Verehrung, die er unter der akademiſchen Jugend genoß, und der großen Pietät, die Goethe'n gegen ältere Perſonen eigen war, auf dieſen auch in religiöſer Beziehung üben können, wäre nicht auch hier die gänzliche Heterogenität beider Naturen und Gellert's Kränklichkeit und Hypochondrie ſtörend in den Weg getreten. Der ſo vielfach in Anſpruch

genommene Mann hatte freilich nicht die Zeit, sich um
besonderen religiösen Anliegen und Bedürfnisse eines je
Studirenden zu bekümmern; aber es zeugt nicht für sei
Scharfblick, daß der junge Goethe weder als Dichter noch
Mensch eine vorzügliche Aufmerksamkeit bei ihm erregte.
behandelte ihn, mit den Uebrigen zusammen, in Bausch u
Bogen, und glaubte sie sämmtlich durch die kirchlichen Anstal
in Schranken zu halten. Allein der protestantische Cul
sagte Goethe'n durchaus nicht zu; er vermißte an ihm Fü
und Consequenz; namentlich schien ihm der schöne, alle Lebe
epochen umspannende Cyklus der Sacramente, wie ihn
katholische Kirche ausgebildet, im Protestantismus zerris
und zersplittert. So konnte es denn nicht fehlen, daß er
Leipzig bald sich von dem kirchlichen Leben gänzlich zurück
Wie wenig er aber bei seiner Ankunft daselbst entsch
schon auf dem Standpuncte der sogenannten natürlichen R
ligion angelangt war, erhellt schon daraus, daß er je
düstern Scrupel über den unwürdigen Genuß des Abendmah
noch mit dahin brachte. Gellert's gewöhnliche lakonische
handlungsart, wozu ihn so Mancher Zudringlichkeit nöthi
ließ Goethe nicht den Muth fassen, ihn mit seinem Beden
zu behelligen, und seine Vorlesungen über Moral mac
wie sehr auch aus den in etwas hohlem und traurigem
vorgetragenen Bitten und Warnungen die schöne Seele
die herzliche Theilnahme des edeln Mannes sprach, auf un
Goethe einen nur vorübergehenden Eindruck. In lebensheit
Stunden begann er sich auch schon jener finsteren Zweifel

schämen, und so ließ er zuletzt, wie er selbst sagt, die seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar hinter sich.

Zur Beschleunigung dieser Krisis mochte auch sein damaliger Umgang nicht wenig beitragen. Schon der Umstand ist in Anschlag zu bringen, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Leipzig durch den Mittagstisch bei Hofrath Ludwig mit einer größern Zahl von Aerzten in Verkehr kam; denn gerade unter Medicinern findet sich, in Folge ihrer Studien, eine Abwendung vom Uebersinnlichen zu materialistischen Tendenzen nicht selten. Noch einflußreicher war ohne Zweifel die bald nachher mit Behrisch angeknüpfte Bekanntschaft, der nicht bloß ein nüchterner Verstandesmensch, sondern auch von etwas lockeren sittlichen Grundsätzen gewesen zu sein scheint. Dazu gesellte sich die Lectüre Wieland's, der sein Talent just damals glänzend entfaltete, und dessen eben erschienene Dichtung Musarion auf Goethe eine große Wirkung ausübte, während Klopstock's Poesie in dieser Periode wenig Eindruck auf ihn machte. Und selbst die in der Leipziger Künstlerwelt herrschende Richtung nach der niederländischen Schule hin, welche sich Goethe'n mittheilte, mußte dazu dienen, seinen Blick vom Uebersinnlichen abzulenken, indem er sich immer mehr gewöhnte, an der umgebenden Wirklichkeit mit liebender Anschauung zu haften.

Trotz dieser zusammenwirkenden Umstände ließen sich aber die tiefen religiösen Eindrücke früherer Jahre so schnell nicht auslöschen; und am Schlusse der Leipziger Periode sehen wir sie noch einmal ihre Kraft geltend machen. Es war in der Zeit, wo er an den Folgen der Seelenleiden und der körper-

denn auch eine eigene Angabe Goethe's aus früheren Jahren zusammen, die uns in einem Briefe von Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter aufbewahrt ist. „Gestern (den 20. Mai 1779“), schreibt sie, „hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten, hier (zu Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem achtzehnten Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderungen dazu gethan.“ Die hier erwähnten Veränderungen bestehen wohl nur in wenigen sprachlichen und metrischen Nachbesserungen; die ganze Anlage und Composition des Stückes ist ohne Zweifel dieselbe geblieben.

Der erste Blick auf die Handlung unsers kleinen Schäferspieles zeigt, daß sie nach dem Muster des französischen Drama's und der Schäferspiele Gellert's so einfach, wie nur immer möglich, angelegt ist. Die Personenzahl durfte nicht geringer genommen werden, wenn der Contrast, worum es dem Dichter zu thun war, der Gegensatz einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von ängstlicher Eifersucht gequälten, veranschaulicht werden sollte; und Einheit der Zeit und des Ortes sind so strenge, wie nur in irgend einem seiner französischen Vorbilder beobachtet. Auch der Vers ist der des französischen Drama's, der Alexandriner. Die Leichtigkeit und Anmuth, womit Goethe ihn hier behandelt, deutet auf vielfache Vorübungen in diesem Metrum; ohne diese würde sich die Sprache unsers Dichters hier nicht mit so spielender Freiheit in den Fesseln eines Metrums bewegen, welches nur zu leicht zu Steifheit und Eintönigkeit verleitet. Daß er unzählige französische und deutsche Alexandriner gelesen haben mußte,

weiß der Leſer bereits aus Früherem. Hatte er doch Racine und Molière ganz, und Corneille großentheils durchgearbeitet, und da er das Geleſene gern memorirte und laut recitirte, auch viele dieſer Stücke auf der franzöſiſchen Bühne hatte vortragen hören, ſo mußte ſich das Versmaß ſeinem Ohre tief eingeprägt haben. Eben ſo fanden ſich die älteren deutſchen Dichter, die ſich ſo häufig des Alexandriners bedienten, ſämmtlich in ſeines Vaters Bibliothek, und er hatte nicht verſäumt, ſie fleißig durchzuleſen und theilweiſe dem Gedächtniſſe einzuprägen. Ob er bei jenem erſten Verſuche im Drama, wovon im fünften Capitel die Rede war, den Alexandriner angewandt hat, geht nicht beſtimmt aus der Erzählung in Wahrheit und Dichtung hervor. Wir werden aber unten noch eine metriſche Ueberſetzung eines Stückes von Corneille kennen lernen, die wahrſcheinlich auch als Vorübung im Alexandriner unſerm Schäferſpiele voranging. Erwägen wir das alles, ſo wird uns die meiſterhafte Behandlung dieſes Metrums bei einem ſeiner dramatiſchen Erſtlingsſtücke weniger befremden.

Es läge nun nahe genug, die ſtreng dualiſtiſche und antithetiſche Gruppirung der Charaktere in unſerm Drama, den Gegenſatz in den Geſinnungen der Perſonen, auf die Einwirkung des Alexandriners zurückführen zu wollen. Wenigſtens hat ſich Schiller die antithetiſche Natur, welche das franzöſiſche Drama nicht bloß im ſyntaktiſchen Baue, in der Periodiſirung, ſondern in der ganzen Form und Anlage, ja im innern Geiſte zeigt, aus dem Einfluſſe dieſes Metrums zu erklären geſucht. „Die Charaktere," ſagt er, „die Geſinnungen, das Betragen der Perſonen, Alles ſtellt ſich dadurch unter die Regel des Gegenſatzes,

und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken." *) Allein schon die Beschaffenheit der Aufgabe, die sich unser Dichter in der Laune des Verliebten gestellt hatte, mußte ihn das Stück auf einer antithetischen Grundlage aufbauen lassen; und es war wohl nur ein glückliches Zusammentreffen, daß der damals übliche dramatische Vers sich diesem Grundcharakter so harmonisch anschloß.

So klein und unscheinbar diese Dichtung ist, so zeugt sie doch von einer außerordentlichen Frühreife ihres Verfassers, und zwar durch viel bedeutendere Eigenschaften, als die eben erwähnte Gewandtheit der Versification und Leichtigkeit des Ausdruckes. Als Mensch, wie als Dichter, erscheint hier Goethe auf einer Entwickelungsstufe stehend, auf der wir ihn in solchem Alter nicht erwarten dürften, wenn wir uns nicht seine bisherige Bildungsgeschichte genau vergegenwärtigt hätten. Gerade wie in dem Leipziger Liederbüchlein fühlen wir uns hier sowohl durch die feine Psychologie, die besonnene Lebensanschauung des Dichters, wie durch die gemäßigte und geschmackvolle Art, in welcher er seine Herzenserfahrungen poetisch zu bewältigen und zu gestalten weiß, nicht an einen stürmenden, unklar gährenden Dichterjüngling, sondern an einen ältern Mann erinnert, in dessen Innerm die Gewitterstürme der Jugend ausgetobt und einer friedlichen, sogar mit etwas herbstlicher Kühle verbundenen Heiterkeit Platz gemacht haben. Recht

*) Brief an Goethe vom 25. October 1799.

frappant wird diese Bemerkung, wenn man Schiller's dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, neben unser Schäferspiel hält. Dort eine Fülle nach allen Seiten um sich greifender, genialer Kraft, ein schrankenloser, ethischer Ungestüm, eine glühende Phantasie, welche den Dichter oft über alle Grenzen der Mäßigung und des Geschmackes hinwegreißt; hier die schärfste Beschränkung auf ein kleines Gebiet, feine Abstufung der Empfindungen, besonnene Zügelung der Einbildungskraft, geschmackvolle Darstellung. In Schiller's dramatischem Erstlingsproducte erscheint jene Gährung aller Kräfte auf ihrem Gipfelpuncte; wir sehen seinen Dichtergenius in den späteren Erzeugnissen sich allmählig beruhigen und läutern, bis uns endlich in den dramatischen Productionen seiner letzten Periode der klare, goldene Wein seiner Poesie geboten wird. Anders bei Goethe. Von der beschränkten Form, der Mäßigung und Ruhe seiner Laune des Verliebten und der Mitschuldigen werden wir ihn im Götz, in den Anfängen des Faust, den Puppenspielen, Bahrdt, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, Prometheus zu einer alle Schranken durchbrechenden Freiheit und Kühnheit emporsteigen sehen, um sich erst nachher wieder zu der strengen, gemäßigten Form zurückzuwenden, so daß seine frühesten dramatischen Producte eine weit größere Aehnlichkeit mit denen seiner spätern Periode, als mit denen der mittlern Zeit haben. Wir finden ganz dasselbe bei seiner lyrischen Poesie, und werden dort eine Erklärung dieser Erscheinung versuchen.

Wenn man mit unserm Schäferspiel die Eröffnungen zusammenhält, welche Goethe selbst über die Anlässe solcher

Entſtehung gegeben hat, ſo muß uns die Dichtung als ein pſychologiſches Räthſel erſcheinen, mag man ſie nun nach der Auflöſung des Verhältniſſes zu Annetten, oder, worauf Goethe's Worte hinzudeuten ſcheinen, in einem ruhigern Intervall ſeiner Leidenſchaft entſtanden denken. Im erſtern Falle muß man ſich wundern, wie er ſo quälende, reuevolle Erfahrungen, die ſogar ſeine phyſiſche Natur zu untergraben drohten, zu einer ſo leichten tändelnden Dichtung ſublimiren konnte; im andern Falle iſt es befremdend, daß Jemand, der über die Natur ſeiner Leidenſchaft ſo völlig im Klaren iſt, und ſie durch poetiſche Darſtellung objectivirt und in die Ferne gerückt hat, noch ſolchen Rückfällen ausgeſetzt iſt. Jedenfalls iſt aber unſer Schäferſpiel ein Document, wie früh, und in wie eminentem Grade ſchon damals Goethe jene Kraft beſeſſen hat, von der Gervinus ſagt, daß ſie allein den Dichter mache, die Kraft, ſich ſelbſt zu theilen, ſich mitten in der Leidenſchaft zu faſſen, ſich im Uebermaße der inneren Bewegungen aus ſich ſelbſt zu ſetzen, zu vergleichen und zu beruhigen. Daß man, wie Goethe meint, an dem Stücke noch „den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft“ gewahr werde, kann ich nicht finden. Der Verfaſſer dürfte hier wohl mit Unrecht von ſich ſelbſt, dem allerdings die Lectüre der Dichtung den Zuſtand, aus dem ſie gefloſſen, lebhaft vergegenwärtigen mochte, einen Schluß auf andere Leſer gemacht haben. Vielmehr ſpricht uns, wenn wir nicht den Charakter des Eiferſüchtigen allein, ſondern, wie billig, den Geiſt des ganzen Stückes in Anſchlag bringen, darin eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, ein freies poetiſches Schweben über dem Gegenſtande an. Ja, es ſcheint mir hier

die Dichtung „aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblickes“ selbst weiter entrückt zu seyn, als in anderen, späteren poetischen Beichten unsers Dichters, die man als Hauptbeweise seiner über die Gewalt des Stoffes siegenden heitern Geistesenergie zu rühmen pflegt. Zum Theil ist dieß freilich auf Rechnung der besondern dramatischen Gattung zu setzen. Das Schäferspiel kann eine Menge Bezüge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens nicht gebrauchen, indem es die Handlung in eine ganz ideelle Sphäre rückt, und nöthigt zugleich, alles Leidenschaftliche und Pathetische zu mäßigen und zu mildern.

Indeß mag unser kleines Drama, ungeachtet es in einer fingirten, idyllischen Welt spielt, doch aus der Wirklichkeit mehr entlehnt haben, als auf den ersten Blick erscheint. Nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse der beiden Paare, auch Besonderheiten, wie die Tanzlust Aminens und die dadurch hervorgerufene leidenschaftliche Scene, könnte leicht auf unmittelbaren Erlebnissen Goethe's ruhen, so wie auch wahrscheinlich die Katastrophe eine von ihm selbst gemachte Erfahrung ausdrückt. Uebrigens ließe sich bezweifeln, ob die hier angewandte Cur des Eifersüchtigen sich psychologisch rechtfertigen lasse, wenigstens ob sie von nachhaltiger Wirkung seyn könne. Wird er dadurch beruhigt werden, daß er fühlt, wie schwach man seyn kann? Die Scham über seine eigene Schwäche bringt ihn für den Augenblick zum Schweigen, zur Nachgiebigkeit; aber muß nicht seine Besorgniß durch die gemachte Erfahrung verdoppelt werden? Das Stück schließt:

Ihr Eiferſüchtigen, die ihr ein Mädchen klagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Gerade die ihren eigenen Streichen nachdenken, ſind, wie die Erfahrung lehrt, die ſchlimmſten Eiferſüchtigen. Der Dichter würde indeß gegen eine ſolche Prüfung der Kataſtrophe proteſtiren. Es fragt ſich in der That auch nur, ob durch das von Egle angewandte Mittel ein angemeſſener Abſchluß der Handlung herbeigeführt wird; und das läßt ſich nicht beſtreiten. Der Eiferſüchtige wird für jetzt wenigſtens zum Schweigen gebracht, Amine darf an dem Tanze Theil nehmen, und auch in Zukunft wird vielleicht bei Rückfällen Eridon's die Erinnerung an den Kuß noch gut nachwirken:

Und kehrt die Eiferſucht in ſeinen Buſen wieder,
So ſprich von dieſem Kuß, dieß Mittel ſchlag' ihn nieder.

Die Anregung zu den Mitſchuldigen hat der Dichter, wenn ſie gleich ſpäter entſtanden ſind, doch aus früheren Erlebniſſen geſchöpft, als die zur Laune des Verliebten. Sie gingen, wie wir ſchon wiſſen, aus dem zeitigen Gewahrwerden all' der ſeltſamen Irrgänge hervor, womit die bürgerliche Geſellſchaft untergraben iſt. Hatte es Goethe'n ſchon als Enkel des Stadtſchultheißen, als Mitglied eines Familienkreiſes, worin allerlei ſtädtiſche Angelegenheiten, auch die geheimen, zur Sprache kamen, nicht an vielfacher Gelegenheit gefehlt, auf ſchadhafte Zuſtände des Gemeinweſens und des Privatlebens aufmerkſam zu werden: ſo waren ihm auch gewiß durch die Timoniſchen Männer, mit denen er in Frankfurt verkehrte, manche Andeutungen über die Gebrechen der Societät gegeben worden. Beſonders aber hatte er durch ſeinen Verkehr

mit den jungen Leuten in Gretchens Umgebung eine Anschauung von dem wüsten, morschen Zustande so vieler Familien gewonnen, die, wie glatt übertünchte, baufällige Häuser, im Aeußern nichts von dem innerlich drohenden Verderben verriethen.

Richten wir zunächst unsern Blick auf das Aeußerlichste der Form, auf das Sprachliche und Metrische, so setzt uns die Gewandtheit und Sicherheit, womit hier der junge Dichter Wort und Wendung, und besonders das Versmaß handhabt, noch mehr als bei dem vorhergehenden Stücke in Erstaunen. Goethe sagt in den Annalen, man werde den Mitschuldigen bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium Molière's nicht absprechen können. Dieß bewährt sich schon gleich an der metrischen Gestaltung derselben. Wir finden hier den Alexandriner weit mehr, als in der Laune des Verliebten, nach dem Vorbilde Molière's und der Franzosen überhaupt behandelt. Jene paralleliſirende und antithetische Vertheilung der Gedanken an die beiden Hemistichien des Alexandriners, jene streng symmetrische Absonderung der Sätze und Satzglieder durch den Einschnitt, welche besonders die metrische Sprache des französischen Lustspieles charakterisirt, findet sich in unserm Stücke in ausnehmend hohem Grade, z. B. in Sc. 1:

Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war...
Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs hinaus...
Doch da gilt's fleißig seyn, und nicht sich dumm zu saufen!
Nach Mitternacht zu Bett, und Morgens auf bei Zeit! u. s. w.

Dabei lag aber die Gefahr einer ermüdenden Monotonie unserm Dichter sehr nahe; denn der deutsche Alexandriner ist bei seiner streng jambischen Accentuirung dieser Klippe bei

Weitem mehr ausgesetzt, als der französische, in dessen beiden Hemistichien die Sprache weder an Accent noch an Quantität gebunden ist. Allein auch vor diesem Fehler hat sich Goethe mit bewundernswürdig feinem Tacte zu hüten gewußt, indem er solche streng symmetrisch gebaute Alexandriner mit freier spielenden umkleidete, wodurch die Wirksamkeit jener nur erhöht wird.

Der Verfasser der Schrift: „Goethe und sein Jahrhundert" nennt die Anlage unsers Lustspieles „vorzüglich gut, besser als in irgend einem andern Stücke des Dichters." Ist damit auch etwas zu Viel behauptet, so läßt sich doch der Dichtung eine treffliche, wohldurchdachte Organisation nicht absprechen. So ist gleich die Exposition lebendig und leichtfaßlich durchgeführt. Goethe sagt in Wahrheit und Dichtung, daß er, als das Lustspiel schon fertig war, die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. „Lessing," fügt er hinzu, „hatte in den zwei ersten Acten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sey, und es war mir nichts angenehmer, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Die drei ersten Scenen unsers Stückes enthalten die wesentlichsten exponirenden Züge. In den ersten finden wir Söller im Domino vor einer Flasche Wein sitzen, im Begriffe auf den Ball zu gehen. Dieß führt auf die ungezwungenste Weise die Veranlassung herbei, durch seinen darüber erzürnten Schwiegervater sein bisheriges Betragen schildern zu lassen. Auch auf Alceste wird das Gespräch hingelenkt, und zuletzt weiß der Dichter noch durch eine sehr geschickte

Wendung die Leidenſchaft des Alten für politiſche Neuigkeiten anzudeuten und dadurch ſein Weggehen zu motiviren. In der zweiten Scene wird mit noch größerer Gewandtheit Alceſt's Verhältniß zu Sophien, das frühere wie das jetzige, vermittelſt eines Geſpräches zwiſchen Sophie und Söller, dem Alceſten's Abſicht nicht entgangen iſt, exponirt; worauf dann das Nächſtfolgende, und beſonders der dritte Auftritt, uns tief in Sophien's Herz blicken läßt, ſo daß wir ihr ferneres Betragen ganz erklärlich finden. — Die Glanzpartie des Stückes iſt die vortreffliche Verwickelung in dem zweiten Acte, der nur etwas kurz gerathen iſt, und weil er lebhaft ſpannt, um ſo raſcher vorüberfliegt. Dieſe Scenen müßten zu den glücklichſten und effectreichſten Situationen, die unſere komiſche Literatur aufzuweiſen hat, gezählt werden, wenn nicht ein Theil ihrer Wirkſamkeit durch das dem Komiſchen beigeſellte „Bängliche," worüber wir unten noch beſonders ſprechen wollen, wieder aufgehoben würde. Auch die weitere Verwickelung im dritten Aufzuge und die unmittelbar ſich anſchließende Entwickelung ſind lebendig durchgeführt; nur ſchadet es der Wirkung der letztern, daß die hier ſtattfindende Auflöſung bloß für die Perſonen, und nicht auch für die bereits unterrichteten Zuſchauer, eine Entwirrung der Räthſel iſt.

Die Charaktere ſind mit meiſterhafter Beſtimmtheit und Sicherheit gezeichnet. In dem Charakter des Alten iſt die Neugier der hervorſtechendſte Zug; beſonders iſt er auf friſche politiſche Nachrichten verſeſſen, die er als etwas ganz Neues ſeinen Gäſten auftiſchen könnte. Auch iſt der Wirth zum ſchwarzen Bären, wie der Wirth zum goldenen Löwen in

Hermann und Dorothea, nicht wenig von ſich eingenom
er rühmt von ſich:

Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären,
Er iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell u. ſ. w.

Und, wie gleichfalls der Vater in Hermann und Doro
fährt er ſchnell auf und macht ſeinem Zorne in kräf
Worten Luft, läßt ſich aber auch, wie dieſer, leicht beſänft
In der letzten Scene kommt dieſe Verſöhnlichkeit für den ra
Abſchluß des Stückes zu ſtatten.

In Alceſt hat Goethe einen Charakter gezeichnet,
wenn man das damalige Alter des Dichters in Betracht
ſelbſt nach Allem, was wir von ſeiner Jugendgeſchichte b
mitgetheilt haben, in großes Erſtaunen ſetzen muß. W
es möglich, daß Goethe in jenen Jahren ſchon ſolche i
Erfahrungen gemacht haben konnte. Oder iſt es die ge
Anticipation, wovon Goethe bei Eckermann ſpricht, *)
ihm dieſen Charakter eingegeben hat? Alceſt iſt vor J
ein beſſeres Gemüth und edlerer Empfindungen fähig ge
ſeit jener Zeit indeß haben ſich ſeine Grundſätze ſehr ge
und er iſt mit dem Plane in's Haus gekommen, du
Erinnerung an die frühere Zeit die junge Frau zu h
Aber die herzliche Vertraulichkeit, womit Sophie ihm
nächtlichen Stelldichein ihre unglückliche Lage ſchildert
die Geiſter der alten Zeit wieder in ſeiner Bruſt,
eine edlere Neigung in ihm hervor. Er ſpricht dieſe
Umſtimmung in dem fünften Auftritte des zweiten Aufzu

*) Bd. I, S. 126 f.

Was willst du nun, mein Herz? — Es ist doch wunderbar! u. s. w.

Daraus erklärt sich nun auch seine sonst auffallend erscheinende Schweigsamkeit in der Rendezvous-Scene, wo Sophie fast allein das Wort führt. Es ist aber natürlich, daß, als die Insinuation des Alten, der Sophien den Diebstahl zuschrieb, ihr in seinen Augen „den Rest von jener Heiligkeit" geraubt hatte, nun auch der böse Geist auf einen Augenblick in ihm wieder aufwachte, obwohl der Kampf in seinem Innern nicht leicht war, wie uns die siebente Scene des dritten Actes zeigt:

Solch einen schweren Streit empfand dieß Herz noch nie u. s. w.

Die Art aber, wie ihm Sophie in der nächsten Scene entgegentritt, und die bald folgende Auflösung alles Räthselhaften tilgt den bösen Flecken wieder aus seiner Seele, und Alceste macht zuletzt noch einen recht wohlthuenden Eindruck, indem vorzüglich durch ihn in der Schlußscene die allseitige Versöhnung und Vergebung beschleunigt wird.

Auch in der Ausführung von Sophien's Charakter legt der Dichter eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, und namentlich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens an den Tag. Wußte Schiller in seinen dramatischen Erstlingswerken nur so wesenlose, aus träumerischen Empfindungen und Dichterreminiscenzen zusammengeflossene weibliche Gestalten, wie die Amalia in den Räubern und die Luise Millerin, zu schaffen: so finden wir hier einen durchaus objectiv gehaltenen, in festen Umrissen dargestellten weiblichen Charakter, dessen Zeichnung man nur einem ältern, vielerfahrenen Dichter zutrauen sollte. Goethe hat sich wohl gehütet, diesen Charakter, wenn er

gleich, mit Alceſt, einen etwas edlern Anſtrich hat, zu einer bedeutenden Höhe hinaufzuheben; denn „ordinäre Leute,“ wie es in einem Briefe von Zelter heißt, ſollten alle ſeyn, damit nicht durch irgend ein tieferes Gemüth höhere ſittliche Forderungen in dem Zuſchauer angeregt würden.

Söller endlich, der leichtſinnig in den Tag lebende, verſchwenderiſche, ſittlich rohe Taugenichts, der voller Albernheit und Thorheit ſteckt, iſt gleichfalls mit ſicherer Hand gezeichnet, aber leider ein aus ſo widerwärtigen Elementen zuſammengeſetzter Charakter, daß gerade an ihm, als an der Hauptklippe, die Wirkſamkeit des Luſtſpiels ſcheitert. Mit welcher Kunſt auch der Dichter bei dieſem Charakter das moraliſch Abſtoßende durch das Burleske zu mildern gewußt hat, ſo zieht er doch wie ein dunkler Schatten durch die Dichtung und läßt keine recht freie und heitere Stimmung aufkommen. Goethe erkannte es ſelbſt an, daß das Stück bei der Vorſtellung im Ganzen ängſtige, wenn es auch im Einzelnen ergötze. „Die hart ausgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen,“ fährt er fort, „verletzen das äſthetiſche und moraliſche Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutſchen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen deſſelben, welche ſich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen wurden.“ In den Annalen ſpricht Goethe von „dem Fremdartigen der Sitten, wodurch das Stück lange von dem Theater ausgeſchloſſen geblieben,“ und führt dieß auf das Studium Molière's zurück. Er kann nichts Anderes damit meinen, als die kecke Verletzung des ſittlichen Gefühles, beſonders durch Söller's Diebſtahl, wie ſie ſich vielleicht ein

ostindisches französisches Publicum, aber kein deutsches, fallen lassen mochte.

An einer andern Stelle*) sucht Goethe sein Stück auf lgende Weise zu rechtfertigen: „Verbrechen können an und r sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer igenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth er Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In esem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stückes. Das sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, nd somit wäre nichts daran auszusetzen." Ist dem aber irklich so? Ist, was Söller verübt, nur ein Vergehen zu nnen? Sein Schwiegervater, seine Frau schildern ihn als nen Menschen (Sophie: „Er lügt, verläumdet, trügt —"), bei m wir eine solche That mehr als eine nothwendige Consequenz ines ganzen Lebens und seiner Gesinnungen ansehen müssen. cheint er doch sogar schon vor langer Zeit sich für einen lchen Fall vorgesehen zu haben; denn indem er mit seinen ietrichen die Schatulle zu eröffnen sucht, gesteht er, das Eisen" von einem eingefangenen Diebe aufgehoben zu haben, eil man sich vielleicht einmal freuen könne, es zu besitzen. nd als er am Schlusse des Stückes so gut wegkommt, wünscht sich Glück, „dießmal noch ungehangen" zu bleiben.

Eben weil Söller's That aber ein Ausfluß seines Chakters, und nicht bloß momentaner „Noth und Leidenschaft" t, hinterläßt der Blick in den „düstern Familiengrund," der

*) Sämmtl. Werke, Ausg. in 40 Bdn., B. 32, S. 364 f.

nach Goethe's Geständniß der Handlung untergebreitet ist, auch nach der Lösung der augenblicklichen bedrohlichen Verwickelung im Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Wir müssen für den künftigen Frieden dieser Familie nur um so besorgter seyn, nachdem sich die Mitglieder derselben durch das Vorgefallene genauer kennen gelernt haben. Alle vier Personen des Stückes stehen am Ende mit sehr deprimirten Gefühlen da, was sich dem Zuschauer nothwendig mittheilen muß. Auch wirkt noch Manches im Laufe der Handlung einem heitern, ergötzlichen Eindrucke entgegen; so erregt z. B. der Verdacht des Diebstahls, der bei Alceſt eine Zeit lang auf Sophien lastet, ein peinliches Gefühl. Kurz, es sind dem Gegenstande so viel widerwärtige Ingredienzien beigemischt, daß man die „Apprehension," die, wie Goethe selbst bekennt, das Stück beim Publicum hervorzubringen pflegt, ganz wohl begreiflich und gerechtfertigt findet.

Dabei kann man aber den großen Kunstwerth des Stückes anerkennen und ihm nicht bloß, wie Goethe, „einiges theatralische Verdienst," sondern selbst ein bedeutendes zuschreiben. Wer im Stande ist, den sittlichen Eindruck zu beherrschen, und die eigene Welt, die es darstellt, und die Menschen, die es vorführt, zu nehmen, wie sie der Dichter gibt, muß sogar dieses Lustspiel vorzüglich gut finden. Zelter nennt es bezeichnend „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen." *)

Der Leipziger Zeit gehört sehr wahrscheinlich auch das

*) Goethe's Correspondenz mit Zelter über dieses Stück findet sich zusammengestellt im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen" Hft. I, S. 25 f.

Fragment einer metrischen Uebertragung von Corneille's Menteur an, welches jüngst durch A. Schöll an's Licht gezogen worden ist.*) Vielleicht ward diese Uebersetzung durch Voltaire's Urtheil über den Menteur veranlaßt, von dem er sagt, es sey die erste Charakterkomödie, die den Franzosen Ehre gemacht, und die sie, gleich wie die erste ergreifende Tragödie, den Spaniern verdankten. Wie bereits oben angedeutet worden, unternahm Goethe vermuthlich die Arbeit als eine Art Progymnastik für die verschiedenen Dramen, die er damals unter Händen hatte. Die Uebersetzung ist durchweg sehr frei; sie weicht vom Original theils durch Umbildung des Ausdruckes und eigene Wendungen, theils dadurch ab, daß engere Glieder weggelassen sind und der Hauptgedanke breiter und allgemeiner gemacht ist. Im Ganzen wird hierdurch, wie Schöll richtig bemerkt, das Deutsche minder nachdrücklich, gewinnt aber andererseits einen gemächlich fließenden Ton. Frivole Stellen sind ein paar Mal abgekürzt und gemildert. Schöll glaubt bei Diesem und Jenem Gellert im Hintergrunde zu erblicken. Daß Goethe ihm den Versuch in seinem Prakticum vorgelegt habe, ist nicht wahrscheinlich; wenigstens bezeichnet Goethe die Aufsätze, die er ihm zu corrigiren gab, auf eine Weise, die nicht an eine Arbeit dieser Art denken läßt; wohl aber dürfte die Sprache des Gellert'schen Schäferspieles hier, wie bei der Laune des Verliebten, zum Vorbilde gedient haben.

Das aufgefundene Fragment umfaßt mehr als 100 Verse,

*) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar, 1846), S. 7 ff.

die den Anfang des Menteur bilden; wir geben die 10 erſten, nebſt dem zugehörigen Franzöſiſchen, als Probe:

A la fin j'ai quitté la robe pour l'épée.
L'attente où j'ai vécu n'a point été trompée:
Mon père a consenti que je suive mon choix,
Et je fais banqueroute à ce fatras de lois.
Mais puisque nous voici dedans les Tuileries,
Le pays du beau monde et des galanteries,
Dis-moi, me trouves-tu bien fait en cavalier?
Ne vois-tu rien en moi qui sente l'écolier?
Comme il est mal-aisé qu'au royaume du code
On apprenne à se faire un visage à la mode...

Gehab dich wohl, o Jus! wir ſind nunmehr geſchieden;
Dem Himmel ſey's gedankt! mein Vater iſt's zufrieden.
Der Uebergang iſt ſchnell, unglaublich ſcheint er mir:
Noch geſtern ein Student, und heut' ein Cavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrathen könnte;
Betrachte mich einmal, ſeh' ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt' ich mich hier in der Tuilerie,
Dem Land der großen Welt, und der Galanterie
Nur Einmal ſchülerhaft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, — ich grämte mich zu Tode!

Noch weniger dürfte es ſich bezweifeln laſſen, daß ein gleichfalls durch Schöll veröffentlichtes romanhaftes Fragment von Goethe in Leipzig entſtanden ſey. Es hat die Ueberſchrift: „Arianne an Wetty," und behandelt vorherrſchend die Frage, ob man die Liebe als Eigennutz betrachten könne, paßt mithin nach Inhalt und Form ziemlich zu der

Beschreibung, welche Goethe von den prosaischen Aufsätzen gibt, die er in Gellert's Practicum brachte: „Selbst meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. *) Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen.“ Das Letztere darf man in Zweifel ziehen; wie die beiden damals entstandenen Dramen, so werden auch diese Briefromane eine Kenntniß sowohl der Menschen wie des Menschen verrathen haben, die an dem siebenzehnjährigen Jünglinge in Erstaunen setzen mußte, und nur aus seiner eigenthümlichen Entwickelungsgeschichte einigermaßen erklärt werden konnte. Wir lassen zur Veranschaulichung des Bemerkten als Probe wieder den Anfang des Fragments folgen:

„Ich kann Waltern nicht widerlegen, Wetty; aber ich wollte schwören, daß er Unrecht hat. Ihm mögen seine Gedanken genugthun; wenn ich damit zufrieden wäre, so wäre ich Walter. Nein, Wetty, unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie, mit einer superficiellen Erkenntniß, so cavalièrement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe, wie mit dem Leben, wie mit dem Athemholen. Freilich ziehe ich die Luft in mich; willst Du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus, und sage mir:

*) Wie jenen polyglottischen Roman, worin sieben Geschwister correspondirten, S. 139.

Wenn Du in der Frühlingssonne ſitzeſt, und für Wonne Dein Buſen ſtärker athmet, iſt das Hauchen nicht eine größere Wonne, als das Athemholen? Denn das iſt Mühe, jenes iſt Ruhe; und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Bruſt die Frühlingsluft einziehen macht, ſo iſt es doch nur, um ſie von ganzem Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und eben ſo iſt es mit der Liebe...". — Man ſieht, das Thema liegt in dem Kreiſe jener pſychologiſchen Reflexionen, die Goethe als Hauptquelle ſeiner damaligen Poeſie bezeichnet: „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann."

Indem wir nun zu den kleineren Poeſieen der Leipziger Periode übergehen, erinnern wir zunächſt an die humoriſtiſche Improviſation „An den Kuchenbäcker Händel", welche für Goethe die unangenehme Folge haben ſollte, daß ſie mit dazu beitrug, ihm ſeinen Freund Behriſch zu entziehen. Dem Scheidenden widmete Goethe drei Oden, worin ſich hohe Achtung für denſelben, ein Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältniſſe, Ingrimm gegen die böſen Zungen, welche den Freund angeſchwärzt hatten, und die Sehnſucht ausſpricht, auch bald aus dieſen Umgebungen erlöſ't zu werden. In der erſten erſcheint Behriſch unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem er ein glücklicheres Erdreich wünſcht. Noch hat ſeine kräftige Natur dem „ausſaugenden Geize der Erde" der Fäulniß verbreitenden Atmoſphäre, als ein Gegengift, widerſtanden.

Selbſt in dieſer verderbten Umgebung kann Niemand, davon iſt der Dichter überzeugt, der Tugend ſeines Freundes etwas anhaben. „Der Raupe tückiſcher Zahn wird ſtumpf an den lichtgrünen Blättern des edeln Baumes.“ Aber darum wird doch auf die Dauer ſein Ruf nicht unangetaſtet bleiben. Im Herbſte überzieht die Spinne „mit grauem Ekel die Silberblätter“ und ſteht nun triumphirend, wie das Mädchen ſchauernd, der Jüngling jammernd an dem früher ſo geliebten Baume vorübergeht. Die zweite Ode zeigt uns, daß des Dichters Beſorgniſſe gegründet waren. Behriſch iſt verläumdet, und wird Leipzig verlaſſen. Der Dichter nennt die Stadt in ihrem Zorne „Gebärort ſchädlicher Inſecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit.“ In der dritten ſpricht ſich beſonders ſeine ingrimmige Stimmung über den Verluſt des Freundes aus. Er räth dieſem, ſeine Bruſt in Zukunft gegen Liebe und Freundſchaft zu ſtählen; denn wo ſich Herzen zuſammengefunden, reiße der Neid ſie aus einander. So ſchmerzlich ihm aber die Trennung wird, ſo däucht es ihm doch unedel, durch Klagen den Freund zurückhalten zu wollen; der Gedanke an des Freundes Freiheit werde ihm Freiheit im Kerker ſeyn. Nach dem Schluſſe der Ode zu urtheilen („Schon drehen des letzten Jahres Flügelſpeichen ſich um die rauchende Axe“), ſcheint ſie nicht dem Jahre 1767, wie das Regiſter der Gedichtſammlung angibt, ſondern dem nächſtfolgenden anzugehören; es ſey denn, daß er ſchon 1767 die Ausſicht hatte, Leipzig zu verlaſſen, oder daß er das Gedicht im Anfange des Winterſemeſters 1767—68 ſchrieb, und bei jenen Worten an das akademiſche Schuljahr

gedacht habe. — Diese Oden an Behrisch lassen den eigenthümlichen Charakter der Goethe'schen Poesie noch wenig erkennen; in Form und Geist ist noch Klopstock's Einfluß sichtbar, so wie die etwas später gedichtete Ode an Zachariä ganz im Charakter einer Ramler'schen Ode gehalten ist. Das letztgenannte Gedicht schließt sich an einen Besuch des Dichters Zachariä in Leipzig an. Er wurde von seinem Bruder in die Tischgesellschaft eingeführt, in welche Goethe durch Schlosser gekommen war. Auf Zachariä's Poesie hielt Goethe ziemlich viel; er sang seine Lieder oft mit Annetten; den Renommisten kannte er durch und durch, und noch in späten Jahren nannte er diese Dichtung ein schätzbares Document, woraus die damalige Lebens- und Sinnesweise anschaulich hervortrete. Zachariä ließ sich's einige Wochen in Leipzig gefallen und speis'te diese Zeit hindurch fortwährend mit Goethe an einem Tische. Die Gesellschaft versäumte nicht, abwechselnd durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtisch und ausgesuchtern Wein den gern gesehenen Gast zu ehren, der auch, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Zweiundvierziger, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Unsere vorliegende Ode nun ist ein poetischer Nachruf, den Goethe dem Abreisenden widmete. Es spricht sich darin dieselbe Abneigung gegen Leipzig, wie in den Oden an Behrisch, aus:

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet fest an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Zacharia muß durch seine Anwesenheit nicht wenig zur Belebung und Erheiterung der Tischgesellschaft beigetragen haben; denn Goethe klagt, daß nach seiner Entfernung „Verdruß und Langeweile aus dumpfen Höhlen heranzogen, und, wie die Stymphaliden, den Tisch umschwärmten.“

Weit bestimmter, als in den bisher genannten kleinen Poesieen tritt Goethe's Eigenthümlichkeit in einem Cyklus von Gedichten hervor, die ursprünglich zu einem mit musikalischer Composition begleiteten Liederstrauße verbunden waren, später aber in der Goethe'schen Gedichtsammlung, mit Weglassung von dreien, an verschiedenen Stellen eingeschaltet wurden. Dieses von Tieck unlängst wieder an's Licht gezogene älteste gedruckte Liederbüchlein unsers Dichters erschien zuerst 1768 *) unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bei Bernhard Christ. Breitkopf und Sohn.“ Tieck ist im Irrthum, wenn er glaubt, daß Goethe dieser ersten Sammlung nirgends

*) Das Liederbuch, welches Tieck hat abdrucken lassen, trägt die Jahreszahl 1770. Ich hatte aber bereits in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten die Vermuthung ausgesprochen, daß jene Lieder dem Jahre 1768 angehörten. Darüber kommt mir nun von Varnhagen von Ense folgende gütige Mittheilung zu: „Die Vermuthung, daß das Leipziger Liederbuch schon vom Jahre 1768 sey, hat vollkommen Grund. Der Abdruck, den ich besitze, ist zwar auch, gleich dem von Tieck benutzten, mit der Jahreszahl 1770 bezeichnet, aber einen frühern vom Jahre 1768 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht irre im Besitze des Herrn Präsidenten von Meusebach hierselbst.“

gedenke und sie vergessen zu haben scheine. Da, wo er in Wahrheit und Dichtung, bei der Erzählung des Leipziger Universitätslebens, seines Verhältnisses zum Breitkopfschen Hause und insbesondere zum ältesten Sohne, Bernhard Theodor, gedenkt, sagt er ausdrücklich: „Wir trieben Manches gemeinschaftlich, und er componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen Poesieen eingeschaltet.“ Das Liederbuch bestand aus zwanzig Nummern; siebenzehn derselben (nicht neun, wie Tieck meint) sind, in mehr oder minder veränderter Gestalt, *) in die Gedichtsammlung übergegangen; sie führen folgende Ueberschriften: Wahrer Genuß, Die schöne Nacht (ursprünglich: „Die Nacht“), Verschiedene Drohung (ursprünglich: „Das Schreien. Nach dem Italienischen“), Schadenfreude („der Schmetterling“), Glück und Traum („das Glück. An mein Mädchen“, **) Mädchenwünsche („Wunsch eines jungen Mädchens“), Brautnacht („Hochzeitlied. An meinen Freund.“), Die Freude, Scheintod („Amors Grab. Nach dem Französischen.“), Beweggrund („Liebe

*) Die Varianten sind in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (Bd. 1, S. 49 ff.) mitgetheilt.

**) „Im Alman. der deutschen Musen (Lpzg. 1776) hat das Gedicht Das Glück noch die zweite Ueberschrift: An Annetten, und ist mit W. unterzeichnet. Str. 2 ist sehr abweichend.“ Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

und Tugend"), Wechsel („Unbeständigkeit"), Unschuld, Der Misanthrop, Lebendiges Andenken („Die Reliquie"), Liebe wider Willen, Glück der Entfernung („Das Glück der Liebe"), Luna („An den Mond"). Weggeblieben aus der Gedichtsammlung sind nur das einleitende Neujahrslied,*) dann ein Gedicht aus der Mitte des Liederbuchs, Kinderverstand**) überschrieben, freilich auch ein sehr schwaches Product, und das Zueignung betitelte Schlußgedicht,***) dessen erste Strophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl,
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Wie man es erwarten konnte, so finden sich in der Sammlung mehrere Lieder, die augenscheinlich aus dem Verhältnisse zu Annetten hervorgegangen sind. Das schöne Gedicht „Wahrer Genuß" mag in der ersten Zeit dieser Liebe entstanden seyn, als Goethe's launische Eifersüchtelei sie noch nicht getrübt hatte. Daß er das Mädchen vorzüglich bei Tische sah, darauf deuten die Verse hin:

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Bd. I, S. 47 f.
**) Ebendaselbst, S. 58 ff.
***) Ebendaselbst, S. 70 f.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, ihm reicht u. s. w.

Nicht ohne Zwang läßt sich „die schöne Nacht" auf jenes Verhältniß beziehen; man müßte wenigstens Nebenumstände als fingirt annehmen („Gern verlaß' ich diese Hütte u. s. w."). „Glück und Traum" geht aber entschieden auf Annetten und gehört der Zeit an, wo der Liebende sich sein Glück schon durch trübe Reflexionen zu verkümmern begann. Besonders wird diese Zeit durch den „Misanthropen" bezeichnet, dessen Gesicht dem verzerrten Ernst der Eule beikommt.

Ihr fraget, was das sey?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, sie sind's alle zwei.

Aus derselben Epoche schreibt sich wohl „die Liebe wider Willen" her; wogegen „Glück der Entfernung" und „Luna" einer frühern, glücklichern Zeit angehören. Das Gedicht „Wechsel" scheint nach der Auflösung des Verhältnisses entstanden zu seyn; der Dichter ermahnt sich darin selbst, nicht die köstlichen Stunden des eilenden Lebens zu verweinen:

O ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!

Diese erotischen Gedichte sind in dem Liederbuche weder nach der Folge ihrer Entstehung geordnet, noch unmittelbar

neben einander gereiht, sondern durch Poesieen anderer Art unterbrochen. Im Ganzen haben die zwanzig Nummern der Sammlung einen sehr ungleichen Werth. Dieser Abstich einiger Stücke gegen die übrigen, in Beziehung auf Formvollendung, wie auf Gehalt, erklärt sich am leichtesten aus der Annahme, daß Goethe ein paar Gedichte aus früheren Jahren in die Sammlung mit aufgenommen habe. Er spricht selbst von dichterischen Versuchen, die er nach Leipzig mitgebracht, in der Hoffnung, damit Ehre einzulegen. Davon mögen ein paar der Aufnahme für werth gehalten worden seyn, während die übrigen sämmtlich, in einem Anfalle von Widerwillen gegen seine Poesieen, dem Feuergotte geopfert wurden. Mir ist es wenigstens nicht wohl denkbar, daß die „Mädchenwünsche" und das ausgezeichnet schöne „Hochzeitlied" derselben Zeit angehören sollten. Das letztere ist eine so musterhafte Composition, das etwas verfängliche Thema so edel dichterisch behandelt, der Gedanke so rein und zart vom Ausdrucke umschrieben, daß es neben Alexis und Dora, den neuen Paustas und ähnliche Gedichte der besten Zeit gesetzt werden darf.

Was aber im Allgemeinen an dem Liederbuche auffällt, ist, daß die meisten Gedichte nicht ächt lyrischer Natur sind, sondern auf Reflexion, auf Betrachtung des eigenen Gemüthes und des menschlichen Herzens überhaupt beruhen. Wir sehen mit Verwunderung, daß eine so volle Dichterbrust, aus der wenige Jahre nachher ein Werther hervorsprudeln sollte, in dieser Zeit nicht reicher und heftiger wogte. Vieles in der kleinen Sammlung gemahnt uns an den ältern Mann, dessen Inneres von früheren Regungen noch leise nachbebt, der schon

eine reiche Herzenserfahrung gewonnen und darüber die phantasievolle, ideale Ansicht des Lebens eingebüßt hat. Damit stimmt denn eine gewisse Laxheit in sittlichen Grundsätzen, wie sie einem routinirten Lebemanne eigen zu seyn pflegt. Preis't er auch im zweiten Gedichte als den „wahren Genuß" ein reines, unschuldiges Liebesverhältniß, wo der Liebende genügsam ist und schon reiche Befriedigung fühlt, wenn die Geliebte ihn anlächelt, wenn sie bei Tische seine Füße zum Schemel ihrer Füße macht: so klingen dafür an anderen Stellen andere Töne an. Junge Eheleute ermahnt er, nicht zu treu zu leben, es nicht zu genau zu nehmen; Unschuld will er nur als eine Seltenheit, als eine flüchtige Nebelgestalt, die vom heißen Strahle der Liebe bald aufgezehrt werde, gelten lassen; der Unbeständigkeit in der Liebe wird im dreizehnten Liede das Wort geredet. Das alles klingt nicht, wie man es aus dem Munde des siebenzehn- bis neunzehnjährigen Jünglings erwartet. Aber er gibt uns ja auch selbst die Erklärung in dem Gedichte „Kinderverstand", wo er sagt, daß in größeren Städten Lectüre und Leben den Knaben Vieles lehren, was sie nicht zu wissen brauchten, und daß dort Mancher im zwölften Jahre fast klüger sey, als sein Vater, da er die Mutter nahm. Mit diesem Charakter der Frühreife harmonirt ferner ein gewisser lehrhafter Ton, der manchen dieser Gedichte eigen ist. Oft glaubt man einen ältern Freund der liebeslustigen Jugend zu vernehmen, der ihr Treiben von der Seite her als ein Vielgeprüfter lächelnd beobachtet und ihr ein Wort der Erfahrung zuruft, nicht ohne die Lust, sich gelegentlich auch wieder in ihr glückliches Leben zu mischen. Halb scheel, halb weise, sagt er,

ein bißchen naß ſehe ſein Auge auf ihr Glück; Diätetik gebiete ihm für den Augenblick einen Halbſchlummer, ſo daß er dem Treiben der Jugend nur von ferne zublinzeln könne; er, der jetzt in Sentenzen jammere, habe ihr Glück auch kennen gelernt, und zwar bis zu ſeinen Grenzen. Darin braucht man nicht etwa ein Geſtändniß unſittlicher Lebensweiſe zu ſehen. Was wir über Goethe's Verhältniß zu Annetten und die Leidenſchaftlichkeit erzählt haben, womit er, nach ihrem Verluſte, in ſeine phyſiſche Natur ſtürmte, um die innere Qual zu übertäuben, gibt uns den Schlüſſel zum Verſtändniſſe jener Confeſſionen.

Das Gepräge der Aeltlichkeit, welches im Ganzen das Leipziger Liederbüchlein hat, tritt noch deutlicher heraus, wenn man Gedichte von Goethe, die nicht viele Jahre ſpäter entſtanden ſind, wie Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, die Kunſtlieder, Hans Sachs u. ſ. w., daneben hält. In dieſen ſprudelt meiſt eine ſo reiche Kraft, glüht ein ſo lebendiges Feuer, iſt die Form oft mit ſolcher Kühnheit behandelt, daß ſie gegen die Producte der Leipziger Zeit, wie gegen die der ſpätern claſſiſchen Periode, gleich ſehr abſtechen. Ganz daſſelbe Verhältniß zeigte ſich uns bei den dramatiſchen Schriften. Die Laune des Verliebten, die Mitſchuldigen ähneln in vielfacher Hinſicht den Dramen der ſpätern Zeit; mitten zwiſchen beiden Dramen ſteht ein Götz, ſtehen die Faſtnachtsſpiele und Anderes mit allen Zügen jugendlicher Kraft und Gluth. Es ſcheint nun eine naheliegende Erklärung dieſer Erſcheinung ſich darin anzubieten, daß Goethe's Erſtlingsproducte noch nicht unter dem Einfluſſe der Sturm- und Drangperiode entſtanden ſind,

die erſt ihre hohen Fluthen zu ſchlagen begann, als er auf der Univerſität zu Straßburg verweilte. Aber der Hauptgrund möchte weniger in literariſchen Influenzen, als in Goethe's perſönlichen Verhältniſſen zu ſuchen ſeyn. Es lag in Leipzig noch etwas Trübes und Hypochondriſches über ſeinem Weſen, was vielleicht theilweiſe in Geſundheitsumſtänden ſeine Quelle hatte. Es fehlte ihm an anregender Umgebung, an geiſtig ebenbürtigen, gleichgeſtimmten Genoſſen; auch ſcheint das Liebesverhältniß, das er dort angeknüpft hatte, kein angemeſſenes und erquickliches geweſen zu ſeyn. Und, was nicht von geringer Bedeutung war, man hatte ihm, wie wir wiſſen, ſeine heimiſche Ausdrucksweiſe verleidet, die ſich gerne in Anſpielungen, Gleichniſſen und ſprüchwörtlichen Redensarten bewegte. Das alles mochte beitragen, den reichen Quell in der jungen Dichterbruſt noch eine Zeit lang verdeckt und verſchüttet zu halten, ſo daß er erſt in ſpärlichen Strahlen hervordrang. Je geringer aber die Fülle des Lebens war, welches damals in ſeinen Gedichten pulſirte, deſto leichter ließ es ſich formell bewältigen, und deſto eher mußten die damaligen Productionen Aehnlichkeit mit den Erzeugniſſen des reifern Mannesalters gewinnen, wo wieder der innere Gehalt und die Kraft formeller Bewältigung in ein gleiches Verhältniß traten. Dann iſt aber auch nicht zu verkennen, daß die Züge, worin dieſe Jugendgedichte mit den Poeſieen der ſpäteren Jahre übereinſtimmen, gerade aus der tiefſten Eigenthümlichkeit Goethe's hervorgewachſen ſind, und daß er durch die abweichenden Gedichte der Sturm- und Drangzeit aus ſeiner eigenſten Sphäre etwas herausgetreten iſt. Was er noch in höherm Alter als

seinen Beruf bezeichnet hat, „Herzensirrung zu beachten," das finden wir ihn hier schon ernstlich üben. Ferner nicht im Moment des leidenschaftlich erregten Gefühles, wie es doch Jünglinge zu thun pflegen, nicht mit der Bewegtheit eines Klopstock, an dessen Dichtungen sich doch seine jugendliche Seele genährt hatte, strömt er sein Inneres in der Poesie aus; er dichtet erst, stellt erst dar, wenn sich die trüben, gährenden Gefühle beruhigt und geläutert haben; daher diese stille, klare Objectivität. Auch zeigt sich schon jetzt die Neigung, dem „Kleinleben der Natur eine zarte Aufmerksamkeit zu widmen, und die freundlichen Begebenheiten, die er in diesem Kreise gewahr wurde, nicht etwa bloß schildernd, beschreibend darzustellen, sondern durch eine hineingelegte symbolische oder allegorische Beziehung bedeutsam zu machen. (Vergl. Nr. 10. „die Freude"). Eben so schließt sich die Sprache schon hier wie ein leichtes, durchaus nicht reiches und prunkendes Gewand dem Inhalte an; nirgends zeigt die Form eine Spur mühevoller Behandlung. Gerade, wie in seiner spätern classischen Zeit, wo er Hermann und Dorothea dichtete, wählte er die schlichteste, natürlichste Bezeichnung und blieb lieber mit dem Ausdrucke etwas hinter dem Adel des Gegenstandes zurück, als daß er damit pathetisch, wie Klopstock so häufig, über die Sache hinausgeschritten wäre. Dieß alles ist um so mehr zu bewundern, da er, wie wir wissen, unter literarischen Einwirkungen herangewachsen war, die einen Jüngling so leicht zu luxuriirender Weltschweifigkeit und falscher Sentimentalität hätten verleiten können.

Eilftes Capitel.

Heimkehr. Fräulein von Klettenberg. Fortdauerndes Kränkeln. Studium alchymiſtiſcher Bücher. Neues Köhrerleiden. Briefe an Oeſer und ſeine Tochter. Beſchäftigungen in der Einſamkeit. Alchymiſtiſche Operationen. Aufſtellung eines eigenen religiöſen Syſtems. Durchſicht älterer Briefe. Charitas Meixner. Ephemeriden. Abermaliges kritiſches Autodafé.

Es iſt für Goethe als ein Glück zu betrachten, daß er ſeine akademiſchen Jahre durch ein paar im älterlichen Hauſe verlebte Semeſter unterbrochen hat. War bei ihm ſchon der Eintritt in's Univerſitätsleben deßhalb minder bedenklich geweſen, weil er nicht, wie die meiſten Anderen, aus dem ſtrengen Schulzwange eines Gymnaſiums in die akademiſche Freiheit hinüberſprang, ſo wurde ihm nun noch eine Zwiſchenzeit zu ruhiger Selbſtbeſinnung, zu einem prüfenden Rück- und Vorblick geboten. Vielleicht ließe es ſich als allgemein wünſchenswerth aufſtellen, dem Jünglinge ſowohl vor dem Univerſitätscurſus, als im Laufe deſſelben, wenigſtens ein freies halbes Jahr zur Orientirung über Studien und Leben einzuräumen; und zwar müßte er auch die freie Zwiſchenzeit, wie Goethe, im Kreiſe der Familie, im älterlichen Hauſe zubringen. Denn es trägt unglaublich viel dazu bei, Zuſammenhang, Stetigkeit und Beruhigung in unſer Leben zu bringen, wenn wir von Zeit zu Zeit an dem Orte verweilen, wo unſre Geiſtes- und Herzensentwickelung ihre Wurzeln geſchlagen:

Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin. *)

Goethe fand zu Hauſe, wo er gegen den erſten September anlangte, **) das Meiſte in dem frühern Zuſtande wieder, und konnte nun an dem Gleichgebliebenen das, was ſich in ihm geändert und fortentwickelt hatte, meſſen und abſchätzen. Die Vaterſtadt wollte ihm nicht recht behagen; ſie ſey zu ſehr Antitheſe von Leipzig, ſchrieb er an Oeſer, um viele Annehmlichkeiten für ihn zu haben, wenn gleich Verwandte, Freunde und Bekannte wetteiferten, dem „neuen Ankömmling, dem halben Fremdling“ durch erheiternden Umgang das Leben erträglich zu machen. ***) Der Vater theilte noch regelmäßig ſeine Zeit zwiſchen dem Unterrichte der Tochter, der Beſchreibung ſeiner italieniſchen Reiſe, dem Lauteſpielen und ſonſtiger behaglicher Beſchäftigung. Gegen den Sohn benahm er ſich ſchonend und verhehlte ziemlich gut den Unmuth, ſtatt eines rüſtigen, zur Promotion und zum Eintritte in die Praxis vorbereiteten jungen Mannes, einen Kränkling an Leib und Seele, wie ihm ſchien, zu finden. Da er, ſeit Goethe's Abweſenheit, ſeinen didaktiſchen Eifer ganz auf die Tochter concentrirt und ihr faſt alle Erholung und Zerſtreuung abgeſchnitten hatte, ſo war in dieſer allmählig eine auffallende Kälte, ja Härte und Bitterkeit gegen den Vater entſtanden, wofür ſie,

*) Goethe's ſämmtl. W. (Ausg. in 40 B.), B. 25, S. 226.

**) S. den Brief an Oeſer vom 13. Sept. 1768, Morgenblatt 1846, Nr. 112.

***) Ebendaſelbſt.

bei ihrer großen Liebebedürftigkeit, um so leidenschaftlicher ihre Neigung auf den Bruder wandte. Sie schien nur für ihn zu leben, pflegte ihn liebreich, sann nur auf seine Unterhaltung, zog ihre Freundinnen, die sie beherrschte, zu diesem Zwecke heran, und entwickelte sogar, um ihn zu erheitern, eine Art lustigen Humors, wovon sich früher keine Spuren bei ihr gezeigt hatten. Es entspann sich bald zwischen beiden Geschwistern eine geheime Cotteriesprache, und hierin äußert sich wieder Goethe's Neigung zum Versteckenspielen, worauf schon jene Beschäftigung mit dem sogenannten Judendeutsch hinwies, und die später noch in mancherlei Zügen hervortrat.

Die Mutter hatte in ihres Wolfgang's Abwesenheit ziemlich langweilige Tage zugebracht. Da ihr Gemüth eines lebhaftern Interesses bedurfte, so war sie in die fromme Richtung ihrer Freundinnen eingegangen, unter denen Fräulein von Klettenberg obenan stand. Dieses körperlich und geistig so zart organisirte Wesen, in der äußern Erscheinungsart durchaus herzlich und natürlich, mit einem feinen Anstrich von Welt- und Hofton, frei von aller zelotischen Bekehrungssucht, durch schöne Sittlichkeit und innige Religiosität anziehend, ungeachtet fortdauernden Hinkränkelns eine unzerstörbare Geistesruhe und Heiterkeit bewahrend, mußte auf den Jüngling um so stärker einwirken, als dieser durch die zuletzt in Leipzig von seinem Freunde Langer empfangenen Eindrücke, durch Einsamkeit, Kränklichkeit und erhöhte Reizbarkeit für religiöse Anregungen doppelt empfänglich geworden war. Aus ihren Unterhaltungen und Briefen bildete Goethe später jene bewundernswürdige Episode im Meister: „Bekenntnisse einer schönen Seele." Mit

Unrecht würde man — wie es Einige gethan haben — in diesem psychologischen Gemälde ein Zeugniß für die christliche Gesinnung des Künstlers, der es schuf, erblicken; jeder Zweifel hierüber schwindet vor Goethe's eigenen Worten in einem Briefe an Schiller vom J. 1795: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu.“ Aber er hätte nimmermehr in späteren Jahren diese Schilderung so „in die Seele“ jenes religiösen Gemüthes verfassen können, wenn er nicht in der Zeit, worin jetzt unsere Biographie weilt, mit dem Inhalte derselben wahrhaft sympathisirt hätte.

Die Halsgeschwulst von dem Blutsturze her dauerte noch fort, und machte medicinische und chirurgische Hülfe nöthig. Arzt und Wundarzt gehörten unter die abgesonderten Frommen; besonders genoß der Erstere in dem gläubigen Kreise ein großes Zutrauen wegen einiger geheimnißvollen selbstbereiteten Arzneien, und vor Allem wegen eines wichtigen Salzes, das nur in der höchsten Gefahr angewendet werden durfte, aber dann auch wunderbare Wirkung thun sollte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erwecken, hatte er empfänglichen Patienten das Studium gewisser chemisch-alchymistischer Bücher empfohlen. So hatte denn auch Fräulein von Klettenberg insgeheim schon Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, und impfte nun, weil sie sich nach Gesellschaft auf solchem Nebelwege sehnte, diese Krankheit ihrem Freunde Goethe ein. Da Welling seiner Vorgänger rühmlich erwähnt, so wurden auch die Werke von Theophrastus Paracelsus

und Basilius Valentinus, desgleichen Helmont, Starckey u. a. hervorgesucht, und so brachte Goethe mit der Freundin und seiner Mutter die langen Winterabende im eifrigen Studium dieser seltsamen Schriften zu. Dabei ist es recht charakteristisch für ihn, daß er sich besonders an der Aurea Catena Homeri ergötzte, welche die Natur, wenn auch auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung darstellt; seine ganze Art der Naturbetrachtung in späterer Zeit ging darauf hinaus, ein solches goldenes Band durch die Reihe der Wesen hinab und hinauf zu verfolgen.

Man hat diese alchymistischen und kabbalistischen Studien als zeitraubend und kraftzersplitternd beklagt. Allein für Goethe's naturwissenschaftliche Bildung waren sie eine nothwendige Durchgangsstufe; sein ganzes Wesen war nicht darauf angelegt, daß er sich sofort mit einer Wissenschaft auf dem Höhepuncte ihrer dermaligen Entwickelung vertraut machen, ihre jüngsten Resultate auf dem kürzesten Wege sich aneignen konnte; ihn drängte es, die Geschichte einer Wissenschaft in sich durchzuleben. Es fragt sich auch sehr, ob wir uns nicht oft als Pädagogen an der Jugend versündigen, indem wir sie die kindlichen und jugendlichen Entwickelungsstufen einer Wissenschaft überspringen lassen, und ihr gleich den reifsten Ertrag, die gediegenste Ausbeute derselben zuführen. Sollte es nicht rathsamer seyn, sie erst eine Weile in den dämmernden Vorhallen träumereicher, sehnsuchtvoller Ahnung aufzuhalten, ehe wir mit ihr den hellen Tempel eigentlich wissenschaftlicher Erkenntniß betreten? Auch werden wir finden, daß für Goethe's Poesie, und namentlich für seine Faust-Dichtung, kein gering

anzuschlagender Gewinn aus jenen Studien floß. Und endlich kann man fragen, ob Goethe denn in dieser Epoche der Kränklichkeit oder vielmehr der Reconvalescenz zu einer folgerechtern wissenschaftlichen Beschäftigung oder zu poetischer Production im Stande gewesen wäre. Gewiß, auch hier bewährte es sich an ihm wieder, daß der Instinct des ächten Genies in der Regel das Angemessenste ergreift.

Als die Excrescenz am Halse nach längerer Behandlung endlich vertrieben war, wurde er von einem andern Uebel befallen, welches nach der Stelle, wo desselben in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht, sich erst im Frühjahre 1769 eingestellt haben müßte, das aber nachweislich ihn schon zu Anfange Novembers 1768 quälte. In seiner Einsamkeit war nicht bloß die alte Liebhaberei zum Zeichnen, sondern auch die Lust am Radiren wieder aufgewacht. Er hatte sich eine ziemlich interessante Landschaft componirt und ätzte bald, nach den ihm von Stock überlieferten Vorschriften, die Platte, um sich Probe-Abdrücke zu verschaffen. Weil es aber unglücklicherweise der Composition an gehörigem Licht und Schatten mangelte, arbeitete er sich längere Zeit mit der Platte herum, und wurde darüber von einem Uebel ergriffen, dessen Ursache ihm Anfangs ganz verborgen blieb. Die Kehle ward ihm nämlich ganz wund und besonders der Zapfen sehr entzündet, so daß er nur mit großen Schmerzen etwas schlingen konnte. Die Aerzte, die eben so wenig als er selbst auf den Gedanken kamen, daß er sich dieses Leiden durch Unvorsichtigkeit beim Aetzen zugezogen, plagten ihn längere Zeit ohne Erfolg mit Gurgeln und Pinseln. Aus diesen Tagen hat sich ein

metriſches Document erhalten, deſſen wir ſchon oben gedacht, eine Epiſtel an Mademoiſelle Oeſer, vom 6. Nov. 1768 datirt, zwar nicht durch Kunſtwerth ausgezeichnet — denn zu einer wahrhaft poetiſchen Epiſtel iſt ſchon ihr Gegenſtand allzu individueller Natur — aber als biographiſches Belegſtück intereſſant und ſchätzenswerth. Der Anfang ſchildert in humoriſtiſcher Weiſe Goethe's damaligen Seelen- und Körperzuſtand und die Leiden der Kur:

Mamſell!
So launiſch wie ein Kind, das zahnt,
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und folgſam, wie ein gutes Lamm,
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.
Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Corter Chinä.
Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
Ihn Augen, Fuß und Hand
Auf's Neue ſtärken, den Verſtand
Und das Gedächtniß ſchärfen.

Besonders suchte der Arzt vermittelst strenger geistiger und körperlicher Diät seinen durch unordentliche Lebensweise „verhetzten“ Organismus wieder zu beruhigen. Die reizenden Mädchenbilder von François Boucher (erstem Maler Ludwig's XV.) ließ er ihm aus der Stube nehmen und dafür eine alte Frau von dem „fleißig kalten“ Leydener Maler Gerhard Dow hinhängen; statt des Weins wurde ihm langweilige Tisane vorgesetzt, und was das Schlimmste war, es fehlte ihm an einer Gesellschaft, wie er sie liebte. Kaum hat er die letzte Klage in der Epistel ausgesprochen, so scheint er zu fühlen, daß er damit einer liebenden Mutter und Schwester und einer so theilnehmenden Freundin, wie Fräulein von Klettenberg, Unrecht thue, und er gesteht:

Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu seyn.

Aber die Leipziger Mädchen vermißt er doch sehr, so wie überhaupt seit seiner Entfernung von Leipzig die Antipathie gegen jene Stadt und das dortige Leben, die wir in den Oden an Behrisch und Zachariä ausgesprochen finden, bedeutend abgenommen zu haben scheint. Er ruft den Leipziger Schönen zu:

Wie seyd Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
Auf eig'ne Fehler streng und gegen fremde billig!
Und, zu gefallen unbemüht,
Ist Niemand, den Ihr nicht gewännet.
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh' man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Wahrscheinlich sind die „Gespielinnen" seiner Schwester gemeint, welche von dieser bisweilen aufgeboten wurden, um ihm in seiner Einsamkeit „gefällig und trostreich zu seyn." Sie waren auch, wie es scheint, etwas von dem pietistischen Wesen angesteckt, welches in der damaligen Gesellschaftssphäre unseres Dichters in hohem Grade herrschte.

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenrichtrisch sträflich;
Da heißt's: Der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Goethe legte diese poetische Epistel einem Briefe an Oeser vom 9. November ein, worin er sagt, daß seine Gesundheit wieder etwas zu steigen anfange, aber noch nicht viel über's Schlimme hinaus sey. Die Kunst nennt er „fast seine Hauptbeschäftigung, obgleich er mehr darüber lese und denke, als selbst zeichne. Jetzt, wo er allein laufen solle, fühle er erst recht seine Schwäche; es wolle gar nicht mit ihm fort, und er wisse vor der Hand nichts Anderes, als das Lineal zu ergreifen und zu sehen, wie weit er es mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspective bringe. Schmerzlich empfand er unter diesen Umständen den Verlust seines Freundes Seekatz, der einige Wochen vor seiner Rückkehr nach Frankfurt gestorben war. „Meine Liebe für die Kunst," schrieb er darüber an Oeser, „meine Dankbarkeit gegen den Künstler werden Ihnen das Maß meines Schmerzes angeben."

Aus einem Briefe an Oeser vom 24. Nov. erhellt, daß er trotz des fortdauernden Uebels sich doch mitunter aus dem Hause wagte. „Die Cabinette," schreibt er, „sind hier zwar

klein, dafür aber häufig und ausgesucht; mein größtes Vergnügen ist es, mich recht darin umzusehen. Es ist gut, daß Sie mich gelehrt haben, wie man sich umsieht. Sonst leide ich viel der Kunst wegen; mein Glück, daß ich schon gewohnt bin, um meiner Freunde willen zu leiden. Apostel, Propheten und Poeten schätzt man selten in ihrem Vaterlande, und noch seltener zu der Zeit, da man sie alle Tage sehen kann; und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen. Richtet man gleich nicht viel aus, so lernt man doch immer dabei, und sollte man auch nur bei Gelegenheit erfahren, daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tief denkende, spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmacke sehr heterogen sind." — Auf seine damalige Lectüre deutet folgende Stelle desselben Briefes hin: „Meine Gedanken über den Idris und den Brief an Riedeln über den Ugolino, über Weißen's Großmuth für Großmuth, über die Abhandlung von Kupferstichen aus dem Englischen sind zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug."

Das körperliche Uebelbefinden zog sich noch eine Strecke in's folgende Jahr hinein. Am 14. Febr. 1769 nennt er sich in einem Briefe an Oeser „noch einen Gefangenen der Krankheit, obgleich mit der nächsten Hoffnung, erlöst zu seyn." Indeß sey er so vergnügt, so munter, und oft so lustig, wie es in einem beigefügten Briefe an Oeser's Tochter heißt, daß er ihr nichts nachgeben würde, wenn sie ihn jetzt in dem Augenblicke besuchte, wo er in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einem Tisch gelagert, an sie schreibe.

vor Allem „Mittelſalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen.“ Beſonders beſchäftigte ihn längere Zeit der Liquor Silicum, und er erlangte eine große Fertigkeit in der Darſtellung dieſes Präparates. Der Gewinn, der aus ſolchen Beſchäftigungen für Goethe entſprang, beſtand nicht bloß darin, daß er „mit den äußeren Formen mancher natürlichen Dinge,“ namentlich mit Kryſtalliſationsgeſtalten bekannt wurde, und überhaupt Mancherlei lernte; wenigſtens eben ſo hoch iſt der Werth dieſer, wenn auch noch ſo unmethodiſchen Operationen als einer Vorſchule anzuſchlagen, die das Verlangen nach wiſſenſchaftlicheren Aufſchlüſſen ſchärfte, und zu einer ſelbſtthätigen Auffaſſung eines ſyſtematiſchen Unterrichtes vorbereitete. Die Pädagogen ſollten mehr beherzigen, daß ein geringes und dürftiges Reſultat, welches der Lehrling durch eigene Kraft erzielt und freudig als eine Frucht ſeines Geiſtes begrüßen darf, für ſeine Bildung von größerm Werthe iſt, als eine Reihe der bedeutendſten Lehren, die er mit paſſivem Antheile aufnimmt. Bald erwachte auch in Goethe die Neigung zu einem mehr methodiſchen Studium der Chemie, und ſo las er mit großem Eifer das chemiſche Compendium von Boerhave. Die hohe Achtung, welche ihm dieſer treffliche Mann abgewann, ließ ihn um ſo eher auch zu deſſen mediciniſchen Schriften greifen, als die Leipziger Tiſchgeſellſchaft und ſeine langwierige Krankheit ihm das Intereſſe für die Heilkunde näher gerückt hatten.

Zwiſchen ſo mancherlei Beſchäftigungen durch blieb aber fortwährend die Theilnahme an den überſinnlichen Dingen rege, und erhielt durch den Umgang mit Fräulein von

Klettenberg immer neue Nahrung. Sehr einflußreich war hierbei die Lectüre eines Buches, das ihm in die Hände gerieth, der Kirchen- und Ketzergeschichte von Arnold. Indem er die verschiedenen hier besprochenen religiösen Ansichten fleißig studirte und zugleich sich der oft genug gehörten Behauptung erinnerte, daß jeder Mensch am Ende doch seine eigene Religion habe: kam er auf den Gedanken, sich auch ein eigenes religiöses System zu bilden. So entstand denn jene in Wahrheit und Dichtung*) ausführlich mitgetheilte Theogonie und Kosmogonie, worin das Bestreben erscheint, die Lehren der geoffenbarten Religion mit der philosophischen Speculation möglichst in Einklang zu bringen. Zuerst wird der Versuch gemacht, die Trinitätslehre philosophisch zu begründen, eine Aufgabe, an die sich bekanntlich auch Lessing einmal gewagt hat. Ebenso behandelt das System die Schöpfung Lucifer's und der sämmtlichen Engel, den Abfall derselben, die Entstehung der Materie, die Schöpfung des Lichtes, des Menschen, den Sündenfall, und die Nothwendigkeit einer Erlösung. Goethe's Richtung zum Pantheismus hin gibt sich auch hier kund. Von der Materie, die er von Lucifer, dem nächsten Sprößlinge der dreieinigen Gottheit, ausgehen läßt, heißt es, daß sie, als vom göttlichen Wesen, wenn auch nicht mittelbar, doch durch Filiation abstammend, eben so unbedingt mächtig und ewig sey, wie der Vater (Lucifer) und die Großältern (die Trinität); und die Erlösung wird als eine Menschwerdung der Gottheit

*) Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 B.) B. 21, S. 166 ff.

betrachtet, „die ſich durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns immer wieder erneuern müſſe.“

Alle dieſe religiös-philoſophiſchen, kirchengeſchichtlichen, alchymiſtiſchen, mediciniſchen Studien und Beſchäftigungen ſammt Zeichnen und Radiren vermochten doch nicht, die ganze Zeit des langen, einſamen Winters auszufüllen. Manche Stunde blieb ihm noch übrig, die er zu ſtiller Selbſtprüfung, zu beobachtender Einkehr in ſein Inneres hätte verwenden können, wäre nur nicht ein ſolches Selbſtbelauſchen, eine ſolche Betrachtung des eigenen Geiſtes- und Gemüthslebens ganz gegen ſeine Natur geweſen. „Wie eifrig er mahnte,“ ſagt Gervinus, „den Menſchen erkennen zu lernen, ſo warnte er doch vor der Selbſtkenntniß; er fand, daß das Kenne dich ſelbſt einen Widerſpruch in ſich enthalte; wer ſich in den eigenen Buſen ſchaute, dem, meinte er, ſey es ſo ſchlecht in ſeiner Haut, wie dem, der ſein eigenes Gehirn belauerte.“ Glücklicher Weiſe bot ſich ihm aber damals ein andrer Weg dar, um Aufſchluß über ſich ſelbſt zu gewinnen; es war die nähere Betrachtung deſſen, was er in Leipzig geſchrieben, ſowohl der Gedichte, als der Correſpondenz mit den Aeltern und der Schweſter. Eine ſolche Selbſtbeſchauung, wobei er ſich gleichſam als äußern Gegenſtand beobachten konnte, war ihm ganz gemäß.

Der Vater hatte, nach ſeiner ordnungsliebenden Sinnesweiſe, die ſämmtlichen Briefe des Sohnes aus Leipzig ſorgfältig geſammelt und geheftet, ja ſogar ſprachlich und orthographiſch durchcorrigirt. Das Erſte nun, was Goethe'n bei der Durchſicht derſelben auffiel, war die Handſchrift. Er erſchrack vor der großen Vernachläſſigung ſeiner Schrift vom

October 1765 an bis in die Hälfte des nächsten Januars. Mit der Hälfte des März 1766 erschien dagegen wieder eine gefaßte Hand, wie in den früheren Stechschriften, was er mit dem innigsten Danke als eine Frucht der Ermahnungen Gellert's anerkannte, der bei den eingereichten Aufsätzen unabläßig rieth, die Handschrift eben so sehr, ja noch mehr als den Styl zu üben. Dann sah er mit Vergnügen, daß die französischen und englischen Stellen seiner Briefe, wenn auch nicht ganz sprachrichtig, doch leicht und frei geschrieben waren. Dieß hatte er großentheils der fleißigen Correspondenz mit Schlosser zu danken, welche in jenen Sprachen geführt wurde. Weiter glaubte er zu bemerken, daß der Vater ihm durch seine Abmahnungen vom Kartenspiele mit der besten Absicht geschadet, und ihn zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt habe, in die er zuletzt in Leipzig gerathen war. Es fragt sich aber, ob Goethe nicht den Werth des Kartenspiels für junge Leute zu hoch angeschlagen. Er schätzte es als ein Band, das sie an die Societät knüpft; allein gibt es nicht andere, bessere Talente, die eben so gut dem jungen Manne den Eintritt in dieselbe eröffnen, und deren Ausbildung zu seinem Besten wie zu dem der Gesellschaft mehr anzuempfehlen ist? Freilich ist manchen Familienkreisen besser mit den Karten gedient, als mit Musik, Gesang, Declamation, Gesprächstalent und Uebung in geistreichen Gesellschaftsspielen; aber an solchen verliert ein junger Mann auch wenig. Eine andere Bemerkung, die sich ihm beim Durchlesen jener Briefe aufdrängte, und worüber er sich mit der Schwester lustig machte, war, daß er das eben von Gellert im Collegium Ueberlieferte sogleich professormäßig in

von Briefen an Cornelia ausgekramt, und so im Voraus an sich das spätere Xenion Schiller's bewährt hatte:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren u. s. w.

Wie Goethe in Wahrheit und Dichtung das in Frankfurt zwischen den beiden Universitätscursen Erlebte darstellt und an einander reiht, muß man glauben, daß dadurch nur ein halbes Jahr, vom Anfange Septembers bis zu Ostern, ausgefüllt werde. Es ist von keinem Sommer, viel weniger von einem zweiten Herbste und Winter die Rede; mit dem Frühjahre, heißt es gegen den Anfang des neunten Buches, habe er seine Gesundheit wieder hergestellt gefühlt und sich abermals aus dem älterlichen Hause gesehnt, weil er mit dem Vater nicht harmonirte. Darnach haben denn auch manche Literarhistoriker, und so noch einer der neuesten, der sorgsame Schäfer,*) die Abreise nach Straßburg in den Frühling 1769 gesetzt. Nun ergibt sich aber aus brieflichen Documenten,**) daß Goethe wenigstens bis tief in den Februar 1770 hinein im Aelternhause verweilte, und demgemäß nicht wohl vor Ostern 1770 die Universität zu Straßburg bezogen haben

*) Handbuch der Geschichte der deutsch. Literat. II. 232.

**) Ein Brief an Oeser's Tochter, aus Frankfurt vom 8. October 1769, spricht noch gar nicht von der Aussicht, nach Straßburg zu gehen; und ein Schreiben an den Buchhändler Reich ist Frankfurt den 20. Februar 1770 datirt (s. den Anhang zu Goethe's Briefen an Lavater). Indeß bemerke ich, daß dem Datum jenes Briefes an Oeser's Tochter ein Theil des Inhaltes widerspricht: „Ihre Bäume in Pölitz fangen nun bald an auszuschlagen u. s. w."

kann. So entsteht denn eine Lücke von nicht weniger als einem ganzen Jahre, in die wir nur Einiges hineinzutragen vermögen. Wahrscheinlich gehört ein Theil der Beschäftigungen, die Goethe in das Winterhalbjahr 1768—69 zusammendrängt, den beiden folgenden Semestern an; namentlich möchte dieß von den theologischen und alchymistischen Studien gelten.

Da seine Gesundheit, wie der Brief an Oeser vom 14. Februar in Aussicht stellt, sich mit dem Eintritte einer mildern Jahreszeit gebessert haben wird, so hat er es ohne Zweifel in dem Sommer 1769 nicht an kleinen Ausflügen in die Umgegend fehlen lassen. Damit stimmt denn auch eine Mittheilung von Dr. W. Dieffenbach in der Didaskalia (1844, Nr. 233) zusammen. Auf einer Fensterscheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen Eulenburg findet sich, wie er berichtet, der Name Goethe mit beigefügter Jahreszahl 1769 in lateinischen Lettern scharf eingegraben. Damals war die Eulenburg im Besitze einer Familie v. Kampf, mit welcher Goethe in freundschaftlichem Verkehre stand. Aber ein noch stärkerer Magnet, als dieses Verhältniß, führte ihn nach Worms. Charitas Meixner, die Tochter eines reichen Kaufmannes zu Worms, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnet, war während eines dreijährigen Aufenthaltes in dem Hause des Legationsrathes Moritz in Frankfurt,*) wohin ihre Aeltern sie zu weiterer Ausbildung geschickt hatten, zu Goethe in ein Verhältniß getreten, welches auch später noch unterhalten wurde. Zwei Briefe Goethe's aus Leipzig an

*) Vergl. S. 129 f.

seinen Freund Trapp zu Worms, datirt vom 2. Juni und vom 1. October 1766, die gegenwärtig im Besitze des Herrn Georg Friedrich Meier zu Worms, des Enkels jener Charitas sind, documentiren ganz unzweifelhaft die Zärtlichkeit der Empfindungen, die Goethe für Fräulein Meixner hegte. Sie besaß Dichtertalent, und hatte sich in Worms durch glückliche poetische Versuche einen Namen gemacht. Aber sie hatte dasselbe Geschick, wie bald nach ihr Friederike Brion; der unbeständige junge Dichter verließ sie. Weniger untröstlich jedoch, als Friederike, reichte sie ihre Hand einem Kaufmanne in Worms, G. F. Schuler, einem Manne von Geist und Bildung, starb aber schon in ihrem 29sten Lebensjahre. Ihr Portrait ist gleichfalls im Besitze des oben genannten Herrn Meier.

Im nächstfolgenden Winter 1769—70 mochte Goethe durch seine noch immer nicht befestigte Gesundheit auf's Neue zu einem einsamen, zurückgezogenen Stubenleben gezwungen seyn. Als einziges Document seiner Thätigkeit in dieser Zeit hat sich ein Tagebuch erhalten, ein Quartheft mit vierunddreißig beschriebenen Seiten, welches den Titel führt: „Ephemerides. Was man treibt? Heut' dieß und morgen das. 1770." Allem Anscheine nach wurde es mit dem oben bezeichneten Jahre begonnen; denn auf der fünften Seite gegen unten steht bei einer besondern Erinnerung Febr. und auf der zwölften Seite am untern Rande Martius. Den Inhalt bezeichnet der Herausgeber*) als kurze Anfüh-

*) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1788. Weimar 1846, S. 63 ff.

rungen aus allerhand Büchern, Titel verſchiedener, etwa künftig zu leſender Schriften, kurze Sentenzen und Urtheile, etwas ausführlich nur ein paarmal über Geleſenes, Worte und Ausdrücke aus älterm oder beſonderm Sprachgebrauche angemerkt, einzelne Beobachtungen und Andeutungen (meiſt ſehr kurz und in bildlichem Ausdrucke) aus dem eigenen Leben, hingeworfene Zeilen zu poetiſchem Gebrauche — Alles bunt durch einander laufend. Ein planmäßiges, wiſſenſchaftliches Studium geht durch dieſe Notizen nicht hindurch; wohl aber erſcheint darin das Bedürfniß einer Dichternatur, ſich mit mannichfaltigen Stoffen des Wiſſens und Vorſtellens in Berührung zu ſetzen. Selbſt bei den theoretiſchen Richtungen, die ſich darin entdecken laſſen, bezeichnen die Anmerkungen nicht ein fortſchreitendes Unterſuchen oder Aufbauen, ſondern heben Witziglehrendes, Maximenartiges, Bündigabſchließendes hervor. Da der bei Weitem größte Theil des Inhaltes der Straßburger Zeit angehört, ſo werden wir ſpäter wiederholt auf dieſes intereſſante Tagebuch zurückkommen.

Ehe Goethe die neue Akademie bezog, hielt er noch ein ſtrenges Gericht über ſeine bisherigen Productionen. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, erſchienen ihm jetzt ſchon zu ſchwach. Sie däuchten ihm kalt, trocken, oberflächlich, weßhalb er ſich entſchloß, vor dem abermaligen Abſchiede von Hauſe ein neues großes Autodafé über ſeine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene dramatiſche Stücke, worunter auch wohl jene Farce „Luſtſpiel in Leipzig“ war, nebſt vielen Gedichten und Papieren wurden dem Feuergotte geopfert, und kaum blieb etwas verſchont, als das Manuſcript von Behriſch,

die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen. Was uns ſonſt noch durch glückliche Umſtände erhalten worden, haben wir ſchon früher namhaft gemacht.

Zwölftes Capitel.

Ankunft in Straßburg. Eindruck der Stadt und Gegend. Berührung mit Frommen. Tiſchgeſellſchaft. Salzmann. Juriſtiſche, mediciniſche, naturwiſſenſchaftliche Studien. Verkehr mit der Geſellſchaft. Zwei Gedichte. Durchzug der Marie Antoinette von Oeſtreich. Teppiche, nach Raphael's Cartonen gewirkt. Franzöſiſches Gedicht. Verkehr mit Studirenden. Kartenſpiel. Lebensluſt. Lerſe. Der penſionirte Ludwigsritter. Jung Stilling. Kriſis in Goethe's philoſophiſchen und äſthetiſchen Anſichten. Intereſſe an der gothiſchen Baukunſt. Tanzunterricht. Die Töchter des Tanzmeiſters.

Im Frühjahre 1770 reiſ'te Goethe, an Körper und Gemüth wieder hergeſtellt, dem Willen ſeines Vaters zufolge, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence nach Straßburg. Nachdem er im Wirthshauſe zum Geiſt abgeſtiegen war, eilte er, ſogleich den ſchon weither erblickten Münſter näher zu betrachten; er nahm ſich aber nicht die Zeit, den mächtigen und eigenthümlichen Eindruck, welchen das koloſſale Gebäude auf ihn machte, auch nur einigermaßen zu verdeutlichen; denn er wollte nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne verſäumen, um von der Plattform des Thurmes das weite, reiche Land, worin er nun eine Zeit lang wohnen ſollte, in einem herrlichen Panorama zu überſchauen.

Er konnte ſich in der That, wenn er Stadt und Gegend mit Leipzig und ſeiner Umgebung verglich, zu dem Tauſche Glück wünſchen. Eine mildere Luft umfing ihn, ein reinerer, ſüdlicherer Himmel wölbte ſich über ihm. Die Stadt, die zu ſeinen Füßen lag, ſtellte ſich nicht bloß den Blicken bedeutend dar, ſondern erinnerte auch, gleich ſeiner Vaterſtadt, an eine wichtige Vergangenheit. Weit um ſie her breitete ſich ein Paradies von trefflich angebauten Fruchtgefilden mit Dörfern und Maierhöfen, von wohlbewäſſerten, üppigen Wieſenmatten, von ſchönen Auen, mit herrlichen, dichten Bäumen durchflochten, aus, und dieſe ganze unüberſehbare Fläche war näher und ferner von theils waldigen, theils angebauten Bergen eingefaßt. Ein beſonderer Reichthum der Vegetation bezeichnete den Lauf des Rheines mit ſeinen zahlreichen Inſeln und Werdern. Von Süden herab zog ſich, mit mannichfachem Grün geſchmückt, ein flacher Grund, den die Ill bewäſſerte. Gegen Abend, nach dem Gebirge zu, gewährten manche Niederungen und Thäler einen reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs. Der nördliche, mehr hügelige Theil zeigte ſich von unzähligen kleinen Bächen durchſchnitten, die überall ein raſches Wachsthum beförderten. So lag dieſer Rundkreis bunt und reich vor ſeinem Auge dar, aber für ſein Inneres noch wie „eine unbeſchriebene Tafel.“ Denn noch waren keine Leiden und Freuden, die ſich auf ihn bezogen, darauf verzeichnet. Allein ſein Herz mochte ahnen, daß auch hier Neigung oder Leidenſchaft bald einzelne Stellen aus der Maſſe des Ganzen mit beſonderm Zauber hervorheben würde.

Goethe bezog ein kleines, aber angenehmes Quartier*) am Fiſchmarkte, einer langen, ſchönen und belebten Straße, wo es ihm für unbeſchäftigte Augenblicke nicht an unterhaltendem Anblicke fehlen konnte. Dann ging er, ſeine Empfehlungsſchreiben abzugeben, und fand unter ſeinen Gönnern einen Kaufmann, der mit ſeiner Familie den ihm von früher her bekannten frommen Geſinnungen ergeben war, ohne jedoch ſich im Gottesdienſte von der Kirche getrennt zu haben. Er ſcheint auch noch mit anderen Familien von ähnlicher Denkart in Berührung gekommen zu ſeyn; aber die Verbindung war nicht von langer Dauer. „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier iſt nicht gar ſtark," ſchrieb er den 26. Aug. 1770 an Fräulein von Klettenberg; „ich hatte mich im Anfange ſehr ſtark an ſie gewendet; aber es iſt, als wenn es nicht ſeyn ſollte. Sie ſind ſo von Herzen langweilig, wenn ſie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verſtande, die mit der erſten Religionsempfindung auch den erſten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre Alles, weil ſie ſonſt von nichts wiſſen; dabei ſo hälliſch**) und meinem Grafen***) ſo feind, und ſo kirchlich und pünctlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu ſagen brauche."

---

*) Im Hauſe Nr. 80. S. der Dichter Lenz und Friederike von Seſenheim, von A. Stöber (Baſel, 1842), S. 3 Anmerk.

**) Von Halliſcher Denkart, im Theologiſchen damals gleichbedeutend mit engherzig.

***) Zinzendorf.

Den Mittagstisch nahm er in einer Pension, welcher zwei alte Jungfrauen *) schon längere Zeit mit Ordnung und gutem Erfolge vorstanden. Die Tischgesellschaft mochte ungefähr aus zehn Personen, älteren und jüngeren, bestehen, worunter auch ein pensionirter Ludwigsritter sich befand; Studenten bildeten die Ueberzahl. Das Präsidium bei Tafel führte ein freundlicher, gemüthreicher Junggeselle von etwa fünfzig Jahren, **) Dr. Salzmann, Actuarius beim Pupillen-Collegium. Diese Stelle, die nicht von besonderm Einflusse scheint, erfüllte er auf eine so rühmliche Weise, daß es fast keine Familie gab, von der ersten bis zur letzten, welche ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. Auf ihn bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle des oben angeführten Briefes an Fräulein von Klettenberg: „Eine andere Bekanntschaft, gerade das Widerspiel von dieser (den Frommen), hat mir bisher nicht wenig genützt. Herr ***, ein Ideal für Mosheimen und Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu seyn, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist. Und Alles, was daraus folgt.“ In

*) Die Jungfern Lauth in der Krämergasse, Nr. 13. S. A. Stöber a. a. O.

**) Nicht schon in den Sechszigen, wie Goethe sagt; denn Salzmann starb 1812 als ein Neunzigjähriger.

seinem Aeußern schildert Goethe ihn als einen immer knapp und nett sich haltenden Mann, stets in Schuh und Strümpfen, und, wenn er ausging, den Hut unter dem Arme, und einen Regenschirm in der Hand. *)

*) A. Stöber, in der Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim," charakterisirt ihn auf folgende Weise: „Die heiterste Lebensphilosophie, verbunden mit reichen, vielseitigen Kenntnissen, einem richtigen Blicke und seinem Geschmacke, gewannen ihm bald alle Herzen." Besonders hing Lenz an ihm mit inniger Liebe; er nennt ihn in seinen Briefen seinen „guten Sokrates." Salzmann scheint fortdauernd das Bedürfniß gehabt zu haben, neben seiner amtlichen Thätigkeit, in einem Kreise literarisch beschäftigter oder wenigstens wissenschaftlich strebender Menschen anregend, rathgebend oder theilnehmend zu wirken. Wie er jetzt den Mittelpunct eines Kreises von talentvollen Jünglingen bildete, so gründete er später (2. Nov. 1775) eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache," zu deren Mitgliedern der originelle Magister Leypold, ein gründlicher Philolog und geschätzter Dichter, der Professor der Theologie Dr. J. Lorenz Blessig, als akademischer Lehrer und geistlicher Redner ausgezeichnet, der gelehrte und geistreiche Dr. Isaak Haffner, der Historiker Joh. v. Türkheim, das Kraftgenie Leop. Wagner, Lenz als Secretär des Vereines, und andere merkwürdige Männer gehörten. Mit Goethe blieb Salzmann auch nach dessen Abschiede von Straßburg in Verkehr, und ließ durch seine Vermittelung in Frankfurt 1776 eine Sammlung moral-philosophischer Abhandlungen im Drucke erscheinen, deren andere, der Bekanntmachung nicht weniger würdige, sich noch in seinem auf der Straßburger Stadtbibliothek hinterlegten schriftlichen Nachlasse befinden. Nach der

An diesen Mann, der unter der Tischgesellschaft vortrefflich Ordnung zu erhalten wußte, schloß sich unser junger Studiosus ganz besonders an, und bewährte dadurch wieder, wie in Leipzig und früher, seine Neigung, sich zu älteren Männern zu halten. Er theilte ihm seine Absicht mit, sich in der Jurisprudenz möglichst bald für die Promotion zu befähigen, und erfuhr von ihm, daß man hier in Straßburg nicht, nach Art deutscher Akademieen, Juristen im weitern und gelehrten Sinne, sondern Praktiker zu bilden suche, und daher, nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und Vorkenntnissen, sogleich das einem Jeden Nöthige so kurz und faßlich, als möglich, überliefere. In dieser Weise begann denn auch ein Repetent, den ihm Salzmann empfohlen hatte, seine Vorbereitung zur Promotion. Nachdem dieser mit dem umhervagirenden Discurs des angehenden Juristen, der die in Leipzig

---

Anknüpfung der Weimarischen Verhältnisse gerieth Goethe's Briefwechsel mit Salzmann in gänzliche Stockung. Der letzte Brief, vom 5. Dec. 1774, ist bis auf ein paar Zeilen dictirt; den Eintritt in Weimarische Dienste meldete Goethe's Mutter an Salzmann. Dieser Ausgang der Correspondenz war vorauszusehen, Schon am 28. Nov. 1771 schrieb Goethe: „Ich suchte Ihren Brief vom 5. Oct., und fand noch eine Menge, die zu beantworten sind. Lieber Mann, meine Freunde müssen mir verzeihen; mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen; auch ist's mir immer was Trauriges, abgerissene Fäden in der Einbildung anzuknüpfen."

gewonnenen encyklopädiſchen Kenntniſſe auskramen wollte, eine Zeitlang Geduld gehabt hatte, übergab er ihm ſeine in Fragen und Antworten abgefaßten Hefte, woraus ſich Goethe ſogleich ziemlich examiniren laſſen konnte, da ihm Hopp's kleiner juriſtiſcher Katechismus noch vollkommen im Gedächtniſſe war. Das Fehlende ſupplirte er mit leichter Mühe, und, wie es ſcheint, mit wachſender Luſt. Denn in dem Briefe an Fräulein von Klettenberg heißt es: „Die Jurisprudenz fängt an mir ſehr zu gefallen. So iſt's doch mit Allem, wie mit dem Merſeburger Biere; das erſte Mal ſchauert man, und hat man's eine Woche getrunken, ſo kann man's nicht mehr laſſen.“

Daß er ſich aber auch dieſes Studium in ſeiner Weiſe zu erheitern wußte, und ſeine frei ſpielende Dichternatur ſich bei demſelben nicht verläugnete, beweiſ't das oben erwähnte Tagebuch, „Ephemerides“ überſchrieben. So finden wir gleich die Titel zweier Bücher, ohne Zweifel zu künftiger Lectüre angemerkt, welche als launige Anwendungen der poſitiven Rechtsformen gleich ſehr den Dichter, wie den Rechtscandidaten, anziehen mochten: 1) „Jacobi Ayreri hiſtoriſches Proceſſus naiv, in welchem ſich Lucifer über Chriſtum, darum, daß dieſer ihm die Hölle zerſtöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöſet, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beſchweret. Darinn ein ganzer ordentlicher Proceſſus von Anfang der Citation bis auf das Endurtheil, in erſter und anderer Inſtanz, dazu die Form wie in Compromiſſen gehandelt wird, einverleibet.“ 2) „Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum judicium,

apud aequum judicem proposita (Ant. Corneil, Klage der Unmündigen in der Vorhölle gegen das göttliche Gericht vor billigem Richter)." Deßgleichen begegnen uns heitere Blicke auf die praktische Seite des Juristenlebens, z. B. ein Advocatenwitz: Die Maler, gegen die Weißbinder in einem Processe, führten an, letztere dürften nicht mit Oelfarben malen, unter Anderm auch darum, weil ein Maler diese Farben erfunden habe. Der Weißbinder-Advocat versetzte, das sey eben, als wenn ein hochwürdig Ministerium (Geistlichkeit) sich des Artillerieweſens anmaßen wollte, weil der Erfinder des Pulvers ein Mönch war." Ferner ein Bauerngutachten: „Einem Bauer, dessen neuer Pfarr Schnecken aß, begegnet ein Amtmann und fragte: Wie steht's? Der Bauer sprach: Ei gut, unser Pfarrer frißt das Ungeziefer; wenn noch der Teufel die Amtleut und Advocaten holt, so sind wir geborgen."

Ungeachtet er sich nun auf diese Weise die Jurisprudenz, worin ihm jede selbstständige, wissenschaftliche Thätigkeit abgeschnitten war, etwas schmackhafter machte, so verlangten seine Kräfte doch einen weit größern Spielraum, weßhalb er um so eher einem andern, zufällig durch seine tägliche Umgebung angeregten, Interesse nachgab. Seine Tischgenossen waren, wie in der Pension des Hofraths Ludwig in Leipzig, größtentheils Mediciner; und so hörte er denn auch hier, da Studiosen der Heilwissenschaft sich auch außerhalb der Lehrstunden gern von ihrem Fache unterhalten, bei Tische wie auf Spaziergängen und Lustpartieen fast nur medicinische Gespräche. Hierzu kam, daß in Straßburg die medicinische Facultät durch den Ruf der Docenten und die Frequenz der Studirenden vor

allen glänzte. Daher folgte er dem großen Strome um so leichter, als sich dieses Studium an die unlängst in Frankfurt während des kränkelnden Zustandes verfolgten Bemühungen anschloß, wo er sich mit mystischer Heilkunde befaßt und neben Boerhaven's chemischem Compendium dessen Aphorismen kennen gelernt hatte. *)

Zugleich mochte aber bei dem medicinischen Studium auch ein praktisches Interesse im Spiele seyn. Goethe hatte den Werth einer guten Gesundheit unlängst durch seine Erfahrungen in Leipzig und Frankfurt würdigen gelernt, und mußte daher um so mehr die Wissenschaft schätzen, welche zur Erhaltung und Wiederherstellung derselben Anleitung gibt. Noch etwas: „Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" schreibt er in einem Briefe aus Straßburg an seinen Freund Trapp zu

*) Der Arzt, der Goethe in den sechs letzten Lebensjahren behandelte (Hofrath Dr. C. Vogel), bezeugt, daß medicinische Themata bis in's höchste Alter ein Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung blieben. „Gern ließ er sich in Krankheiten," berichtet Vogel, „den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dieß war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Cur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigener Uebel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Puncte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe." In früheren Jahren erlaubte er sich manchmal ein eigenmächtiges und nicht selten unangemessenes Medicinirен, wovon ihn erst Dr. Vogel abbrachte.

Worms; „ich bitte Sie, sorgen Sie doch für diesen Leib mit anhaltender Treue. Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regenwetter. Vielleicht weiß ich das so gut, als Jemand. Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen jetzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da." Eine gewisse Reizbarkeit war indeß von seinen früheren Leiden zurückgeblieben; ein starker Schall war ihm peinlich, krankhafte Gegenstände erregten ihm Ekel und Abscheu. Besonders ängstigte ihn ein Schwindel, der ihn auf steilen Höhen jedes Mal befiel. Gegen diese Schwächen seiner Natur kämpfte er mit der größten Willenskraft an, wie er denn in mancher Beziehung ein Selbstbildner genannt werden kann, wie die Welt kaum einen zweiten gesehen hat. Er ging Abends beim Zapfenstreiche neben der Menge Trommeln her, wenn auch ihre Schläge ihm das Herz im Busen zersprengen zu wollen schienen; er erstieg ganz allein den Gipfel des Münsterthurmes, und saß wohl eine Viertelstunde lang in dem sogenannten Halse unter dem Knopfe, bis er es wagte, hinaus in die freie Luft auf die kleine Platte zu treten, wo man sich wie in einer Mongolfiere in der Luft schwebend glaubt; und hierdurch befreite er sich zuletzt von aller Neigung zum Schwindel, was ihm später bei Bergreisen und geologischen Studien, bei Bauten, und in Rom für die nähere Betrachtung mancher Kunstwerke sehr zu Statten kam.

Theils in ähnlicher Absicht, um sich nämlich an den widerwärtigsten Anblick zu gewöhnen, theils aber, um einen

alchymiſtiſchen Hirngeſpinnſte einem geſundern Studium der Chemie Platz machen. Im Winter 1770—71 hörte er Chemie bei Spielmann; daß er auch ein Collegium über Phyſik beſucht habe, findet ſich zwar nicht ausdrücklich bemerkt, iſt aber wahrſcheinlich. Wenigſtens hat er in den Ephemeriden ſich eine Reihe von phyſikaliſchen Büchern notirt, z. B. L'Art des Expériences par Mr. l'Abbé Nollet, pour servir de Supplem. aux leçons de physique. Es finden ſich darunter nicht weniger als neun Schriften über Elektricität, woraus zum Mindeſten ſein lebhafter Vorſatz erhellt, ſich näher mit dieſem geheimnißvollen Capitel der Phyſik bekannt zu machen, auf welches ihn, wie wir wiſſen, ſchon in ſeinen Knabenjahren ein Hausfreund ſo neugierig gemacht hatte, daß er ſich damals aus einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläſern eine Elektriſirmaſchine improviſirte. Eben ſo ſpricht ſich in den Ephemeriden ſchon jenes Intereſſe für Farbenerſcheinungen aus, welches ihn ſpäter ſo anhaltend und ernſtlich beſchäftigen ſollte. So iſt gleich auf der erſten Seite des Tagebuches angemerkt: Mémoire sur les ombres colorées par Mr. Beguelin; und als ein Vorzeichen ſeiner nachmaligen Ueberſetzung des Theophraſt über die Farben, insbeſondere als ein Vorſpiel ſeiner „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" begegnet uns die Gloſſe: „Acutum in coloribus dicitur τὸ λαμπρόν, pressum τὸ σκοτεινόν. Buchner ad Plin. Epist VIII, 20. Was er ferner 1792 von ſeinen chromatiſchen Arbeiten ſagt, daß ihn dazu „die ſchönſten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie ſie keine dunkle Kammer, kein Löchlein in der Wand geben kann," das finden wir, wie früher durch das ſeltſame Lichteramphitheater auf

der Weise nach Leipzig bei Hanau,*) so auch hier durch eine im Februar 1770 niedergeschriebene Aufzeichnung in den Ephemeriden belegt:

„In der Hälfte des Januars erschien folgendes Phänomen. An der Gegend des Horizonts, wo im Sommer die Sonne unterzugehen pflegt, war es ungewöhnlich helle, und zwar ein bläulich gelber Schein, wie in der reinsten Sommernacht von dem Orte, wo die Sonne untergegangen ist, heraufscheint. Dieses Licht nahm den vierten Theil des sichtbaren Himmels hinaufzu ein; darüber erschienen rubinrothe Streifen, die sich (zwar etwas ungleich) nach dem lichten Gelb hinzogen. Diese Streifen waren sehr abwechselnd, und kamen bis in den Zenith. Man sah die Sterne durchfunkeln. Auf beiden Seiten, von Abend und Norden, war es von dunkeln Wolken eingefaßt, davon auch einige in dem gelben Scheine schwebten. Ueberhaupt war der Himmel rings umzogen. Die Röthe war so stark, daß sie die Häuser und den Schnee färbte, und dauerte ungefähr eine Stunde, von 6 bis 7 Uhr Abends. Bald umzog sich der Himmel, und es fiel ein starker Schnee."

Wir haben diese angelegentliche Darstellung eines Nordlichtes ganz ausgehoben, um durch ein Beispiel zu veranschaulichen, wie früh und entschieden sich in ihm die Richtung ausbildete, seinen naturwissenschaftlichen Studien eine recht feste und breite persönlich empirische Grundlage zu geben. Auch Wahrheit und Dichtung bietet uns Belege von der

*) S. S. 190.

Innigkeit seiner damaligen Anschauung der Natur. Auf's Deutlichste erinnerte er sich noch in späteren Jahren der reinen ätherischen Sommermorgen im Elsaß, der wochenlang über den Gebirgen aufgethürmten Wolken, die den klaren Himmel nicht trübten, der vorübergehenden Gewitter, welche das Grün der Erde verherrlichten. „Der doppelte Regenbogen," erzählt er, „zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens, waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet." Und wie Alles dieß schon ganz bestimmt auf seine künftigen optischen und meteorologischen Bestrebungen vorausdeutet, so finden sich auch leise Hinweisungen auf die spätere Beschäftigung mit der Pflanzen- und Thierwelt in den Ephemeriden: „Anmerkungen aus Riedesel's Reise durch Sicilien über Manna und Baumwolle, und ein zoologisches Fragment über Spinnen." *)

Indem es bei so vielfachem wissenschaftlichen Interesse seinem Geiste nicht an Anregung und Beschäftigung fehlen konnte, ließ das Leben auch das Herz des liebebedürftigen jungen Mannes nicht ruhen. Goethe's Selbstbekenntnisse sind zwar in dieser Beziehung einsylbig genug über das erste Semester seines Aufenthaltes zu Straßburg. Aber wir dürfen nicht zweifeln, daß auch in jene Zeit schon leichte Vorspiele des erst im Herbste 1770 angeknüpften ernstern Verhältnisses zur Sesenheimer Friederike fallen. Die leidenschaftliche Spazierlust der Straßburger hätte ansteckend auf ihn wirken müssen,

*) S. die oben erwähnte Schrift v. A. Schöll, S. 81.

wenn ihn nicht schon seine eigene Lebensluft und Freude an der freien Natur an schönen Tagen in die zahlreichen umliegenden Gärten und Lustörter gelockt hätte, wo ihm denn besonders der Anblick der frischen, munteren Mädchen in ihrer knapp anliegenden, mannichfaltigen Tracht eine Augen- und Herzensweide war. Moderne französische Costüme und die elsassischen Nationaltrachten, wozu die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe gehörten, bewegten sich hier um so bunter durch einander, da die Kleidung sich nicht mit den Ständen scharf abschnitt, sondern auch manche wohlhabende, vornehme Familie der alten Tracht getreu blieb. Der Actuarius Salzmann hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft und überall Zutritt, und so fand denn auch sein jugendlicher Begleiter, Goethe, der sich übrigens der jüngern weiblichen Welt sogleich durch sich selbst empfahl, allenthalben in Gärten, nahe und fern, gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung, und erhielt obendrein mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage. An einem solcher Tage nun, die ohne Zweifel auch durch Gesellschaftsspiele erheitert wurden, mag er die Idee zu dem wunderlieblichen Gedichte „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg“ concipirt haben, worin sich unter dem Namen Dorilis wahrscheinlich eine Straßburgerin aus Salzmann's Gesellschaftskreise verbirgt, die ihm eine lebhafte, wenn gleich flüchtige Neigung abgewonnen hatte.

Goethe ließ damals nicht gern die alten Götter in seinen Gedichten auftreten, weil sie ihm, wie er sagte, noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz

hatten. Amor hatte jedoch leicht Zutritt, wie er denn schon in dem Hochzeitliede des Leipziger Liederbüchleins so reizend figurirt. Auf den Gedanken, ihn an einem Spiele Theil nehmen zu lassen, konnten Goethe ältere Vorbilder gebracht haben; so war ein Lied „Amor im Tanze" von Heinrich Albert („Junges Volk, man rufet euch")*) zu einem wahren Volksliede geworden. Unserm Dichter ist die Ausführung seines Gedankens meisterhaft gelungen, die Sprache fließt mit der ganzen Leichtigkeit und Naivetät der Volkspoesie dahin, und das Bild stellt sich höchst anmuthig und deutlich dar. Wie gering der Aufwand an Worten ist, so sieht man doch Alles auf's Lebendigste vor sich: wie im Kühlen das junge Volk im Kreise gelagert ist, Amor in der Reihe, der seine Fackel ausbläs't und als glimmende Kerze herumwandern läßt; wie eines sie dem andern eilig in die Hände drückt, bis sie den Dichter erreicht; wie sie da plötzlich, als sein Finger sie berührt, hell aufflammt, ihm Augen und Gesicht versengt, die Brust in Flammen setzt und fast über seinem Haupte zusammenschlägt; wie er löschen will, und zupatscht, dadurch aber den Fuchs, statt ihn zu tödten, erst recht lebendig macht. Man überschätzt sicher das Gedicht nicht, wenn man es zu Goethe's allergelungensten kleineren Productionen rechnet. Mit ihm wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig und aus einem ähnlichen Anlasse entstanden ist das Gedicht „Blinde Kuh", ebenfalls eines seiner anmuthigsten Lieder. Vielleicht ist „die liebliche

*) Herder's Stimmen der Völker in Liedern, Buch V. 23.

Thereſe" deſſelben mit der „Dorilis" des vorigen eine und die nämliche Perſon.

Zu dieſen kleinen Herzensangelegenheiten und jenen vielſeitigen Studien, die Goethe's Gemüth in dem gewohnten Gange des Lebens ſchon genugſam in Schwingung erhielten, geſellte ſich ſchon im Mai 1770 ein außerordentliches Ereigniß, wodurch Stadt und Gegend auf einige Tage in die lebhafteſte Bewegung verſetzt, und ein neues Gährungselement in ſein Inneres gelegt wurde. Marie Antoinette von Oeſtreich, zur Königin von Frankreich auserſehen, ſollte ihren Weg nach Paris über Straßburg nehmen. Zu ihrem Empfange und zur Uebergabe in die Hände der Abgeſandten ihres Gemahles hatte man auf einer Rheininſel zwiſchen den beiden Brücken ein Gebäude aufgerichtet mit einem großen Hauptſaale in der Mitte und einer Reihe von Nebenſälen zu beiden Seiten. In den letzteren ſah Goethe zum erſten Male ein Exemplar jener nach Raphael's Cartonen gewirkten Teppiche, „und dieſer Anblick," erzählt er ſelbſt, „war für mich von ganz entſchiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Maſſe kennen lernte. Ich ging und kam, und kam und ging, und konnte mich nicht ſatt ſehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich ſo außerordentlich anſprach, auch gern begriffen hätte." Um ſo mehr fühlte er ſich aber durch die nach Gemälden neuerer Franzoſen gewirkten Hautelliſſen des Hauptſaales abgeſtoßen. Der Gegenſtand dieſer Bilder war die Geſchichte von Jaſon, Medea und Kreuſa, alſo ein Beiſpiel der unglückſeligſten Heirath. Voll Entrüſtung ſprach er ſich gegen ſeine

Begleiter über dieß Verbrechen gegen Geschmack und Gefühl aus, daß man einer jungen Königin beim ersten Schritte in ihr Land das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die je vollzogen worden, so unbesonnen vor's Auge führe; und als bald nachher auf die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin in der Hauptstadt die Schreckenspost folgte, es sey bei einem festlichen Feuerwerke in einer durch Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, traten jene Bilder des Hauptsaales in ihrer ganzen Gräßlichkeit wieder vor seine Seele, und erschienen ihm als unheilverkündende Gespenster.

Diese Staatsbegebenheit sollte unserm Dichter auch Veranlassung geben, sich in der französischen Poesie zu versuchen.*) Man hatte vor Ankunft der Königin die Anordnung getroffen, daß sich keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Dieß brachte Goethe auf den

*) Wir erinnern hierbei an jenen frühen Versuch Goethe's in englischen Versen (s. oben S. 149) und an die französischen, englischen und italienischen Gedichte, die er in Leipzig an Schlosser richtete. Es ist auffallend, daß bei der Geschichte seiner Erziehung nicht auch irgendwo Uebungen in lateinischen Versen erwähnt werden, da er das Lateinische so früh zu handhaben wußte, und so viel Metrisches las. Von der Nachahmung des Terenz (S. 79) wissen wir nicht einmal, ob sie lateinisch, viel weniger, ob sie versificirt war. Das Erstere ist nach dem Zusammenhange, in dem Goethe ihrer gedenkt, nicht unwahrscheinlich; er erwähnt ihrer vergleichungsweise bei dem französischen Drama, das er nach den Mustern von Piron versuchte.

Gedanken, in einem franzöſiſchen Gedichte die Ankunft Chriſti, der beſonders der Gebrechlichen wegen auf der Erde wandelte, mit dem Einzuge der Königin zu vergleichen, welche die Unglücklichen verſcheuchte. Seine Freunde ließen das Product gelten: ein Franzoſe dagegen kritiſirte es um ſo unbarmherziger in ſprachlicher und metriſcher Beziehung, und ſchreckte ihn dadurch für immer von ähnlichen Verſuchen ab. Goethe hielt das Gedicht für verloren; im Jahre 1841 aber hat Freimund Pfeiffer in ſeinem Buche „Goethe's Friederike" folgende Verſe als das in der Selbſtbiographie angedeutete Gedicht veröffentlicht:

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre,
Pour bénir les mortels comblés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisants sur leurs grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décreter
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O moeurs!

Boas hat die Verſe, ohne irgend einen Zweifel an der Authenticität, in ſeine Nachträge zu Goethe's Werken aufgenommen. *) Indeß müſſen ſchon manche äußere Gründe

*) Auch A. Schöll (a. a. O. S. 67) ſcheint keinen Zweifel in die Aechtheit derſelben zu ſetzen.

Bedenken gegen sie erregen. In Pfeiffer's Buche bilden sie einen Theil eines Gespräches („Straßburger Societäten"), welches augenscheinlich erfunden ist. Auch gibt Pfeiffer nirgendwo ausdrücklich das Stück als authentisch, noch viel weniger sagt er, wie er zu einem so interessanten Funde gekommen. Wir überlassen es dem Leser, zu beurtheilen, ob nicht auch innere Gründe gegen die Aechtheit sprechen.*)

Nachdem jener gewaltige „Hof- und Prachtstrom" nunmehr vorübergerauscht war, der in Goethe keine andere Sehnsucht als nach den von ihm fast angebeteten Raphael'schen Teppichen zurückließ, gab er sich wieder seinem gewohnten

*) Pfeiffer macht zu V. 2 die Anmerkung: „Die Worte comblés de misère möchte ein kritischer Franzose mit Recht tadeln, einmal wegen der mangelnden Sylbe, dann weil comblé nur im guten Sinne gebraucht wird: comblé de bienfaits, de faveurs, de joie." Indem so Pfeiffer als Commentator sich geriert, weis't er allerdings indirect eine Unterschiebung des Gedichtes ab. Aber mir scheint die Anmerkung selbst den Verdacht zu bestärken. Goethe spricht von metrischen Mängeln, die man nicht mit Unrecht an seinen Versen getadelt, es war also nöthig, wenn man sie reproduciren wollte, Einen Vers wenigstens fehlerhaft zu bauen; und da däucht mir das comblés nicht gerade glücklich gewählt, weil der Verstoß (der Mangel einer Sylbe) zu bedeutend für Goethe war, der so unzählige Alexandriner gelesen, declamirt und auch selbst gemacht hatte, und weil das sprachlich richtigere accablés ihm so nahe liegen mußte. Im Ganzen aber muß man die Mystification, wenn sie wirklich obwaltet, als eine nicht ungeschickte anerkennen.

behaglichen Universitäts- und Gesellschaftsgange hin. Das Universitätsleben konnte, je nachdem es sich gestaltete, für Goethe's Gemüthsentwickelung einen großen Werth haben; es konnte von dem Nachtheile, daß er nicht in Elementarschule und Gymnasium unter dem Treiben und Reiben einer Masse gleichalteriger Knaben herangewachsen war, Manches noch nachträglich ausgleichen. Aber in dieser Hinsicht war Leipzig gerade die ungeeignetste aller deutschen Akademieen, die er hätte beziehen können; die Studentenschaft verlor sich hier gänzlich in das allgemeine gesellige Leben, weßhalb wir unsern jungen Studiosus dort fast nur mit älteren Personen, mit Frauen und Familien verkehren sahen. Etwas besser stellten sich für ihn die Verhältnisse zu Straßburg, wo die Studirenden schon bei Weitem mehr eine Genossenschaft darstellten, und das akademische Jugendleben sich charakteristischer ausprägte. Doch wirkte dieses auch hier nicht mit seiner vollen Kraft auf ihn ein; dafür hatte sich seine eigenthümliche Richtung schon zu entschieden ausgebildet. Er sonderte sich auch hier von dem großen Ganzen ab. „Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademieen so viel Unheil anstiften," — so schildert er selbst seinen Umgangskreis — „stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber nicht in dieselbe sich eindrängen konnte." Wie Goethe zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft stand, blickt aus der Darstellung seines damaligen Lebens in „Wahrheit und Dichtung" deutlich genug hervor: den bejahrten Männern begegnete er mit der Rücksicht und Pietät, die ihm gegen solche eigen waren, und sie behandelten ihn

hinwieder mit Achtung und Liebe; die Gleichalterigen und Jüngeren beherrſchte er durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, ſo daß er im Ganzen doch wieder ähnlich, wie in den Knabenjahren, zu ſeiner Umgebung ſtand.

Der „allgemeine Pädagog" der geſchloſſenen Geſellſchaft war ihr Tiſchpräſident, der Actuarius Salzmann. Durch Verſtand, rechtzeitige Nachſicht und die Würde, die er bei allen Scherzen zu bewahren wußte, behauptete er ſeine Autorität und verhütete oder vermittelte Händel und Streitigkeiten, wie ſie unter jüngeren Leuten leicht vorkommen. Goethe nahm ihn ſogar im Aeußern zum Vorbilde, um als ſein häufiger Begleiter in Familienkreiſen ihm jede Verlegenheit zu erſparen. Auf ſeinen Wunſch übte er ſich auch wieder im Kartenſpiele, damit er mit ſeinem Mentor und Freunde die meiſten Abende in den beſten Cirkeln zubringen könnte. Das alte Piquet, das ſeit der Zeit, wo er Frau Böhme nicht mehr beſuchte, eingeſchlafen war, wurde auf's Neue hervorgeſucht; Whiſt ward gelernt und nach Salzmann's Anleitung ein Spielbeutel angelegt, der unter allen Umſtänden unantaſtbar ſeyn ſollte. In dieſe Zeit gehört wahrſcheinlich ein Brief von Goethe, wovon ſich ein Concept-Fragment ohne Datum und Adreſſe gefunden hat. Er war vermuthlich an ſeinen Freund Trapp in Worms gerichtet, *) und behandelt unter Anderm die Frage,

*) An einer Stelle des Briefes heißt es: „Eine Frau? Und ich ſoll Ihnen rathen, lieber T.?" und an einer andern iſt ſein Wohnort abbrevirt durch W. angedeutet. Außerdem fand ſich dabei ein anderes Briefconcept verwandten Inhaltes mit der Ueberſchrift: „An Herrn Trapp." S. A. Schöll, Briefe und Aufſätze von Goethe. Weimar 1846.

die Goethe'n in ſeinen jungen Tagen eine Zeit lang zu ſchaffen gemacht hat, ob das Spielen erlaubt ſey oder nicht. Der Leſer wird, zur Vergleichung mit dem, was Goethe in Wahrheit und Dichtung über das Spielen ſagt, die auf daſſelbe bezügliche Stelle jenes Briefs nicht ungern an dieſem Orte finden: „Mit dem Spielen iſt es ſo eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, ſo ſpielen Sie nicht. Warum wollten Sie thöricht ſeyn und Ihr Gewiſſen, anderen Leuten zu Gefallen, beſchweren? Aber ich wünſchte nicht, daß Sie eine Religionsſache daraus machten und ſagten: Ich thu' es nicht, weil ich's für Sünde halte. Und noch weniger wünſchte ich, daß Sie Jemanden, der gern ſpielt, abhalten, und den Leuten beweiſen wollten, es ſey Sünde. Wer ſpielen will, den laſſen Sie ſpielen; aber Sie, laſſen Sie's ſeyn. Wenn man Sie nöthigt, ſo ſagen Sie: Ich ſpiele nicht. Wenn man fragt: warum? ſo ſagen Sie: Weil ich keinen Gefallen daran habe. Sagen die Leute: Das iſt Grille! ſo antworten Sie mit jenem großen Philoſophen: Gut, es ſey Grille; habt Ihr etwa keine? Und wenn man Sie fragt: Was halten Sie von dem Spiele? ſo können Sie ſagen: Ich ſpiele nicht. Was ich davon halte, kann ſehr einerlei ſeyn; meine Meinung wird zur Entſcheidung des Streites nichts beitragen. Und ſo helfen Sie ſich durch, wenn Sie können. Denn es iſt aus tauſend Urſachen gut, gewiſſe Kleinigkeiten nicht nach den Grundſätzen der Religion, beſonders öffentlich, zu beurtheilen." — Man ſieht, wie ſchon damals unſer junger Lebensphiloſoph die ſpäter ausgeſprochene Maxime bethätigte: „Sehe Jeder, wie er's treibe!"

Ohne jenen steten Verkehr mit Salzmann und zahlreichen feineren Familiencirkeln würde ohne Zweifel jetzt schon bei unserm jungen Freunde die Epoche genialer Extravaganzen eingetreten seyn, wie sie kräftige Naturen in der Regel einmal durchleben müssen, und die auch bei Goethe nicht ausblieb, nur daß sie später, als gewöhnlich, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Weimar, ihren Höhepunct erreichte. Zum ersten Male in seinem Leben regte sich jetzt in Straßburg, wie er selbst gesteht, übermüthiges Kraftgefühl, eine sprudelnde Lebenslust, die aber noch gebunden blieben, weil ihn in dem geschlossenen Kreise seiner Gesellen das Treiben der größern Masse der akademischen Jugend wenig berührte, und die Bekanntschaft mit Familien ihm mancherlei Rücksichten auferlegte. Für eine Zeit lang kam auch noch ein eigenthümlicher Zwang hinzu, der ihn zu einem ruhigen und gesitteten Erscheinen nöthigte. Sein Straßburger Friseur hatte ihm, so schön auch sein Haar war, die Ueberzeugung beigebracht, daß er sich, statt der unmodisch geschnittenen Haare, auf eine kurze Zeit eine Perrücke gefallen lassen müsse, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Die Haartour war so glücklich gewählt, daß Niemand den falschen Schmuck erkannte, und Goethe für den bestbehaarten und bestfrisirten jungen Mann galt. Indem er nun unter diesen Umständen sich gegen jede Erhitzung und heftige Bewegung verwahren mußte, gewöhnte er sich an ein gemessenes äußeres Benehmen; und so sah man den Jüngling, dessen feurige Lebenslust sich gern in einem tobenden Wesen Luft gemacht hätte, gleich seinem alternden Begleiter, den Hut

unterm Arme, und folglich auch in Schuh und Strümpfen ernst einherschreiten. Er suchte sich aber für die versagte körperliche Bewegung durch desto lebhaftere und leidenschaftlichere, gesellige Gespräche zu entschädigen, so daß der äußere Zwang ihm für seine Geistes- und Gemüthsentwickelung zum Vortheile gedieh.

Ein Muster von Ordnung und Sauberkeit in der Kleidung wie in der ganzen Umgebung hatte er, außer Salzmann, noch an seinem Freunde Lerse, ebenfalls einem Tischgenossen. Obwohl dieser, wegen Beschränktheit seines Einkommens, immer in denselben Kleidern erschien, so trug er sich doch am reinlichsten von allen Studirenden aus der Gesellschaft. Treuherzig, rechtlich, unparteiisch und gewandt in der Führung seines Rapiers, spielte er die Rolle eines Schieds- und Kampfrichters bei den Händeln, die, wiewohl selten, unter den jüngeren Tischgenossen vorfielen. Goethe nahm mit Anderen Unterricht im Fechten bei ihm, und verdankte ihm manche in froher und kräftigender Bewegung verbrachte Stunde. Er scheint jedoch über ihn, wie über die Anderen, eine gewisse Superiorität behauptet zu haben, was schon aus dem Geständnisse hervorblickt, daß er, um ihrer Freundschaft ein Denkmal zu setzen, im Götz von Berlichingen der wackern Figur, „die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren wisse," den Namen Lerse gegeben.

Auf Spaziergängen schloß sich Goethe auch nicht selten jenem pensionirten Ludwigsritter an, der gleichfalls zu der Tischgesellschaft gehörte. Er war ein Sonderling, wie Behrisch, wenn gleich in anderer Weise, und mag eben dadurch

unſern jungen Freund angezogen haben, den frühe ſchon alle pſychologiſchen Seltſamkeiten lebhaft reizten. Uebrigens ließ er ſich durch ihn auch über allerlei ſtädtiſche Angelegenheiten und Vorfälle unterrichten, womit der Ludwigsritter vollkommen vertraut war. Auf die Dauer fühlte ſich aber Goethe durch ſeine Erzählungen und Urtheile mehr beunruhigt und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt, ein Räthſel, welches ſich ihm ſpäter durch die Einſicht löſ'te, daß jener Mann, der bei entſchiedener Luſt zum Nachdenken kein Geſchick zum Denken beſaß, zu den Unzähligen gehörte, denen das Leben keine Reſultate gibt, und die ſich daher, vor wie nach, im Einzelnen abmühen.

Goethe's Tiſchgeſellſchaft war allmählig auf etwa zwanzig Perſonen angewachſen, als ſie noch durch ein neues intereſſantes Mitglied vermehrt wurde. Es war Jung Stilling, der uns in ſeinem Buche, „Heinrich Stilling's Wanderſchaft" ſein erſtes Zuſammentreffen mit Goethe berichtet hat. Stilling und ſein Begleiter, ein Herr Trooſt, hatten ſich das erſte Mal zum Mittagstiſche zeitig eingefunden, und ſahen nun Einen nach dem Anderen der Tiſchgenoſſen eintreten. Unter ihnen erregte beſonders „Einer mit hellen, großen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönem Wuchſe," der muthig in's Zimmer hereinſchritt, ihre Aufmerkſamkeit. Trooſt äußerte ſogleich gegen Stilling, das müſſe ein ausgezeichneter Menſch ſeyn. Stilling ſtimmte ihm bei; nur meinte er, daß ſie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn, nach ſeinem freien Weſen, für einen wilden Geſellen hielt. Aus dem Geſpräche hatte ſich unterdeß ergeben, daß der ausge-

zeichnete Mensch Herr Goethe genannt wurde. Die Gesellschaft schien den beiden Ankömmlingen der Art zu seyn, daß sie wohl thäten, vorläufig vierzehn Tage lang sich ganz schweigend gegen sie zu verhalten. Es kümmerte sich auch Niemand sonderlich um sie, außer daß Goethe zuweilen, wie Stilling sagt, „seine Augen herüberwälzte." — „Er saß gegen Stilling über," heißt es in dessen Erzählung weiter, „und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, und Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einige Mal aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand kehrte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen, daß Herr Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perrücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde. Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sey! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Seit dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte

sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Es kann nicht auffallend seyn, daß der Freund des Fräuleins von Klettenberg, der für die „Stillen im Lande" eine so große Theilnahme gezeigt hatte, sich eines Menschen, wie Jung, gegen rauhe Angriffe nüchterner Verstandesmenschen annahm. Jung war in Gegenden aufgewachsen, wo der Pietismus und Mysticismus in den untersten Volksclassen seit längerer Zeit sich festgesetzt hatte, wie er denn noch bis auf den heutigen Tag dort seine Popularität nicht verloren hat. Im Bergischen, in Ronsdorf, hatte Elia Eller das neue Jerusalem bauen wollen, in Elberfeld und Solingen hatte der Handwerksgeselle Hochmann enthusiastisch gelehrt, und als ein noch beredterer Prediger war der Schuster Rock im Siegen'schen und Nassauischen umhergezogen und hatte die Secte der Inspirirten gestiftet. Unter der Nachwirkung der Lehren solcher Männer war Jung herangewachsen; „seine Familie war ganz von diesem Geiste angesteckt, sein Onkel grübelte über der Quadratur des Cirkels, sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher war ein Alchymist, sein Vater hatte viel mit frommen Leuten, und er selbst in früher Jugend mit Paracelsisten und Böhmianern zu thun." *) Wir wissen, welche Antecedentien in Goethe's Leben für den Verkehr mit einem solchen Manne sprachen. Die Lectüre von Volksbüchern und Homer's Werken, deren Sagen und Mythen

*) Gervinus V, 268.

Stilling gläubig, wie die Bibel, aufgenommen, und das einsame Schwärmen in einer schönen Natur hatten in dem sinnigen und phantasievollen Knaben und Jüngling eine durchaus ungekünstelte Sentimentalität entwickelt, und seine Entfernung von der Welt ihm eine kindlich reine Sittlichkeit bewahrt, welches beides unsern Goethe um so stärker zu ihm hinziehen mußte, je mehr es mit den Eigenschaften der Mehrzahl seiner Umgebung contrastiren mochte. Auch Jung's „unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe in jeder Noth" fand in Goethe's Brust einen tiefen Anklang. „Wer nicht wie Elieser," schrieb dieser damals an seinen Freund Trapp, „mit völliger Resignation in *seines* Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen." Dann ist auch das noch in Betracht zu ziehen, daß Goethe, aus dunklem Triebe oder mit Bewußtseyn, sogar sehr divergirende Naturen aufsuchte, um sich vor Einseitigkeit zu schützen; und so hielt er auch vielleicht Stilling um so wärmer fest, als er selbst sich mit jedem Tage stärker nach einer andern Seite hingezogen fühlen mochte. Besonders erfreute ihn Stilling's naive Redseligkeit, die er entfaltete, wenn er sich Wohlmeinenden gegenüber befand. Seine Lebensgeschichte wußte er so anmuthig und mit so deutlicher Vergegenwärtigung aller Zustände zu erzählen, daß Goethe ihn antrieb sie aufzuschreiben. Sie erschien 1778, und ein Kritiker, der Jung's Richtung sicher nicht gut heißt, urtheilt über sie, sie stelle Alles, was wir Empfindsames in unserer Literatur besitzen, in tiefen

Schatten, und wer sie nicht mit Antheil und Rührung lese, müsse unter die ärgsten ästhetischen Nicolaiten gehören. *)

Ganz analog mit dieser herzlichen Anhänglichkeit an Jung-Stilling, die in Goethe's Innerm neben der Freundschaft mit rationalistisch gesinnten Männern Platz hatte, finden wir in den mehrmals genannten Ephemeriden aus dieser Zeit neben Andeutungen von einem verständigen besonnenen Reflectiren Spuren von religiöser und theologischer Mystik, sowohl jener positivern, welche ihn zu Leipzig durch seinen Freund Langer so wohlthätig angesprochen hatte, als der überschwänglichen, die ihn sodann in Frankfurt aus der „schönen Seele" anwehte. So verräth eine Notiz, daß er damals die innigen Ergießungen des Thomas a Kempis las, eine andere, daß er dem Mystiker Tauler Aufmerksamkeit widmete. Weiter finden sich zwei Schriften christlich begeisterter Männer angemerkt: „Jean de Bernieres Louvigni, das verborgene Leben mit Christo in Gott," und „Petri Poiret drei Bücher von der gründlichen, oberflächlichen und falschen Gelehrsamkeit." Eine literarhistorische Notiz berührt den ältern Theosophen Agrippa von Nettesheim, aus dem er wohl seine Kenntniß der Magie zu erweitern suchte. Denselben Zweck hatte er ohne Zweifel bei dem fortgesetzten Studium des Kabbalisten Theophrastus Paracelsus, aus dessen Tractaten Mancherlei in dem Tagebuche aufgezeichnet ist. — Aus Cicero (De Divin. I.) hat er sich die Stelle angemerkt: „Und da Alles durchdrungen und erfüllt ist von ewigem Sinne und göttlicher Vernunft, werden nothwendig

*) Gervinus V, 269.

die Geister der Menschen von der Verwandtschaft göttlicher Geister bewegt." An einer andern Stelle nimmt er sich des tiefsinnigen Giordano Bruno gegen Bayle an: *) „Ich

*) Goethe hat diese Anmerkung französisch geschrieben. Wir lassen sie als Beweisstück von dem Grade seiner Fähigkeit in der Handhabung dieser Sprache hier im Original folgen:

„Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne prétende pas d'excuser cet homme paradoxe.

L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è in tutto, e per tutto, anzi è l'istesso Ubique. E che cossi la infinita dimenzione, per non esser magnitudine, coincide coll' individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unità. (Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la causa, Principio e Uno.)

Ce passage mériterait une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage obscur et contraire à nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage où il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profondes et peut-être fécondes pour un observateur judicieux.

Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui parait sur la superficie de la substance. (Dial. V. p. 137)."

stimme mit Bayle über Jordanus Brunus nicht überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will." „Das Eine, sagt Bruno (im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Princip und dem Einen), das Unendliche, das Seyende und das, was in Allem ist und durch Alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum; wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit." „Diese Stelle verdient eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wäre, als Bayle's Gerede. Es ist leichter, eine Stelle für dunkel und unseren Vgriffen zuwiderlaufend ausgeben, als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dieß gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Brunus sich lustig macht, der ich nicht durchaus beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, die ich aber wenigstens tiefsinnig und für einen Urtheilsfähigen fruchtbar glaube. Ich bitte, sagte Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Seyn mache keinesweges, daß es viele Dinge gibt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz."

Wie sich hier die Hinneigung zu einem philosophischen Pantheismus, wenn gleich mit unbestimmt gelassener Grenze der Zustimmung, kund gibt, so spricht sich Goethe in einer andern Stelle der Ephemeriden für die kosmische Emanationstheorie aus. Es geschieht dieß in einer lateinischen Anmerkung zu einem wohl eben gelesenen Capitel der antiqua-

rischen Bibliographie von Fabricius (Ad Fabric. Bibliogr. antiq. p. 231 et seq.): *) „Getrennt über Gott und Natur abhandeln," schreibt er, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn

*) Das Lateinische lautet: „Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus. Hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere. Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostrae sententiae refragatur, cujus tamen dicta ab unoquoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiae, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectae rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectae, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinae huic purissimae iniquissimum fratrem natum esse." — Befremdend ist hier die Verurtheilung des Spinozismus, dem er kaum drei Jahre später sich so entschieden zuwenden sollte. Allein mit Recht bemerkt A. Schöll (dem wir, was hier ein für allemal bemerkt sey, in den Bemerkungen zu den Tagebuchnotizen oft wörtlich folgen): „Die Verwerfung des Spinozismus vor der Bekanntschaft mit ihm selbst ist natürlich nur auf Eindrücke fremder Urtheile gegründet. Und was Goethe nach der Bekanntschaft — außer dem mächtigen Eindrucke von der Charakterhöhe des Weisen — gewann, war weder ein

und auf das Gefühl der idealischen stillen Größe. Er hat Recht. Genies werden dadurch unendlich erhaben, und kleine Geister wenigstens etwas, die sonst, wenn sie mit einem Feuer, das sie nicht haben, ihre Manier beleben wollen, dem Hanswurste gleich sind, der die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit üblem Succeß nachäfft." Andererseits aber begann sich hier frühe die Neigung für charakteristische Kunst, für Wahrheit und Kraft der Empfindung, für Reichthum und Fülle der Phantasie zu regen, die nach dem Bekanntwerden mit Herder sich rasch zum Extrem steigerte, kurz nachher im Erwin einen kräftigen Ausdruck fand, und im Götz von Berlichingen sich in Franzens Worten so prägnant ausspricht: „So fühle ich denn, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" Von seiner wachsenden Abneigung gegen ein abstractes Brüten über dem Begriffe der Schönheit zeugt eine schöne Stelle in einem Briefe an Hetzler den Jüngern vom 14. Juli 1770: „Wenn ich Ihnen rathen darf, so werden Sie mehr Vortheil finden, zu suchen, wo Schönheit seyn möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traume, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht. Mendelssohn und Andere, deren Schüler unser Herr Rector ist, haben versucht, die Schönheit, wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Beobachter festzustecken; doch es ist nicht anders damit als mit dem Schmetterlingsfange, das arme Thier zittert

im Netze, ſtreift ſich die ſchönſten Farben ab, und wenn man es ja unverſehrt erwiſcht, ſo ſteckt es doch endlich ſteif und leblos da; der Leichnam iſt nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptſtück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein ſehr hauptſächliches Hauptſtück: das Leben, der Geiſt, der Alles ſchön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen ſich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu ſehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und laſſen Sie mir die freudenfeindliche Erfahrungsſucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten."

Mit dem Umſchwunge der äſthetiſchen Anſichten Goethe's hing ſeine jetzt erwachende Vorliebe für die gothiſche Baukunſt auf's Engſte zuſammen. Er war unter Tadlern derſelben aufgewachſen, und ohne Zweifel hatte Oeſer's Lehre ſeine Abneigung gegen ſie genährt. Auch waren ihm früher nur geiſtloſe Werke dieſes Styls, ohne gute Geſammtverhältniſſe, mit überladenen, verworrenen Zierrathen zu Geſichte gekommen, an denen er unmöglich ſeine Vorurtheile hätte berichtigen können. Vor dem Münſter von Straßburg ward er von ihnen befreit. Er hatte bald das ſchöne Verhältniß der Hauptabtheilungen des herrlichen Gebäudes, und die eben ſo ſinnige als reiche Verzierung erkannt; nun ward ihm auch noch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander klar, „die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger, aber doch an Geſtalt höchſt abwechſelnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatte bis zum Zacken." Er ward nicht müde zu

betrachten, zu meſſen, zu zeichnen, das Vorhandene zu ſtudiren, das Unvollendete in Gedanken oder auf dem Blatte zu ergänzen; und je mehr er ſich bemühte, je höher wuchs ſein Erſtaunen, ſeine Anhänglichkeit. Der Gedanke, daß ein ſolches Meiſterwerk der Architektur an alter deutſcher Stätte, in ächt deutſcher Zeit von einem deutſchen Meiſter in's Daſeyn gerufen worden, erregte ſeinen patriotiſchen Stolz, und er beſchloß die Benennung gothiſche Bauart in deutſche Bauart umzuändern und die herrliche Kunſt ſeiner Nation zu vindiciren.

Ueber ſo ernſten Studien und Betrachtungen verſäumte der lebensfrohe Jüngling, wie wir ſchon wiſſen, keineswegs die flüchtigen Blumen der Freude zu pflücken, welche der Tag, die Stunde boten. Indem er an Sonn- und Werktagen in den Vergnügungsorten der Umgebung herumſchlenderte, wo ſich mancher fröhliche Haufen zur Muſik im Kreiſe drehte, regte ſich nach langer Zwiſchenzeit wieder die Tanzluſt in ſeinen Gliedern, die ſeit der Begebenheit mit Gretchen gänzlich geſchlummert hatte. Um aber ſowohl bei den Privatbällen auf den Landhäuſern, als bei den in Ausſicht ſtehenden Redouten des künftigen Winters mit Ehren auf dem Plane zu erſcheinen, nahm er Unterricht bei einem Tanzmeiſter, der ihm als geſchickt gerühmt wurde. Hier kam ihm der Tanzunterricht, den er früh als Knabe von ſeinem Vater erhalten hatte, gut zu ſtatten; und er machte um ſo raſchere Fortſchritte, als der Tanzmeiſter zwei hübſche und junge Töchter hatte, die als Moitié auch einen ungeſchickten Scholaren hätten fortbringen können. Goethe faßte zu der jüngern Schweſter, Emilie, eine lebhafte Neigung, gegen deren Erwiederung ſie ankämpfte,

weil ſie bereits an einen Entfernten Herz und Hand verſagt hatte. Die ältere, Lucinde, ward von der heftigſten Liebe für Goethe und von glühender Eiferſucht gegen die von ihm begünſtigte Schweſter ergriffen. Es gab leidenſchaftliche Scenen, welche damit ſchloſſen, daß Lucinde bei Goethe's letztem Beſuche mit beiden Händen in ſeine Locken fuhr, ſein Geſicht an das ihre drückte, und unter wiederholten Küſſen ausrief: „Nun fürchte meine Verwünſchung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erſten Male nach mir dieſe Lippen küßt!“

Dreizehntes Capitel.

Beſuch in Seſenheim. Friederike Brion. Erſter Brief an Friederike. Beſuch in den Weihnachtferien 1770. Gedichte an Friederike. Beſuch in den Pfingſtferien 1771. Briefe an Salzmann. Reiſe nach Saarbrück. Fernerer Verkehr mit Seſenheim. Friederike in Straßburg. Seſenheimer Liederbüchlein. Ueberſetzung des Oſſian für Friederike. Die neue Meluſine.

So beneidenswerth das bisherige Leben unſeres Freundes in Straßburg in mancher Hinſicht auch ſeyn mochte, Eines fehlte ihm doch noch zum tiefen, innigen Genuſſe ſeines Daſeyns. „Ich habe niemals,“ ſchrieb er am 14. October 1770, an eine frühere Geliebte, deren Namen in dem aufgefundenen

Briefconcept nur durch F.*)' („An Mamsell F.") angedeute ist, „ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sey: vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzt, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte, muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zum Denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen, wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

Dann heißt es weiter: „Sie sollten wohl nicht rathen wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende

*) Wahrscheinlich Franzisca (s. A. Schöll a. a. O. S. 49 u. 55). So läßt das auf demselben Blatte befindliche Concept eines Briefes vom folgenden Sommer vermuthen, der an ein „Fränzchen" gerichtet ist.

zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Diese vertraute Herzensergießung ist die erste Hindeutung auf jenes Verhältniß unseres Freundes zu Friederike von Sesenheim, wodurch erst das Maß seines Glückes voll wurde. Die Umwandlung, die es auf einmal in seinem Gemüthsleben hervorbrachte, spiegelt sich schon deutlich in jedem Worte des eben angeführten tief empfundenen Briefes ab. Inniger beglückt mag er wohl nie in seinem Leben gewesen seyn, als in der allerersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike Brion. Schade nur, daß der reine Himmelsglanz dieser Seligkeit so bald von heraufziehenden Wolken getrübt werden mußte.

Unsere Biographie wird sich wohl hüten, mit Wahrheit und Dichtung in der Darstellung dieser reizendsten aller Liebesidyllen zu wetteifern. Zu dem Gefühle der Vergeblichkeit eines solchen Bemühens gesellt sich indeß beruhigend der Gedanke, daß unsere Aufgabe auch eine ganz andere ist. Hier gilt es vielmehr, die Wahrheit aus der verklärenden Hülle der Dichtung herauszusondern, die ursprüngliche Gestalt, die sich, den entoptischen Erscheinungen ähnlich, im Spiegel der Poesie zu einem so entzückenden Bilde entzündet hat, zur Darstellung zu bringen. Viele werden dieses Geschäft undankbar, unnütz, ja tadelnswerth nennen. Aber der Biograph, der jenes

Liebesverhältniß als ein Moment in der innern Entwickelung Goethe's zu betrachten hat, kann nicht umhin, es von den Zuthaten der dichtenden Einbildungskraft zu befreien, und wer daraus Nachtheil für das vom Dichtergeiste reflectirte Bild befürchtet, der übersieht, daß alle ächte Poesie, und somit auch jenes unvergleichliche idyllische Liebesgemälde bei jeder neuen Lectüre sich den Glauben des Lesers auf's Neue erzwingt.

Aus dem oben angeführten Briefe ergibt sich, daß es in der ersten Hälfte des Octobers 1770*) gewesen seyn muß, als Goethe, auf seines Freundes Weyland Zureden, mit diesem einen gastfreien Landprediger besuchte, der zu Sesenheim, unfern des sechs Stunden von Straßburg gelegenen Drusenheim, im Besitze einer guten Pfarre lebte. Der Prediger Johann Jakob Brion und seine als Muster einer tüchtigen, einsichtsvollen Hausfrau geschilderte Gattin, Maria Magdalena, geb. Schöll leben noch jetzt in der dortigen Gegend in gesegnetem Andenken fort. Er war Vater von vier Töchtern und einem Sohne. Die älteste Tochter war frühe gestorben, die zweite, Maria Salome, heißt bei Goethe Olivia; der vierten, Sophie genannt, die damals ein Mädchen von etwa sieben Jahren seyn mochte, erwähnt er gar nicht. Dem Sohne hat er, wie der zweiten Tochter, einen

*) Nicht im Frühsommer 1770, wie ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten vermuthete, eine Annahme, auf die mich manche Andeutungen in Goethe's eigener Erzählung und besonders das Gedicht „Erwache Friederike" (s. im Commentar I. S. 98 ff.), führten.

Namen aus Goldsmith's Landpriester von Wakefield geliehen, er nennt ihn Moses. Gerade die frischen Erinnerungen aus dieser Dichtung, mit welcher ihn so eben Herder bekannt gemacht, waren es, was über die ganze Familie des Landpredigers Brion einen poetischen Reiz in den Augen Goethe's verbreitete. Der mächtigste Magnet aber, der ihn mit unwiderstehlichem Zauber zu ihr hinzog, war die dritte Tochter Friederike, ein anmuthreiches Mädchen von etwa sechszehn Jahren.

Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter,
Lag auf dem lieblichen Gesicht,

so heißt es von ihr in einem seiner Gedichte aus jener Zeit, und nach mehr als vierzig Jahren gab er folgende jugendwarme Schilderung ihres ersten Erscheinens: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blicke auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Zwei Tage verweilte Goethe, nach Wahrheit und Dichtung,

bei dem ersten Besuche im Kreise dieser zweiten Primross
Familie, eine kurze Zeit, aber reich und intensiv belebt „d
Wechselbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidun
metamorphosen, Ueberraschungen und Märchen," woran
Leser nur mit einem Worte erinnert zu werden braucht.
Eindruck, den diese Tage auf sein Gemüth gemacht, gibt
schon in dem oben mitgetheilten Briefe an eine frühere
liebte, und eben so deutlich in einem Briefe an Friederike
15. October in und zwischen den Zeilen zu erkennen. Es
der erste und, leider! der einzige uns erhaltene Brief
so lebhaft mit Friederike gepflogenen Correspondenz,*) n
halb wir ihn hier unverkürzt mittheilen:

Str.(aßburg) am 15. October (1770).

Liebe neue Freundin!

Ich zweifele nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich
anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so
mein Auge, im ersten Blicke, die Hoffnung zu dieser
Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich s
ren; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollte
mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen g
seyn?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine

*) Die „Briefe von Friederike Brion aus den Jahren
1771" in Freimund Pfeiffer's Buche „Goethe's Fried
offenbar unächt. Der Herausgeber hat sie augenschei
den in „Wahrheit und Dichtung" gegebenen Daten co

ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen seyn möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur seyn kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre.*) Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Discurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.**)

Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den

*) Weyland hatte, nachdem Goethe in der Laube zu Sesenheim die Erzählung seines Märchens „die neue Melusine" beendigt, das Zeichen zum Aufbruche gegeben, „weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen, und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünschte."

**) „Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte u. s. w." Wahrheit und Dichtung, Buch XI, im Anfange.

Moräſten; die Nacht brach herein,*) und es fehlte nichts, al
daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erſchien, ſi
um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefund
haben, von der Liebe und Treue unſerer Princeſſinnen vollkon
men überzeugt zu ſeyn.

Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, ſ
zu verlieren, beſtändig in der Hand trug,**) ein recht

*) Dieß ſtimmt nun freilich nicht recht zu der Erzählung in Wah
heit und Dichtung, wornach ſie „zeitig in Straßburg" zurü
geweſen wären. Nach dem obigen Briefe zu urtheilen, machten t
beiden Freunde dieſen erſten Ausflug nicht, wie Goethe in Wah
heit und Dichtung erzählt, zu Pferde, ſondern zu Fuße. Dara
deuten wenigſtens das Wegabkürzen, das Verirren in den Mor
ſten, die „Beſchwerlichkeiten der Reiſe", die Rolle, die Goethe a
dem Wege beſtändig in der Hand trug; und ſo war es natürli
daß ſie bei der vorgerückten Herbſtzeit nicht früh am Tage
Straßburg ankommen konnten. Ueberhaupt hat Goethe oh
Zweifel in Nebenumſtänden Mancherlei anders dargeſtellt, da
das Meiſte aus dämmernder Erinnerung niederſchrieb. So ſpri
auch der früher angeführte Brief vom 14. October von eine
Aufenthalte von „einigen Tagen" zu Seſenheim, während na
Wahrheit und Dichtung der erſte Beſuch nicht zwei ganze Ta
gedauert haben könnte.

**) Vielleicht der mit dem Seſenheimer Schulmeiſter angefertigte er
Entwurf eines neu zu erbauenden Pfarrhauſes, wornach er
der Stadt mit mehr Bequemlichkeit einen genauen Riß ausarb
ten wollte. Freilich hätte dann Goethe in Wahrheit und Di
tung dem zweiten Beſuche in Seſenheim zugetheilt, was bei
erſten geſchah.

Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir Anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sey ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sey ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo.*) Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können

*) „Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeiten derselben mehr als sonst." W. u. D. Buch XI, im Anfange.

bei dem erſten Beſuche im Kreiſe dieſer zweiten Primroſiſchen Familie, eine kurze Zeit, aber reich und intenſiv belebt „durch Wechſelbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphoſen, Ueberraſchungen und Märchen," woran der Leſer nur mit einem Worte erinnert zu werden braucht. Der Eindruck, den dieſe Tage auf ſein Gemüth gemacht, gibt ſich ſchon in dem oben mitgetheilten Briefe an eine frühere Geliebte, und eben ſo deutlich in einem Briefe an Friederike vom 15. October in und zwiſchen den Zeilen zu erkennen. Es iſt der erſte und, leider! der einzige uns erhaltene Brief jener ſo lebhaft mit Friederike gepflogenen Correſpondenz,*) weßhalb wir ihn hier unverkürzt mittheilen:

Str.(aßburg) am 15. October (1770).

Liebe neue Freundin!

Ich zweifele nicht, Sie ſo zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe, ſo fand mein Auge, im erſten Blicke, die Hoffnung zu dieſer neuen Freundſchaft in Ihrem, und für unſere Herzen wollt' ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo liebe, nicht wieder ein bischen günſtig ſeyn?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage;

*) Die „Briefe von Friederike Brion aus den Jahren 1770 und 1771" in Freimund Pfeiffer's Buche „Goethe's Friederike" ſind offenbar unächt. Der Herausgeber hat ſie augenſcheinlich nach den in „Wahrheit und Dichtung" gegebenen Daten componirt.

ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen seyn möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur seyn kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre.*) Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Discurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.**)

Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den

*) Weyland hatte, nachdem Goethe in der Laube zu Sesenheim die Erzählung seines Märchens „die neue Melusine" beendigt, das Zeichen zum Aufbruche gegeben, „weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen, und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünschte."

**) „Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte u. s. w." Wahrheit und Dichtung, Buch XI, im Anfange.

Moräſten; die Nacht brach herein,*) und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erſchien, ſich um etwas übereilt hätte, ſo würden wir alle Urſache gefunden haben, von der Liebe und Treue unſerer Princeſſinnen vollkommen überzeugt zu ſeyn.

Unterdeſſen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, ſie zu verlieren, beſtändig in der Hand trug,**) ein rechter

*) Dieß ſtimmt nun freilich nicht recht zu der Erzählung in Wahrheit und Dichtung, wornach ſie „zeitig in Straßburg" zurück geweſen wären. Nach dem obigen Briefe zu urtheilen, machten die beiden Freunde dieſen erſten Ausflug nicht, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, zu Pferde, ſondern zu Fuße. Darauf deuten wenigſtens das Wegabkürzen, das Verirren in den Moräſten, die „Beſchwerlichkeiten der Reiſe", die Rolle, die Goethe auf dem Wege beſtändig in der Hand trug; und ſo war es natürlich, daß ſie bei der vorgerückten Herbſtzeit nicht früh am Tage in Straßburg ankommen konnten. Ueberhaupt hat Goethe ohne Zweifel in Nebenumſtänden Mancherlei anders dargeſtellt, da er das Meiſte aus dämmernder Erinnerung niederſchrieb. So ſpricht auch der früher angeführte Brief vom 14. October von einem Aufenthalte von „einigen Tagen" zu Seſenheim, während nach Wahrheit und Dichtung der erſte Beſuch nicht zwei ganze Tage gedauert haben könnte.

**) Vielleicht der mit dem Seſenheimer Schulmeiſter angefertigte erſte Entwurf eines neu zu erbauenden Pfarrhauſes, wornach er in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit einen genauen Riß ausarbeiten wollte. Freilich hätte dann Goethe in Wahrheit und Dichtung dem zweiten Beſuche in Seſenheim zugetheilt, was beim erſten geſchah.

Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir Anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sey ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sey ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. *) Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können

*) „Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeiten derselben mehr als sonst." W. u. D. Buch XI, im Anfange.

oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Aeltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Um uns die Bewegung vorzustellen, in welche damals sein Inneres versetzt war, bemerken wir vorgreifend, daß eben in jene Zeit auch seine erste Bekanntschaft mit Herder fiel. Dieser entschieden geniale junge Mann, der, wie Vieles und Großes er später geleistet, damals noch bei Weitem mehr und Größeres versprach, der von den kühnsten Gedanken und Entwürfen, dem regsten Schaffensdrange glühte, ließ unsern Freund in sein reich bewegtes Geistesleben blicken. Einen so ebenbürtigen Geist, als Herder, hatte Goethe bis dahin noch nicht kennen gelernt, einen gleich kräftigen Anstoß noch von Keinem empfangen. Er mußte sich seinen Eindrücken um so williger hingeben, je mehr ihm Herder an Weite der Umsicht über das literarische Wesen überlegen war. Zu dieser mächtigen Anregung gesellte sich nun noch eine rasch entglühende Leidenschaft, so daß des Beglückenden fast zu viel auf ihn eindrang. Das Schlimmste war, daß sein körperlicher Zustand nicht immer gegen die Gewalt und Fülle dieser geistigen Eindrücke sich im Gleichgewichte erhielt. Er fühlte häufig nach Tische sich die Kehle wie zugeschnürt, ein Uebel, das er erst später los wurde, als er einem rothen Weine entsagte, den er in der Pension zu trinken pflegte.

Als er eines Tages, von diesem Leiden bedrängt und mißstimmt, dem Clinicum beiwohnte, schloß der Lehrer, der

seinen Zustand bemerkt haben mochte, den Vortrag mit der Aufforderung, die bevorstehenden kurzen Ferien zu erheiternden Excursionen in die schöne Umgegend zu benutzen. Goethe ließ sich das nicht umsonst gesagt seyn und bestellte sogleich ein Pferd, um noch desselben Tages nach Sesenheim zu reiten. Diesen Ausflug schildert ohne Zweifel das schöne Gedicht „Willkommen und Abschied“:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht! *)
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht; **)
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor, ***)
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr; †)

*) Wir geben hier die beiden ersten Strophen in ihrer ältesten Form (vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten I, S. 111 ff.).

**) „Leider verzogen sich die Anstalten (zur Abreise), und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich ritt, so überfiel mich doch die Nacht.“ Wahrheit und Dichtung, Buch XI, unsern des Anfanges.

***) „Der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen.“ Ebendaselbst.

†) „Die Nacht war windig und schauerlich.“ Ebendaselbst.

Wer kann es fühllos ſehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erſcheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Muſen ſchilt.
Erröthen und erblaſſen
Sieh ſein Geſicht;
Der Schlaf hat ihn verlaſſen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Haſt du verſäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch,
Du ſchönſte meiner Muſen,
Du — ſchlieſſt ja noch.

Aber jetzt hatte auch dieſe Liebe ſchon ihre Mittagshöhe erreicht. In den ſchäumenden Becher ſeines Glückes begann die Ahnung, „daß er nach Schatten greife," daß dieſes Verhältniß ein ſchöner, aber flüchtiger Jugendtraum ſey, manchen Tropfen Wermuth fallen zu laſſen. Während der Pfingſtferien 1771 hielt er ſich längere Zeit in Seſenheim auf; und aus dieſen Tagen ſind uns glücklicher Weiſe einige Briefe an Salzmann aufbewahrt worden, die uns einen tiefern Blick in

seinen damaligen Gemüthszustand eröffnen, als es irgend eine erzählende Darstellung vermöchte.*) „Ich komme," schreibt er aus Sesenheim an Salzmann, „oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebenblättern vor'm Fenster, und meine animula vagula ist, wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchthurme: dreh dich! dreh dich! das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Puncte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma, noch Punctum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchen-Natur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn, daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern weil ich Vieles thue. — Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern. Behüt' mir Gott meine liebe Schwester.

*) Durch Auslassungen verstümmelt, finden sich diese Briefe schon mitgetheilt in H. Döring's Schrift: „Goethe in Frankfurt a. M., in den Jahren 1757 bis 1775." Die dort beigefügten Data der einzelnen Briefe sind erfunden; in den Originalen fehlen die Data. Pfeiffer in seinem Buche: „Goethe's Friederike," der überhaupt ohne Kritik verfahren und Dichtung und Wahrheit mit der Absicht, zu mystificiren, gemischt hat, ist in der Datirung der Briefe aus Sesenheim der Döring'schen Schrift gefolgt.

Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius. Und alle frommen Herzen. Amen."

Es fühlt sich schon in diesem Briefe, und noch mehr in den sogleich mitzutheilenden, bei jedem Worte durch, daß eine geheime Unruhe in ihm zitterte, die ihm keinen friedlichen Genuß seines Glückes gestattete. Etwas mochte dazu auch sein körperlicher Zustand beitragen. Es quälte ihn ein anhaltender Brustkatarrh, welcher Husten und Athembeengung verursachte. „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme," heißt es im nächsten Briefe an Salzmann; „ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Fragen wir, was er mit dieser Zugabe meint, so läßt sich wohl an nichts Anderes denken, als an das tiefe Gefühl, daß es ein Treubruch an ihm selbst wäre, wenn er solchen Verhältnissen treu bliebe, wenn er die Seele, die bestimmt war,

einen unendlich großen Kreis von Freuden und Leiden zu durchmessen, so frühe und für immer in diese idyllisch begränzte Sphäre einschränkte. Jene Zugabe war, wie sie ein Kritiker treffend bezeichnet hat, „das fortstrebende Feuer, welches ihn drängte, seine Leidenschaft an immer höheren Erscheinungen zu prüfen und die Flügel seines Genius zu immer ferneren Gestirnen empor zu heben.“ Aber wen verletzt es nicht, den Jüngling bei dem hellsten Bewußtseyn von der Unbeständigkeit seiner Neigungen dennoch immer neue und neue Verhältnisse dieser Art anknüpfen zu sehen? Er wußte im Voraus, daß er schwerlich in einer Liebe ein volles Genügen der Seele finden werde, und doch setzte er immer von Neuem die Ruhe eines weiblichen Herzens auf's Spiel. „Als Knabe pflanzt' ich ein Kirschbäumchen im Spielen,“ so fährt der obige Brief an Salzmann fort, „und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen; ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh' ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann der Mehlthau; und doch, wenn ich Meister über einen Garten werde, so pflanz' ich dennoch wieder Kirschbäumchen.“

Die zarten Fühlfäden, welche feineren Frauengemüthern für die Seelenzustände ihrer Geliebten eigen sind, fehlten auch Friederiken nicht. Daraus erklärt sich leicht ihr damaliges „Traurigkranksehn,“ wovon Goethe im folgenden Briefe an Salzmann schreibt: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh' ich dießmal nicht aus der Stelle, und weil ich Sie so lang nicht

ſehen werde, denk' ich, es iſt gut, wenn du ſchreibſt, wie dir's geht. Nun geht's freilich ſo ziemlich gut; der Huſten hat ſich durch Cur und Bewegung ſo ziemlich gelöſ't, und ich hoffe, er ſoll bald ziehen. Um mich herum iſt's aber nicht ſehr hell: die Kleine fährt fort, traurig krank zu ſeyn, und das gibt dem Ganzen ein ſchiefes Anſehen. Nicht gerechnet Conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht." Hierauf beſtellt er an Salzmann zwei Pfund „Zuckerbäckerweſen," durch deſſen Ueberſendung er zu ſüßeren Mäulern Anlaß geben werde; als man ſeit einiger Zeit zu ſehen gewohnt ſey. „Getanzt hab' ich und die Aelteſte," heißt es dann weiter, „Pfingſtmontags, von 2 Uhr nach Tiſch bis 12 Uhr in der Nacht, an Einem fort, außer einigen Intermezzo's von Eſſen und Trinken. Der Herr Amtsſchulz von Reſchwog hatte ſeinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwiſcht, da ging's wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und ſeit der Zeit iſt's auch beſſer. Sie hätten's wenigſtens nur ſehen ſollen. Das ganze mich in das Tanzen verſunken! — Und doch, wenn ich ſagen könnte: ich bin glücklich, ſo wäre das beſſer, als das alles. — Wer darf ſagen: ich bin der Unglückſeligſte? ſagt Edgar. Das iſt auch ein Troſt, mein lieber Mann. Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windſtöße veränderlich ſind."

Es läßt ſich denken, daß es ſeinem Mentor Salzmann zu Herzen gehen mußte, den jungen Freund in einem ſo unentſchiedenen Gemüthszuſtande zu ſehen. Salzmann's Antwortſchreiben ſind uns zwar nicht erhalten; aber aus Goethe's

Briefen erhellt, daß sein Pädagog, als ein wahrer zweiter Sokrates, nicht mit Ermahnungen auf ihn eindrang. Wohl aber mag er im Stillen auf ein wirksameres Mittel gesonnen haben, dem von Liebesbanden Umschlungenen die zu einem Entschlusse nöthige Gemüthsfreiheit wiederzugeben. Unterdeß erhielt er von Goethe noch ein Paar Billete, worin sich die Fortdauer derselben Unschlüssigkeit kund gab. Das erste mit dem Datum „Mittwoch Nachts“ lautet: „Ein paar Worte ist doch immer mehr, als nichts. Hier sitz' ich zwischen Thür' und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet — — Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht faßt, und keiner gut vorträgt. Adieu, Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings zu danken, und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe.“ — Das andere Billet ist auf ein Quartblatt von blauem Conceptpapier geschrieben, vermuthlich ein Stück des Umschlags jener Zuckersachen: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst Neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projecten aus dem Bette gepeitscht! O, es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich

Sie liebe, und dieses doppelt: Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Das Pferd war vermuthlich zu der in Wahrheit und Dichtung ausführlich beschriebenen Reise nach Saarbrück *) gesattelt, die sich demnach unmittelbar an den Pfingstaufenthalt in Sesenheim angeschlossen hätte. Nachweislich fällt sie in die letzte Hälfte des Juni 1770. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Salzmann bei dieser Reise insgeheim seine Hand im Spiele hatte. Um dem jungen Freunde, der sich, „verwöhnten Herzens," wie er war, seiner Leidenschaft überließ und dem Schicksale die Wendung der Dinge anheimgab, einen Anstoß zu freier Besinnung und kräftiger Selbstermannung zu geben, schien eine zerstreuende Reise, die zugleich einen Blick in die Weite der Welt und des Lebens eröffnete, ein sehr zweckmäßiges Mittel zu seyn. Zwei werthe Tischgenossen, Weyland und Engelbach, boten sich ihm zu Reisegenossen an. Goethe sagt selbst, daß dieser Ausflug „in manchem Sinne für ihn folgereich" gewesen sey. Natur, Gartenkunst, Architektur, industrielles und geselliges Leben, Alterthümer gewährten ihm eine Fülle von Anschauungen, die in näherer und fernerer Zukunft fruchtbringend nachwirkten. Der Weg ging

*) Alles läßt vermuthen, daß diese Reisebeschreibung nach einem genau geführten Reisediarium ausgearbeitet worden, und daher nur einen geringen Zusatz von Dichtung enthalte.

über Zabern, wo das bischöfliche Schloß mit seinem Garten die Bewunderung der Reisenden erregte. Am andern Morgen staunten sie die im Glanze der aufgehenden Sonne vor ihnen liegende berühmte Zaberner Steige an, eine über die fürchterlichsten Felsen aufgemauerte, schlangenweise bequem hinaufführende Chaussee. Sie übernachteten in Buchsweiler, wo ihnen Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Hier hatte Goethe Gelegenheit, einen Blick in die Zustände einer kleinen Stadt zu thun, welche durch die größere Nähe und Fühlbarkeit der Familienverhältnisse und die intensivere Geselligkeit seinem jugendlichen Sinne sehr zusagten. Eine nahgelegene Anhöhe, der Baschberg, ganz aus Muscheln zusammengehäuft, machte ihn zuerst auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam, und gewährte zugleich einen herrlichen Blick auf das Elsaß, von dem er feierlich Abschied nahm, um sich am andern Morgen nach Lothringen zu wenden. Als nun die Freunde nordwestwärts, an dem alten Bergschlosse Lützelstein vorbei, in die Region der Saar und Mosel hinabritten, begann der Himmel sich zu trüben. Ueber Saargemünd gelangten sie nach Saarbrück, das ihnen wie ein lichter Punct in dem felsigen Waldlande erschien. Präsident von Günderode empfing sie hier und bewirthete sie drei Tage lang auf's Gastfreundlichste.

Vom nächsten Tage nach der Ankunft in Saarbrück hat sich ein Briefconcept Goethe's erhalten, welches schon den Beginn einer solchen Wirkung dieser Reise erkennen läßt, wie Salzmann sie, nach unserer Annahme, beabsichtigte. Bilder früherer Geliebten waren wieder lebhaft in seinem Innern aufgetaucht, ältere Verhältnisse, die seinem Gemüthe größere

Freiheit gelaſſen, waren mit dem jetzigen, das ihm ſo enge Feſſeln anlegte, verglichen worden, und der Vergleich war nicht zum Vortheile des letztern ausgefallen. Das Concept iſt „Saarbrück, am 27. Juni“ datirt und „an Mamſell F.“ gerichtet, vermuthlich dieſelbe Freundin, der ſich Goethe in der erſten Regung ſeiner Liebe zu Friederiken erinnert hatte. „Wenn das alles aufgeſchrieben wäre, liebe Freundin,“ ſo lautet der Brief, „was ich an Sie gedacht, da ich dieſen ſchönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechſelungen eines herrlichen Sommertages in der ſüßeſten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu leſen haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einſamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch ſogar an Käthchen,*) von der ich doch weiß, daß ſie gegen meine Briefe ſeyn wird, was ſie gegen mich war, und daß ſie — Genug, wer ſie auch nur als Silhouette geſehen hat, der kennt ſie. — Geſtern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringiſche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich ſo rechter Hand über die grüne Tiefe hinausſah, **) und der Fluß in der Dämmerung ſo

*) A. Schöll, dem wir die Mittheilung dieſes Briefconcepts verdanken, erinnert hierbei an jenes Käthchen in dem (1775 gedruckten) Gedichte „Rettung,“ welches dem todesluſtigen Jungen mit einem „Stimmchen zum Entzücken“ rief: „Nimm dich in Acht! der Fluß iſt tief.“

**) Vergl. Wahrheit und Dichtung, Buch X (Bd. XXI, S. 252).

graulich und ſtill floß, und linker Hand die ſchwere Finſterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkelen Felſen durch's Gebüſch die leuchtenden Vögelchen *) ſtill und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen ſo ſtill, wie in der Gegend, und die ganze Beſchwerlichkeit des Tages war vergeſſen, wie ein Traum, man braucht Anſtrengung, um ihn im Gedächtniſſe aufzuſuchen. — Welch' Glück iſt's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beſchwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das iſt vielleicht das Meiſte, was ich gegen die Liebe habe. Man ſagt, ſie mache muthig; nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach. Wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt, und die Kehle wie zugeſchnürt iſt, und man Thränen aus den Augen zu drücken ſucht, und in einer unbegreiflichen Wonne daſitzt, wenn ſie ließen: o, da ſind wir ſo ſchwach, daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgend eine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern, ſie zu zerreißen. — Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, ſein Mädchen zu verlieren; aber das iſt nicht

---

der Ausg. in 40 Bdn.): „Das Thal der Saar iſt zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuße ſich eine unendliche Folge von Wieſen und Matten, die Huhnau genannt, erſtreckte."

*) Vergl. ebendaſelbſt S. 257: „Wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwiſchen Fels und Buſch um uns ſchwebten."

mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Flecke sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren. — Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden seyn, wenn man liebt. — Ich hatte einen Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen.*) Es geschah eines Abends, daß er aufstehen wollte, ehe es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatze auf seine Zehen; er stand viele Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen."

Wir können uns nicht versagen, eine geistreiche Bemerkung hier aufzunehmen, wozu A. Schöll durch diesen Brief veranlaßt worden. Das Schreiben aus Saarbrück, sagt er, verräth bereits, daß den Liebenden „sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing." Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte, sucht

*) Siehe S. 268.

er ſich durch Ergüſſe an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, ſondern beklommen, weich, ſchwach; daß ſie traurig werde, „weil man ſo genirt iſt.“ Nach ſolchen Geſtändniſſen war es nicht allzu verfänglich, wenn er, in den ſcherzhaften Ton übergehend, beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe ſie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß ſie mich ſo wenig genirte,“ womit er ſich hier, da es eben erſt hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne ſich zu geniren,“ auf die artigſte Weiſe für ungebunden erklärt. Es iſt wohl Niemand anders, als Fränzchen ſelbſt, dem er dieſen Auftrag an Fränzchen gibt, wie ja der Brief jenem frühern an Mamſell F. ſich anſchließt (er ſteht mit ihm auf demſelben Bogen). Auch des Schreibenden guter Freund, den ſein Mädchen einſt dadurch angenehm genirte, daß ſie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen ſelbſt waren vermuthlich genau ſo gut dem Fränzchen, als der Empfängerin des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er fand aber in dieſer Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein ſcherzhaftes Symbol ſeiner jetzigen ernſthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn ſie ihn wirklich zu leſen bekam) nur die halb ſentimentale, halb neckende Wiederholung früherer Tändeleien ſeyn konnte, war für ihn ſelbſt Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenſchaft für jene Dritte, die, der Freundin unſichtbar, hier heimlich unter allen denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben,“ vor die als deckende Vexir-Maske noch das böſe Käthchen vorgeſchoben wurde. Dieß Ineinanderverkleiden

von Einst und Jetzt, Bekanntniß und Heimlichkeit, dieß Verknüpfen aus einander liegender Reize, um einen am andern zu mildern, und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu erhalten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsenthaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte, und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden.

Indeß war der Saarbrücker Aufenthalt keineswegs ganz so zärtlichen Rückerinnerungen und sentimentalen Betrachtungen gewidmet; Goethe benutzte ihn, sobald der Himmel sich aufzuklären begann, zu Excursionen in die Umgegend, die ihn vielseitig unterrichteten. Namentlich ward er hier in das Interesse der Berggegenden eingeweiht und jene Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, die ihn so viel in seinem Leben beschäftigten, zuerst in ihm erregt. Er besuchte die Duttweiler Steinkohlengruben und lernte Eisen- und Alaunwerke, ja sogar einen brennenden Berg, und im Vorbeigehen die Friedrichsthaler Glashütte kennen. Als er nach einem unter so bedeutenden Anschauungen und Erfahrungen verlebten Tage, von der Nacht überrascht, mit dem begleitenden Freunde in Neukirch einkehrte, trieb es ihn noch spät wieder in's Freie hinaus. Ganz allein suchte er das höher gelegene, leer stehende Jagdschloß auf, das weit über Berg und Wälder blickt, und setzte sich auf die Stufen vor den großen Glasthüren hin. „Hier, mitten im Gebirge," so erzählt er selbst,

„über einer waldbewachsenen, finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen."

Der Rückweg wurde, mit größerer Eile als der Hinweg, über Zweibrücken, Bitsch und Niederbrunn eingeschlagen. In der Gegend des letzten Ortes wehte ihn der Geist des Alterthumes an, „dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften ihm aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten." An der nahe gelegenen Wasenburg, den Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses, „verehrte" er eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Dann ging es weiter durch Reichshofen und Hagenau auf Nichtwegen, welche ihm die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim zurück.

Wenn er hier nun auch nicht wieder so lange, als in der Pfingstzeit, verweilte, sondern der Studien und übrigen

Verhältnisse wegen sich öfters in die Stadt begeben mußte, so war er doch ohne Zweifel mehr in Sesenheim, als in Straßburg, woraus sich denn auf die Regelmäßigkeit seiner Collegienbesuche ein Schluß machen läßt. In diese Zeit müssen die Ausflüge „diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau“ und den Rheininseln gefallen seyn, die er mit Friederiken, in kleinerer oder größerer Gesellschaft, unternahm, und wobei er die Personen, die er in Sesenheim als Gäste vereinigt gesehen, als freundliche, gastfreie Wirthe zerstreut wieder fand. Aber auch, wenn er in Straßburg war, lebte und beschäftigte er sich häufig nur für Friederike. So malte er ihr ein paar Bänder, wie sie eben erst Mode geworden waren, und sandte sie ihr mit einem allerliebsten Gedichtchen zu, welches später in die Sammlung der Lieder aufgenommen worden:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen dir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.*) u. s. w.

Dieses Liedchen zeichnet sich unter den für Friederike gedichteten durch seinen zauberischen Wohlklang und den leichten und lieblichen Fluß der Sprache aus. Der Schluß desselben:

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband!

*) Die älteste Form des Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Ged. I, S. 106 f.

ſcheint darauf hinzudeuten, daß er damals auf Augenblicke wenigſtens noch ſehr ernſtlich entſchloſſen war, ſein Verhältniß auch in der Entfernung nicht aufzugeben, wie er denn auch ſelbſt in Wahrheit und Dichtung geſteht, daß er ſich zuweilen „über die Zukunft ganz eigentlich geblendet“ habe. Noch beſtimmter ſpricht ſich dieß in dem Gedichte: An „die Erwählte“ aus:

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebewohl, und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei u. ſ. w.

Hier iſt es ihm ſo ſehr Ernſt um Fortſetzung des Verhältniſſes, daß er ausruft:

Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Daß er ſich ſchon eine Lebenslage, einen Ort ausgedacht hatte, wo ſie ſpäter als Verbundene mit einander leben ſollten, zeigen die Verſe:

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen geh'n,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn;
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Dieſes Gedicht verſetzt uns indeß ſchon in die Zeit unmittelbar vor dem Aufbruche aus Straßburg, in welcher ſich, nach ſeinem eigenen Berichte, „Alles gar gewaltſam über einander drängte, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man ſich von einem Orte loslöſen ſoll.“ Darauf beziehen ſich die Verſe:

Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Wir müſſen aber den Leſer noch einmal in eine etwas frühere Zeit, etwa in die zweite Hälfte des Juli, oder die erſte des Auguſt 1771 zurückführen. Um dieſe Zeit war Friederike mit ihrer Mutter und der ältern Schweſter in der Stadt bei verwandten Familien zu Beſuche, welche in gutem Anſehen und behaglichen Vermögensumſtänden lebten. Die drei Frauen hatten, ungeachtet dringender Einladungen, dieſen Beſuch wegen ihrer Abneigung vor dem ſtädtiſchen Aufenthalte, lange hinausgeſchoben, bis der Umſtand, daß Goethe einmal innerhalb vierzehn Tagen (vielleicht der Promotion wegen), gar nicht auf's Land kommen konnte, den Ausſchlag gab. Auch über dieſen Aufenthalt iſt uns ein Document erhalten, ein Gedicht, welches Goethe, wie es ſcheint, gleich nach der Rückkehr der Frauen nach Seſenheim an Friederike richtete:

Ach, biſt du fort? aus welchen güld'nen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt doch nicht ſäumen,
Du flogſt davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſteh'n,
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von ihm ab?
O warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blüh'n ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen ſchauen,
Ihm ſind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und ſchreib ihm einmal nur — ob du ihn liebſt!
Ach, oder laß ihn nie dich wiederſehen,
Wenn du ihm dieſen Troſt nicht gibſt.

Wie? nie dich wiederſeh'n? — Entſetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl' — ich fühl' ihn ganz — es iſt zu viel — ich wanke —
Ich ſterbe, Grauſame, für dich.

Kann irgend ein Gedicht des Sesenheimer Liederbüchleins Zweifel an seiner Aechtheit hervorrufen, so ist es dieses. Es klingt wie der forcirte Liebesausbruch eines der alltäglichsten Versemacher. Dazu kommt, daß es gar nicht recht zu Goethe's Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung über Friederikens Stadtbesuch stimmen will. Goethe sagt, er habe die Frauen gern von der Stadt scheiden sehen, es sey ihm bei ihrer endlichen Abfahrt wie ein Stein vom Herzen gefallen, weil er bemerkt habe, wie unbehaglich sich besonders Olivie (Salome) in den städtischen Verhältnissen fühlte. Auch mochte er lieber Friederikens Bild „auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte, als in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Sanduhren und Porzellanpuppen erblicken." Ferner erscheint dort das Verhältniß der beiden Liebenden als ein so durchaus sicheres und vertrauensvolles, daß man nicht begreift, warum Friederike beim Abschied ihr Auge von ihm wendet, warum er an ihrer Liebe zweifelt, von Verzweiflung und Gram spricht u. s. w. Wenn aber dennoch das Gedicht, wie sich nicht wohl bezweifeln läßt, authentisch ist, so lassen sich nicht uninteressante Folgerungen daraus ziehen. Einmal bestätigt es, was wir auch sonst zu bemerken mehrfach Gelegenheit hatten, daß auf Goethe's reizende Darstellung seines Verhältnisses zu Friederiken ganz besonders die Bezeichnung „Wahrheit und Dichtung" passe, daß er hier über Manches einen verschönernden Flor gebreitet. Er mochte über die „Laune des Verliebten," womit er vor ein paar Jahren jenes

Leipziger Aennchen so sehr gepeinigt hatte, auch jetzt noch nicht ganz Herr geworden seyn; so würde sich wenigstens Friederikens Benehmen gegen ihn, wie es hier im Gedichte erscheint, und seine Stimmung, erklären. Oder hatte Friederike, weil sie seine Unschlüssigkeit, seinen innern Kampf bemerkte, sich entschieden, die Initiative zur Auflösung des Verhältnisses zu ergreifen? Dann zeigt sich ferner, wie wenig Goethe's Poesie, wenn er im Taumel der Leidenschaft dichtete, jenes ihr sonst eigene Zauberstegel des schönsten Maßes, des zartesten Geschmackes, trägt, und wie sehr wir uns zu freuen haben, daß er in der Regel erst, nachdem er sich aus der unruhigen Hast der Leidenschaft, aus der dunkeln Gährung der Empfindungen herausgearbeitet hatte, die Leier ergriff und alsdann nur noch, wie Vilmar sagt, das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes leise hindurchbeben ließ.

Wir haben wiederholt das Sesenheimer Liederbüchlein genannt, und vor und nach eine Reihe Gedichte aus demselben ausgehoben. Es scheint hier nun die geeignete Stelle, darüber dem Leser etwas Näheres mitzutheilen. Im J. 1838 machte Aug. Stöber im Musenalmanach von Chamisso und Schwab vier Gedichte Goethe's an Friederike bekannt, *) wovon sich drei nicht in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte befinden: „Erwache, Friederike," **) dann das zuletzt

*) Nochmals abgedruckt in Stöber's Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim." (Basel, 1842.) S. 111 ff.

**) Siehe oben S. 345.

angeführte Lied: „Ach, bist du fort“ und das folgende, welches dem Herbste 1771 angehören muß:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fried'rike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie seh'n die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' Sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' Sie mir?

Diesen Gedichten folgt als Nr. 4 eines, das in der Goethe'schen Gedichtsammlung in drei Gedichte zerlegt ist, mit

den Ueberschriften: Friederike („Jetzt fühlt der Engel"), Ueber Tisch („Nun sitzt der Ritter an dem Orte") und Nach Sesenheim („Ich komme bald, ihr goldnen Kinder"). Wie Stöber uns berichtet, fanden sich diese Gedichte im Besitze von Sophie Brion, die im J. 1838 noch als Greisin zu Niederbronn lebte. Die Originalien waren ihr abhanden gekommen; aber sie versicherte, die Abschriften seyen getreu. Abgerissen standen noch dabei: „Es schlägt mein Herz, geschwind zu Pferde!" (bis: „Sah schläfrig aus dem Duft hervor") und: „Kleine Blumen, kleine Blätter." Im folgenden Jahre veröffentlichte H. Döring in dem Werkchen: „Goethe in Frankfurt am Main" nochmals die obigen Gedichte, ohne seine Quelle zu bezeichnen; wahrscheinlich entlehnte er sie aus dem Musenalmanach. Dann machte Fr. Laun im J. 1840 im Morgenblatte, *) mit Beziehung auf Näke's bekannte Schrift: „Wallfahrt nach Sesenheim" interessante Mittheilungen über Goethe's Gedichte an Friederike. Näke hatte nach seinem Besuche in Sesenheim noch weitere Erkundigungen durch einen seiner ehemaligen Zuhörer, Herrn Kr., eingezogen. Diesen zufolge besaß Sophie Brion noch ein ganzes Bändchen Gedichte, theils von Friederikens Hand, theils von Goethe's bald höchst zierlicher, bald nachlässiger Hand geschrieben. Außerdem hatte Sophie wohl dreißig Briefe Goethe's an die Geliebte gehabt, sie aber verbrannt, weil „diese Briefe sie ärgerten." Mehrere, sagte sie, seyen noch im Besitze eines Neffen, deßgleichen ein Manuscript der Mitschuldigen. Anderes

*) Nr. 213 ff.

und eine Ueberſetzung des ganzen Oſſian von Goethe's Hand, waren ihr durch einen Pfarrer Spohr, dem ſie es zum Abſchreiben geliehen, unter nichtigen Vorwänden zurückbehalten worden. Aus jenem Bändchen nun wurden im Morgenblatte abermals die bereits von Stöber veröffentlichten Gedichte mitgetheilt, nebſt einem neuen, mit der Ueberſchrift: „Als ich in Saarbrücken war.“

Endlich hat Freimund Pfeiffer im J. 1841 in einer beſondern Schrift: „Goethe's Friederike,“ als Anhang das Sefenheimer Liederbuch, und zwar viel vollſtändiger, als wir es bis dahin kannten, herausgegeben. *) Einige Lieder rühren nicht von Goethe her, ſondern ſind Volkslieder („O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt“, „Vom Wald bin ich kommen, wo's ſtockfinſter iſt“, „Es wirbt ein ſchöner Knabe“, „Frag' alle Bekannte“). Dann enthält die Pfeiffer'ſche Sammlung außer den früher von Stöber und Laun bekannt gemachten Gedichten noch das ſchöne „Mailied“ („Wie herrlich leuchtet mir die Natur“), ferner das Gedicht, welches im Götz von Berlichingen, nach ſeiner älteſten Geſtalt, Liebetraut im erſten Auftritte des zweiten Actes zur Cither ſingt („Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein“), Willkommen und Abſchied („Mir ſchlug das Herz, geſchwind zu Pferde!“), das Lied, von einem ſelbſtgemalten Bande begleitet („Kleine Blumen, kleine Blätter“), und vier bisher unbekannte Gedichte („Du küſſeſt deinen kleinen Hund,“

*) Abgedruckt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, S. 97 ff.

„Was nützt die Rose, wenn man sie nicht bricht," „Ach Chloe, von der schönen Linde" und „Das letzte Roth am Himmel wich"). Pfeiffer will diese Liedersammlung im Jahre 1838 in Sophien's Besitz gefunden haben. Hierbei fällt es nun auf, daß Stöber zu derselben Zeit nur eine unvollständige Copie, und Pfeiffer das ganze Originalbändchen vorfand. Besaß vielleicht Sophie eine Abschrift und das Original zugleich, und wollte, durch die Erfahrungen mit dem Pfarrer Spohr ängstlich gemacht, letzteres dem Herrn Stöber nicht anvertrauen? Wir wollen aber auch eine andere Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit nicht verschweigen, daß nämlich Pfeiffer sein Sesenheimer Liederbuch selbst zusammengesetzt habe. Die Schrift, worin er es mittheilt, enthält mancherlei Mystificationen, z. B. Briefe von Friederike, die augenfällig unächt sind, ein angeblich von Goethe herrührendes französisches Gedicht, das wahrscheinlich gleichfalls untergeschoben ist, *) fingirte Data Goethe'scher Briefe **) u. s. w., so daß ein Zweifel an der Aechtheit seines Sesenheimer Liederbuches sehr nahe liegt. ***)

Keinen Verdacht gegen seine Authenticität erregt ein kleines Gedicht: „Auf einen Baum, im Wäldchen bei Sesenheim," †) welches der oben erwähnte Herr Kr. von Sophie

*) Vergl. S. 311.

**) Vergl. S. 347 Anmerk.

***) Ueber das Nähere dieser literarhistorischen Frage muß ich auf die Nachträge meines Commentars zu Goethe's Gedichten verweisen.

†) Es ist in die neuesten Ausgaben von Goethe's sämmtl. Werken übergegangen; s. Ausg. in 40 Bdn., Bd. 6, S. 63.

Brion erhielt. Diese wollte von der in Wahrheit und Dichtung vorkommenden „Friederikensruhe," d. h. von diesem Namen nichts wissen. „Nachtigallwäldel" habe man den Ort genannt, weil die Nachtigallen, wie die Bauern gesagt, so viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum schlafen könne. Sie sprach besonders von vier schönen Buchen, die dort gestanden, mit oben in einander verschränkten Aesten, so daß sie ein Schutzdach gegen den Regen bildeten. Eines Tages habe man eine vom Schreiner besorgte Tafel mit den Namen vieler Freunde dort aufgehängt, und ganz zu unterst habe Goethe seinen Namen geschrieben mit folgenden Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Wir kommen noch mit ein paar Worte auf die oben beiläufig erwähnte Uebersetzung des Ossian von Goethe zurück. Daß er, nach Sophien's Angabe, den Ossian ganz übertragen, unterliegt einigem Zweifel. Von dieser Arbeit, die ihn eine geraume Zeit in Anspruch genommen hätte, findet sich weder in Wahrheit und Dichtung, noch in dem, was sich aus jener Periode an Briefen und Papieren erhalten hat, eine Andeutung. Wohl aber steht es fest, daß die später in Werther's Leiden aufgenommene Uebertragung der Gesänge von Selma in ihrer

ältesten Form der Sesenheimer Periode angehört und für Friederike angefertigt worden ist. Aug. Stöber hat sie in seiner Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim“ aus Friederiken's Nachlasse und nach Goethe's Handschrift, mit Beibehaltung der Orthographie des Originals, abdrucken lassen. Sie weicht bedeutend von der spätern Gestalt ab, wie schon die Vergleichung des ersten Abschnittes zeigen kann, der ursprünglich so lautete:*)

„Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was siehst du nach der Ebene? Es ruhen die stürmischen Winde Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fliegen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zuges ist über dem Fels. Wonach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahre wohl, du schweigender Strahl, daß das Licht in Ossian's Seele heraufsteige.“

Ein von Stöber seiner Schrift angehängtes Facsimile zeigt uns, mit wie zierlicher Hand Goethe diese Uebersetzung für seine Geliebte aufgeschrieben, und läßt vermuthen, daß er keinen geringen Werth auf sie gelegt habe.

Wie die Sesenheimer Liedersammlung und die Uebersetzung der Gesänge von Selma, so schließt sich auch das Märchen: „Die neue Melusine“ an Goethe's Liebesverhältniß zu Friederiken an. Er trug es in der Sesenheimer Laube vor, und schrieb es

*) Vergl. Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 14, S. 133.

erſt in ſpäterm Lebensalter nieder, um es in die Wanderjahre aufzunehmen.*) Da er, was hier dem Barbier in den Mund gelegt iſt, in Seſenheim ohne Zweifel in erſter Perſon von ſich ſelbſt erzählte, ſo fällt es auf, daß er einen Abenteurer zum Helden ſeines Märchens machte, der den Mädchen ſo ſchlechte Begriffe von den Männern geben mußte. Goethe meint, dieß Märchen verhalte ſich zum neuen Paris, wie ungefähr der Jüngling zum Knaben. In mancher Beziehung mag man dieſen Ausſpruch gelten laſſen; aber der Held der neuen Meluſine erſcheint doch nicht wie der fortentwickelte Held des Knabenmärchens; der Letztere verſprach etwas Größeres für die Jünglingsjahre. Göſchel hat auch dieſes Märchen zu deuten verſucht,**) und namentlich einen innigen Zuſammenhang deſſelben mit der Grundidee des Wilhelm Meiſter nachweiſen wollen. Allein wir wiſſen, daß Goethe dergleichen Deutungen ganz ablehnte. „Ich hätte gar nicht anzugeben gewußt," ſagt er ausdrücklich von der neuen Meluſine, „wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit ſolchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beſchäftigen, und ſo, glaubte ich, ſollte es auch Andern ſeyn, wenn ich ſie erzählte." So meiſterhaft die Darſtellung dieſes Märchens in den Wanderjahren iſt, ſo meint doch Goethe, daß es damals, mündlich vorgetragen, von ungleich größerer Wirkung geweſen ſey. Der Menſch, ſagt er, iſt eigentlich nur berufen, in der Gegenwart durch ſeine Perſönlichkeit zu wirken; Schreiben iſt

*) S. Goethe's ſämmtl. W. (Ausg. in 40. Bdn.) Bd. 19, S. 56 ff.
**) Vergl. S. 82.

ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich Lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Ohne Zweifel wird der liebende Jüngling im Feuer des Erzählens, durch die gespannte Theilnahme der Hörerinnen entzückt, manchen glücklichen Zug improvisirt haben, den Goethe sechs und dreißig Jahre später *) nicht wieder aufzufrischen vermochte, wofür andererseits dem mündlichen Vortrage gewiß die streng kunstmäßige Fassung der schriftlichen Darstellung abging. Goethe scheint mit diesem Märchen ganz besonders zufrieden gewesen zu seyn. „Daß eine gewisse humoristische Anmuth," schrieb er 1827, „aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusine ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt."

Vierzehntes Capitel.

Bekanntschaft mit Herder. Herder's Einwirkung auf Goethe. Interesse für die Volkspoesie, für Homer, Ossian, den Landprediger von Wakefield, Shakespeare. Abwendung von französischer Literatur und Sprache. Anfänge des Götz von Berlichingen, Faust, Julius Cäsar. Dissertation. Promotion. Schöpflin, Koch, Oberlin. Interesse für Alterthümer. Excursionen. Abschiedsbesuch bei Friederiken. Heimreise über Mannheim. Besuch des Antikensaales.

Indem wir im vorigen Capitel Goethe's Verhältniß zu Friederike von Sesenheim und die daraus hervorgegangenen

*) Er schrieb 1807 die neue Melusine auf.

poetischen Productionen im Zusammenhange zu skizziren versuchten, berührten wir, um eine zerstückelte Darstellung zu vermeiden, ein gleichzeitig entstandenes, noch bedeutenderes Verhältniß nur im Vorbeigehen. Es ist die Verbindung mit Herder, worüber jetzt das Nähere nachzuholen ist. Goethe's persönliches Bekanntwerden mit Herder fiel wahrscheinlich noch in den September 1770. Aus des Letztern Briefwechsel geht hervor, daß er Anfangs dieses Monats nach Straßburg kam, wo er über ein halbes Jahr, bis in den April 1771, verweilte. Ob Goethe schon in den ersten Tagen von Herder's Anwesenheit mit ihm zusammentraf, läßt seine Erzählung nicht bestimmt erkennen; er sagt nur, daß seine Tischgesellschaft, sobald sie von der Gegenwart des berühmten Mannes hörte, großes Verlangen getragen, sich demselben zu nähern, und daß ihm dieses Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig im Gasthofe zum Geist zu Theil geworden. Jedenfalls fand diese erste Begegnung vor der Operation statt, die Herder im October 1770 durch Lobstein in Straßburg wegen einer Augenfistel vornehmen ließ; denn Goethe wohnte jener Operation bei und besuchte Herder'n fleißig die ganze Zeit der Cur hindurch bis zu seinem Abschiede. Demnach drückt sich Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht genau aus, wenn er von „wenigen Wochen" seines Zusammenlebens mit Herder spricht.

Man darf unbedenklich behaupten, daß, die ersten ganz unmeßbaren Eindrücke abgerechnet, die Goethe in der Kinderzeit von seinen Aeltern empfing, kein einziger von allen Menschen, mit denen er bisher zusammengetroffen, so tief und nachhaltig auf ihn eingewirkt habe, als Herder. Dieser war

aber auch unſtreitig die bedeutendſte Perſönlichkeit, die ihm bis dahin vorgekommen war. Die Natur hatte ihn nicht, wie Goethe'n, zum Schaffen genialer, unvergänglicher Kunſtwerke beſtimmt, er trat in der Geſchichte der Poeſie nur als ein Bahn brechender, das Verſtändniß erſchließender, das Bewußtſeyn weckender Geiſt auf, aber als ſolcher auch ſo großartig, wie kaum ein zweiter. Die ihm verliehene, durch Hamann geförderte, durch Homer's und Shakeſpeare's Werke genährte Fähigkeit, die er der Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt hat, war, wie Vilmar vortrefflich erörtert hat, „die, ſich an das eigenthümliche, innerſte, edelſte Leben aller Nationen anzuſchließen, das eigene Innere dieſen fremden Elementen liebend zu eröffnen, ſie zu erfaſſen, und in das eigene Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; ſeine Fähigkeit war der Univerſalismus in der großartigſten, damals noch von keinem Menſchen auf Erden erreichten, ja von keinem nur gedachten und begriffenen Weiſe.“ Durch ihn wurde, ſo fügt Vilmar an einer andern Stelle hinzu, „das, was Klopſtock und Leſſing begonnen, und Wieland nach ſeiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und ſo weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genies bedurfte, welches an lebensvollen Dichtergeſtalten dieſe Vermählung des deutſchen Geiſtes mit dem Geiſte der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte,“ — und dieſer Genius war Goethe.

Daß Goethe zu einem ſo großen Berufe auserſehen war, davon ſcheint Herder damals keine Ahnung gehabt zu haben. In ſeinen Briefen aus Straßburg, ſo weit uns dieſe jetzt vorliegen, geſchieht Goethe's keine Erwähnung; ſelbſt in den

Berichten von den langwierigen Leiden der Augencur, wobei Goethe ihm doch über so manche trübe Stunde getreulich hinweghalf, gedenkt er seiner mit keinem Worte. In späteren Briefen Herder's an Merck gibt sich mitunter eine starke Verstimmung gegen Goethe kund; so nennt er ihn in einem Briefe vom 17. Nov. 1772, mit undeutlicher Beziehung, „einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter," mit dem er es kaum der Mühe Werth halte, so viele Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden, unter denen Goethe just zuletzt komme, wie Elihu. Etwas früher schrieb er aus Bückeburg an seine Braut: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte, und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Zu dieser Verkennung von Goethe's hoher Bestimmung trug ohne Zweifel das Verhalten desselben bei. Als der Jüngere, Anregungsbedürftige war er dem reichen, angestaunten Freunde gegenüber empfänglich und passiv. Zwar behauptet er, gegen Herder besonders zutraulich gewesen zu seyn; aber an einer andern Stelle bekennt er, ihm gerade das Interesse an Gegenständen, die ihn auf's Tiefste bewegten, wie an seinem Götz und Faust, sorgfältig verheimlicht zu haben. Kein Wunder, daß er ärmer erschien, als er wirklich war.

Um so imponirender mußte aber der Eindruck seyn, den Herder auf Goethe machte. Eine ungeheure Belesenheit rechtfertigte den Namen „lebendige Bibliothek," den man ihm schon

damals gab; und zwar hatte er in seinem grenzenlosen Wissensdurste sich diese Fülle der Kenntnisse sicher und folgerecht angeeignet, während Goethe, der sich auch in allerlei Gebieten umgesehen, nur das festgehalten hatte, was ihm angeflogen war. Herder überschaute den damaligen Stand der Literatur, von welcher Goethe in seiner Frankfurter Einsamkeit nur spärliche und zerstückelte Kenntniß genommen. Als Schriftsteller hatte Herder bereits durch seine Fragmente zur deutschen Literatur (1767) und die kritischen Wälder (1768) die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen. Man staunte den jungen Mann an, der mit Geist und Gelehrsamkeit, in dem kühnen Tone der antiquarischen und Literaturbriefe, über die Notabilitäten der Schriftstellerwelt Gericht hielt. Was in Goethe nur als Ahnung schlummerte, das war in ihm zur hellen, wirkenden Einsicht geworden. Er erkannte, mit Hamann, die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein inniges Bedürfniß, und zwar als eines der ersten und höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes an, und drang auf die Rückkehr von der gemachten, conventionellen, tändelnden Dichtkunst der letzten Jahrhunderte zur wahren und nothwendigen der ältesten Zeit. In ihm stellte sich jener Sturm gegen alle abstruse Schulgelehrsamkeit, jener Drang nach der Entwickelung des ganzen Menschen, jene Emancipation der Empfindung und Leidenschaft, welche die mit ihm erst recht anhebende Genie-Periode charakterisiren, gleichsam verkörpert dar. Wie jung er war, so hatte er doch schon die bedeutendsten Erfahrungen durchlebt. Er hatte schon ein wichtiges Lehr- und Predigtamt zu Riga bekleidet, und war, „geliebt von Stadt

etwas verzogenen Liebling der Menschen, wie des Schicksals, wieder.

Herder's Einflüsse waren zunächst mehr negativer Art. Er verleidete Goethe'n durch Spott und Satyre die kleinlichen, von seinem Vater überkommenen Liebhabereien, z. B. das Interesse an einer Siegelsammlung, die er größtentheils durch den correspondenzreichen Hausfreund zusammengebracht hatte. Besonders mußte Goethe wegen seiner Freude an Ovid's Metamorphosen den strengsten Tadel erfahren; es ward diesen Dichtungen Originalität und unmittelbare Wahrheit abgesprochen und eine manierirte Darstellung zur Last gelegt, wie sie von einem Uebercultivirten nur erwartet werden könne. Eben so wurde der Kunstenthusiasmus, den Goethe für die, in der Dresdener Gallerie befindlichen, Werke des Domenico Feti bezeigte, in einem improvisirten Spottgedichte verhöhnt. Unter seinen poetischen Idealen räumte Herder mit schonungsloser Kritik auf; er zerriß den Vorhang, der Goethe'n die Armuth der deutschen Literatur verdeckte; nur wenige bedeutende Sterne ließ er an dem vaterländischen Himmel stehen, die übrigen behandelte er sämmtlich wie vorüberfahrende Sternschnuppen. Ja, was Goethe von sich selbst hoffte und wähnte, verkümmerte er ihm so sehr, daß dieser an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann.

Andererseits schüttelte er ihn aber wieder kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte, und riß ihn auf den herrlich breiten Weg mit fort, den er selbst zu durchwandeln geneigt war. Er wies Goethe'n auf Swift und Hamann hin; er ließ ihm die Bibel, das Lieblingsbuch seiner Kindheit und Jugend, in

einem neuen Lichte erscheinen, er zeigte ihm an der hebräischen Dichtkunst und an den Volksliedern, daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Besonders das Letzte, die Wiedereinsetzung der so lange verkannten und verachteten Volksdichtung in ihre Rechte, war für Goethe's Poesie, namentlich für seine Lyrik, von den größten Folgen. Wie lebendig er hier in Herder's Geist und Absichten einging, das zeigen so manche lyrische und balladenartige Gedichte der folgenden Jahre, die mit dem Volksliede in der innigsten Verwandtschaft stehen, ja zum Theil sich daraus entwickelt haben. Noch ungedruckte Briefe Goethe's, nach Bückeburg an Herder geschrieben, enthalten Beweise, daß Herder's Aufforderung, „die Ueberlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen," bei ihm auf den empfänglichsten Boden fiel. In einem Briefe, womit er eine Sammlung von Volksliedern begleitet, heißt es: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Reisereien aus den Kehlen der alten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück, denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen.' Sie waren Ihnen bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodieen, die wir haben (sind NB. die alten Melodieen, wie sie Gott erschaffen

hat), sie soll sie Ihnen abschreiben u. s. w." Daß dieses von Herder geweckte Interesse für die Volkspoesie auch bei Goethe nicht auf die heimathlichen Lieder beschränkt blieb, davon bieten die oben genannten Ephemeriden mehrfache Belege. Wir finden dort die „Ancient Scottish Poems," herausgegeben von G. Bannatyne, zur Lectüre angemerkt, desgleichen eine ganze Reihe Bücher zur Skaldischen Literatur (Werke von Hickes, Worm, Bartholin, Saxo Grammaticus, die Edda u. A.), und sogar „Stenders Lettische Grammatik," die Goethe sicher nur aus dem Grunde, zu studiren, sich vornahm, weil ihm durch Herder die Lettische Volkspoesie höchlich gerühmt worden war. Es scheint, daß überhaupt Goethe's Betheiligung an des Freundes Volksliedersammlung stärker war, als man bisher angenommen. In einem ungedruckten Briefe von ihm an Herder, vom J. 1772, den A. Schöll von des Letztern Familie zur Einsicht bekommen, heißt es: „Von Celtischen und Galischen Sprachen soll nächstens Etwas folgen; es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich bald kriegen muß."

Es war natürlich, daß Herder, der damals schon in den kritischen Wäldern seiner Nation den Homer an's Herz gelegt, und ihr das innere Verständniß seiner Werke geöffnet hatte, Goethe'n in seinen Enthusiasmus für dieselben hineinzureißen suchte. So fanden wir ihn denn auch oben schon in Sesenheim mit der Lectüre Homer's im Original beschäftigt; und ein Brief Herder's an Merck, aus dem J. 1772, gibt gleichfalls Zeugniß von diesen Studien: „Goethe fing Homer," sagt er, „in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht

mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte), und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Von langer Dauer scheint diese Beschäftigung mit Homer nicht gewesen zu seyn; und daran mochten zum Theil die Schwierigkeiten Schuld seyn, die Goethe im Verstehen des Griechischen fand; denn seine Kenntnisse dieser Sprache erstreckten sich früher, wie er selbst gesteht, nicht über das neue Testament hinaus.*) Ein tieferer Grund lag aber darin, daß Homer noch nicht in seine damalige Entwickelungsstufe paßte. Sein Geschmack für's Gothische, seine Hinneigung zu Ossian, seine Gewöhnung an Shakespeare und dessen individuelle Wahrheit ließen ihm, wie Gervinus sagt, „den alten Dichter noch immer in einem Lichte von hyperpoetischem Pathos erscheinen." Erst in Italien sollte ihm dieser zu einem lebendigen Worte werden.

Mit wärmerm und dauernderm Interesse ergriff er den Ossian und übersetzte, wie uns schon bekannt ist, daraus Einiges für seine Friederike. Wie seine Begeisterung für diese Dichtung, so verschlang sich auch die für Goldsmith's Landprediger von Wakefield auf's Innigste mit dem Sesenheimer Liebesverhältnisse. Als er ihn im Hause des Landpredigers Brion vorlas, war eine stille Heiterkeit auf den Gesichtern der Zuhörer zu lesen; man erblickte sich in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte, und empfand sich unter

*) Die Ephemeriden zeigen keine Spuren vom Studium des Griechischen außer einzelnen griechischen Ausdrücken in ausgehobenen Stellen lateinischer Autoren und einem Citat, wornach er sich für das Lexikon des Hesychius interessirt zu haben scheint.

Geistes- und Gefühlsverwandten. Herder war es wieder, dem Goethe die Bekanntschaft mit dieser Dichtung zu danken hatte. Jener schwärmte für das Werk und pries es Jedermann als „eines der schönsten Bücher an, die in einer Sprache existiren.“ „Ich mache es beinahe,“ schrieb er aus Straßburg, „mit meinem Landprediger von Wakefield, wie jener ehrliche Mann, der alle Leute fragte: Haben Sie den Propheten Baruch gelesen? Er ist von Seiten der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein wahres Buch der Menschheit.“

Eben so trug Herder das Seinige dazu bei, daß Shakespeare der Abgott Goethe's und seiner Gesellen ward, deren Kreis sich gegen das Ende der Straßburger Periode noch durch einen eben so seltsamen, als talentvollen jungen Mann, Namens Lenz, *) erweiterte. Wie es bibelfeste Männer gibt, erzählt Goethe selbst, so befestigte sich diese Societät nach und nach in Shakespeare, bildete die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in ihren Gesprächen nach, ergötzte sich höchlich an seinen Quibbles und Clowns, und wetteiferte mit ihm durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen. Goethe ging hierin Allen voran; bei den Flügelschlägen des verwandten Genius regten sich die Fittige des seinigen. Er bekannte freudig, daß ein Höheres über ihm schwebe, und sein unbegrenzter Enthusiasmus theilte sich den

*) Näheres über ihn im zweiten Theile, wo er zu Goethe in ein bedeutenderes Verhältniß tritt. Dort wird auch noch von einem andern Mitgliede des Straßburger Kreises, von Wagner, die Rede seyn.

Uebrigen mit. Zu einer wahren Shakespearomanie gesteigert erscheint dieser Enthusiasmus in Lenzen's Anmerkungen über's Theater, auf welche Goethe selbst als auf einen lebendigen Abdruck der Unterhaltungen jenes Kreises hinweist. „Hier wird der große Brite als der kühnste Genius bestaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden, dessen Figuren vom Könige bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menschen seyen, die warmes Blut im schlagenden Herzen trügen und kitzelnder Galle in schalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeur's kennten, nicht in müßigen Formularen hinstürben, nichts von dem tödtenden Wohlstande wüßten! Nach Shakespeare's Beispiel, so wird in jener formlosen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweise Herder's gelehrt, soll das Individuelle im Schauspiele dominiren, der charakteristische und Caricaturmaler gilt zehnmal höher als der idealische. Alles, was Aristoteles sagt, ist nichts; die Handlungen sind in der Tragödie um der Person willen da; hier gilt der Grundsatz: fabula est una, si circa unum sit." *) Was würde Oeser zu seinem Zöglinge gesagt haben, wenn er ihn jetzt mit solchen ultranaturalistischen Ansichten wiedergefunden hätte!

Indem so in Goethe's Gesellschaftskreise nichts gelten sollte, als Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Geradheit, Derbheit, mußte man sich von der französischen Literatur und überhaupt von französischer Art und Sitte, wenn diese gleich durch den Ort so nahe gelegt wurden, mit jedem Tage mehr abwenden. Die Literatur der Encyklopädisten erschien

*) Gervinus IV, S. 516.

den jugendfrohen Gesellen abgelebt, greisenhaft, übercomplicirt; es war ihnen, wenn sie einen Band ihres ungeheuern Werkes aufschlugen, nicht anders zu Muthe, als ob sie zwischen unzähligen schnarrenden und rasselnden Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik einhergingen. Bücher, wie Holbach's Système de la nature kamen ihnen „so grau, so chimärisch, so todtenhaft vor, daß sie vor ihnen, wie vor Gespenstern schauderten;" sie wurden dadurch aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, gram und warfen sich um so leidenschaftlicher auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten hin. Voltaire war ihnen ein altes eigenwilliges Kind; sein unermüdliches Fortarbeiten betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters. Goethe'n hatte er besonders durch sein Bekämpfen der heiligen Schriften manche unangenehme Empfindung erregt. Indeß mußte man sich doch gestehen, daß auch unter den Franzosen sich hier und da ein neuer, frischer Geist regte. Rousseau und Diderot stellten sich der Verschrobenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen und drängten in Leben und Kunst zum Natürlichen zurück. Der Schauspieler Aufresne, der in jener Zeit nach Straßburg kam, machte in seinem tragischen Spiele Opposition gegen den alten, feierlichen, vornehmen Styl und erschien mit der wahrsten, natürlichsten Würde auf der Bühne.

Wie sich Goethe an der Grenze Frankreichs von der französischen Literatur lossagte, so ward er auch in Straßburg der französischen Sprache untreu, deren gründliche Erlernung doch der Hauptzweck war, welcher ihn diese Stadt vor anderen Hochschulen hatte wählen lassen. Die Ephemeriden zeugen zwar noch von mannichfacher französischer Lectüre,

es finden ſich daraus Stellen aus Sully's Memoiren, aus de Thou, Malebranche, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau u. A., ferner ein Couplet aus dem Mercure de France, auch Bemerkungen in franzöſiſcher Sprache, die nicht aus Büchern ausgehoben, ſondern von Goethe ſelbſt zu eigener Uebung im Franzöſiſchen gemacht zu ſeyn ſcheinen. Aber einzelne Notizen deuten auch ſchon auf die ſich bildende Ueberzeugung hin, daß alle Bemühungen eines Fremden, ſich vollkommen franzöſiſch auszudrücken, erfolglos bleiben müßten. „Wer in einer fremden Sprache ſchreibt oder dichtet," heißt es S. 15 des Tagebuchs, „iſt wie Einer, der in einem fremden Hauſe wohnt." Goethe mochte wohl fühlen, daß die ſtereotypen Ausdrucksformen, die glatten, abgezirkelten Wendungen der franzöſiſchen Sprache keine Gefäße werden konnten für die ſprudelnde Fülle von Gedanken, Empfindungen, Ahnungen eines jungen Geſchlechts, das eine neue Periode der Literatur herbeizuführen berufen war; und wahrſcheinlich in dieſem Sinne nahm er in den Ephemeriden folgende Sentenz aus Malebranche auf: „Quand on parle comme les autres et selon les idées vulgaires, on ne dit pas toujours ce que l'on pense." Der Eigenſinn, womit die Franzoſen, an der herkömmlichen Redeweiſe haftend, jede leiſe Abweichung davon in der Sprache des Fremdlings zwar nicht zu belachen, aber zu verbeſſern pflegen, mußte ihm doppelt läſtig fallen, da er ſein Franzöſiſch aus alten und neuen Schriftſtellern, aus dem Umgange mit Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, aus den Vorträgen von Schauſpielern und franzöſiſchen reformirten Geiſtlichen geſammelt hatte, und ſo ein recht buntſcheckiges Idiom redete, welches auf jedem Schritt und Tritt einen gebildeten Franzoſen zum Tadel aufforderte. So kam

er denn zuletzt zu dem Entſchluſſe, die franzöſiſche Sprache gänzlich abzulehnen, und ſich mehr als bisher mit Gewalt und Ernſt der Mutterſprache zu widmen. Von dieſem Entſchluſſe zeugen denn auch die vier letzten Blätter der Ephemeriden, welche die auf's Deutſche gerichtete Aufmerkſamkeit bis in's einzelne Lexikaliſche veranſchaulichen. Es erhellt daraus, daß er damals Dietrich's von Stade Erklärung deutſcher Wörter las, und die Aufzeichnung einer Reihe von elſaſſiſchen Ausdrücken beweiſ't ſein Intereſſe für die Landesmundart.

Auf eine gänzliche Abwendung von der franzöſiſchen Poeſie deuten auch die drei dramatiſchen Arbeiten, deren Grundlinien oder vielmehr embryoniſche Anſätze in die Straßburger Periode fallen: Götz von Berlichingen, Fauſt und Julius Cäſar. Namentlich hing die Conception des Götz auf's Engſte zuſammen mit ſeiner durch die nähere Anſchauung des franzöſiſchen Weſens geſteigerten Achtung und Neigung für deutſche Sinnesart, dann aber auch mit der wachſenden Vorliebe für die mittleren Zeiten unſerer Geſchichte, die beſonders in ſeinem Studium des ehrwürdigen Münſtergebäudes reiche Nahrung fand, mit ſeiner „Herüberwendung vom hiſtoriſchen, pergamentenen, in Herkommen und Gelehrſamkeit verdunkelten und behinderten Rechte zum natürlichen, urſprünglichen, in That und Mitgefühl beglaubigten.“ *) und was die Form im weiteſten Sinne betrifft, mit ſeiner Begeiſterung für Shakeſpeare's Poeſie. Daß in Straßburg ſchon Etwas von Götz aufgeſchrieben wurde, iſt nicht wahrſcheinlich. Wir dürfen es indeſſen unbedenklich mit dieſem dramatiſchen Plane in Verbindung

*) A. Schöll a. a. O. S. 136.

bringen, wenn wir Goethe in den Ephemeriden beschäftigt finden, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthilfe zwischen den Reichsgliedern, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern u. dgl. aufzusuchen.*)

Für den Faust hatte sich gleichfalls nach Goethe's eigenem Berichte schon in Straßburg ein tiefes Interesse bei ihm eingewurzelt. „Die bedeutende Puppenspielfabel," sagt er, „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Mit diesem Interesse stand ohne Zweifel auch die Lectüre magischer und mystischer Schriften im Zusammenhange, worauf, wie uns bereits bekannt ist, die Ephemeriden hindeuten. Denn „wenngleich," wie A. Schöll richtig bemerkt, „auf solche Stoffe seine medicinische Liebhaberei, sein theologisches Bedürfniß und die Art Philosophie, womit er diesen Richtungen eine gewisse Einheit gab, ihn hinführten, so waren es auch gerade diese Neigungen, die ihn zum Dichten eines Faust befähigten, ja dieses Dichten war für dieselben der vollkommenere Abschluß, den seine Philosophie nicht erreichte; und sobald es zur Absicht geworden war, mußte es jene Stoffe sich zu Gebrauch oder Vorübung in größerer

*) Schöll S. 136 f. — Eine nähere Betrachtung des Götz wird im zweiten Theile dieser Schrift folgen.

Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heischte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorstellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier sich ihr verknüpfenden, dort entgegenstellenden christlichen Mystik sich geläufig zu machen. Die Gegensätze von Vorurtheil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir sie für alle Gedankenkreise des Studirenden neben und durch einander gestellt sahen, gehörten beide gleich sehr in einen Faust."

Von dem Plane, Cäsar zum Helden eines Drama's zu machen, kannten wir, bevor Schöll die Ephemeriden veröffentlichte, nur Spuren aus späteren Jahren. In einem Briefe Goethe's an den Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 heißt es: „Noch einige Plane zu großen Dramas habe ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden, und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden." Er trug, wie es scheint, den Gedanken noch mehrere Jahre mit sich herum. Wenigstens enthält das Theater-Journal für Deutschland vom Jahre 1777 eine Probe von einem Drama Cäsar, von Meißner, welches der Verfasser unvollendet gelassen, weil er hörte, daß Goethe denselben Gegenstand bearbeite. Aus den Ephemeriden sehen wir jetzt, daß Goethe schon in Straßburg mit dem Plane umging, und wir finden sogar von diesem unausgeführt gebliebenen Stücke bestimmtere Spuren, als von den wirklich gewordenen Götz und Faust. „Auf den letzten Seiten des Tagebuches begegnen uns einige Zeilen, welche dem Drama Cäsar zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drangstyl. Vom Plane verrathen sie, daß er nicht minder weitschichtig und episch-dramatisch angelegt war, als der

nächst ausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhange des Marius gehörig, von dessen Besieger Sulla am Leben bedroht, allmälig mit Vorsicht und Kühnheit sich unter diesem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus sollte gleichfalls, wie es scheint, mit Sulla, dem er zu seinem Parteisiege verholfen hatte, und nun unter ihm sich hob, im Vordergrunde stehen, bis sich, nach dem Tode des Dictators, Cäsar mit ihm verband, um erst neben, dann über ihn zu steigen.*) Als Belege des hier Gesagten können folgende auf dem letzten Blatte der Ephemeriden mit flüchtiger Hand hingeworfene Bruchstücke dienen:

„P.(ompejus?) — Sie hassen dich von Herzen.

Sylla. Wenn sie nur erkennen, was ich bin; das Uebrige steht bei ihnen, Liebe und Haß."

„Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird. Sylla."

„Er ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respectuos und stillschweigend dastehen und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken."

„Cäsar. Du weißt, ich bin Alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver

---

*) A. Schöll a. a. O. S. 138 f.

Mann zu werden und zu bleiben, wünsch' ich mir bis an's Ende große, ehrenwerthe Feinde.

Servius nießt.

Cäsar. Glück zu, Augur! Ich danke dir."

„So lange ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen."

Nichts kann uns eine größere Vorstellung geben von der Weite und Fülle der Welt, die sich damals in Goethe's Brust bewegte, als wenn wir bedenken, daß drei Sujets, wie Faust, Götz und Cäsar neben einander in seinem Geiste sich entwickelten. Wenn das erste einen universellen Charakter hatte, und die Keime zu einer Gesammttragödie des Menschen enthielt, so beschäftigten sich die beiden anderen mit zwei Hauptseiten des Gesellschafts- und Culturlebens, mit Freiheit und Herrschaft. Schöll meint, es erkläre sich leicht, warum Cäsar nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramenentwürfe, zur Ausbildung gelangt sey, dieser Gegenstand sey lange nicht mit so tiefen Fasern als jene beiden in Goethe's eigene Geistesentwickelung verflochten gewesen. Aber einem Geiste, wie dem seinigen, ist die Idee der Herrschaft eingeboren, und er mußte mit einem Cäsar sich noch verwandter fühlen, als mit jenem „rohen, wohlmeinenden Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit." Man denke nur an sein Interesse für Mahomet, als erobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, und an seine Vorliebe für Napoleon. Jedenfalls haben wir es zu

bedauern, daß Goethe jenen Stoff unausgeführt gelassen; es hätten sich in dieser Dichtung wahrscheinlich Seiten seines Wesens hervorgekehrt, die nun keinen vollen Ausdruck gefunden haben, und von denen Mancher vielleicht nicht sehr erbaut worden wäre, wie er ja auch an Schönborn schreibt, daß sein Cäsar ihn nicht freuen werde.

Unter so mannichfachen Interessen, Anregungen und Beschäftigungen vernachlässigte Goethe doch nicht ganz seine Vorbereitung zur Promotion, wenn er sie gleich als eine Nebensache behandelte. Für das Examen hatte er, wie wir wissen,*) schon frühe gesorgt, aber auch für die Dissertation legte er sich bei Zeiten Collectaneen an, und begann spätestens im Herbste 1770 daran zu arbeiten; denn in einem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770**) heißt es: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation." Indeß ließ er diese Arbeiten fallen, da er klug genug war, bald zu sehen, „daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und anhaltender Fleiß erforderlich sey, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen, wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sey." Seine Freunde gaben ihm nun den Rath, über Theses statt über einen Tractat zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sey; allein sein Vater, dem er darüber schrieb, erklärte sich damit nicht einverstanden. So war denn Goethe genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu

*) S. oben S. 297.

**) Schöll S. 47.

werfen, und wählte das Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sey, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," eine Behauptung, die er theils raisonnirend, theils historisch zu beweisen suchte. In der Selbstbiographie heißt es, er habe diese Arbeit, weil er mit der Kirchengeschichte schon von früher her ziemlich vertraut war, fast ganz aus sich selbst schöpfen können. Indeß deuten die Ephemeriden auf mehrfache Lectüre hin, welche mit seiner Dissertation im Zusammenhange zu stehen scheint; so finden sich Citate aus den Vorlesungen über Schiller's kanonisches Recht von Leyser, den er auch in der Selbstbiographie „zum Vorbilde" gewählt zu haben bekennt, aus Mosheim's Kirchengeschichte, aus Schulting's Vergleichung mosaischer und römischer Gesetze, aus der Baseler Reformationsordnung u. a. Absichtlich ging er bei der Behandlung des Gegenstandes im Sinne eines kühnen Protestanten zu Werke, weil er, bei seiner Abneigung gegen den Druck seiner Sachen, nichts lebhafter wünschte, als daß die Schrift nicht die Censur der Facultät passiren möchte. Zum großen Verdrusse seines Vaters, der sich mit der Arbeit sehr zufrieden bezeugt hatte, ging jener Wunsch in Erfüllung. Der Decan erklärte nach vielen Lobeserhebungen, daß es nicht räthlich sey, die Schrift als akademische Dissertation bekannt zu machen, und forderte Goethe'n auf, über Theses zu disputiren.

Die Promotion erfolgte am 6. August 1771. Nach den Mittheilungen aus Böttiger's Nachlasse*) war Lerse

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 60. Indeß wimmelt die

Respondent, und trieb Goethe'n so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!“ Als Lerse merkte, daß dem Decan der Spaß zu arg wurde, schloß er mit einem fein gedrechselten Complimente, und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Einem Briefe zufolge, den Goethe nach der Universitätszeit aus Frankfurt an Salzmann richtete,*) muß er bei der Promotion nur den Grad eines Licentiaten (licencié en droit) erlangt haben. „Lieber Mann,“ so beginnt das Schreiben, „der Pedell hat schon Antwort: Nein, der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Ceremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen, Doctor zu seyn. Ich hab' so satt am Licentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheines wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide Gradus gleichen Werth. Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftchen dem Herrn Professor andeuten u. s. w.“ Ob ihm nicht dennoch später das Doctordiplom zugefertigt worden ist, hat nicht ermittelt werden können; so viel ist gewiß, daß ihm vom Schlusse der Universitätszeit bis zur Ernennung zum Geheimen Legationsrathe gewöhnlich der Doctortitel gegeben wurde; sogar der Vater und die Mutter pflegten, ihn mit Behagen den Doctor zu nennen.

Am Tage nach Goethe's Promotion starb der ehrwürdige Schöpflin, der vortreffliche Geschichtsforscher, welcher

---

Schrift gerade an dieser Stelle besonders von nachweislichen Irrthümern.

*) S. das Morgenblatt, 1838 Nr. 25 bis 38. Der Brief ist ohne Datum, den Ort der Absendung macht das Postzeichen kenntbar.

dem Elsaß, dem südlichen Deutschland seine Vorzeit aufgeschlossen, in der allgemeinen Geschichte zuerst die Germanen von den Celten gesondert, den Entscheidungspunct der Erfindung der Buchdruckerkunst festgestellt, in Mannheim die Akademie der Wissenschaften gestiftet hat, und bis in's höchste Alter das Vertrauen von Staatsmännern und Fürsten genoß. Auch ohne nähere Berührung mit Goethe hatte er durch seine glänzenden Eigenschaften spornend und stärkend auf den Jüngling eingewirkt. In näherm Verhältnisse zu ihm standen Schöpflin's Schüler und Studienverwandte Koch und Oberlin. Mit Salzmann befreundet, hatten Beide auf eine liebreiche Weise von Goethe Kenntniß genommen. Indem sie auf sein sicheres Ergreifen äußerer Gegenstände, sein glückliches Gedächtniß, seine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, seine Gabe leichter und lebhafter Darstellung großen Werth legten, gedachten sie, ihn für das Studium der Geschichte, des Staatsrechtes und der Redekunst zu gewinnen, und stellten ihm dabei eine akademische Professur in Straßburg, und weiterhin einen Platz bei der deutschen Canzlei in Versailles in Aussicht, ein Plan, der sich an jener wachsenden Abneigung Goethe's gegen französische Sprache und Literatur, gegen französische Art und Sitte zerschlug.

Beide Männer machten sich dadurch um Goethe verdient, daß sie seiner leidenschaftlichen Liebhaberei für alterthümliche Reste zu Hilfe kamen. Sie gestatteten ihm den Besuch des Museums, welches vielfache Belege zu Schöpflin's großem Werke **Alsatia illustrata** enthielt. Diese Schrift, die er erst nach der Saarbrücker Reise kennen lernte, kam ihm jetzt gegen den Schluß seines Aufenthaltes zu Straßburg bei größeren und

kleineren Excursionen gut zu Statten. Oberlin wies ihn insbesondere auf die Denkmale der Mittelzeit hin, und machte ihn mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt; ja er bemühte sich, ihm Neigung zu den Minnesängern und Heldendichtern einzuflößen, wobei ihm jedoch von Goethe's Seite keine rechte Empfänglichkeit begegnete.

Die eben erwähnten Ausflüge, die besonders nach dem obern Elsaß gerichtet waren, hätten ihm noch größere Belehrung eingebracht, wenn er sie nicht mit seinen aufgeregten Shakespeare-Genossen angestellt hätte. Die leider verloren gegangene Hauptausbeute derselben war eine Fülle kleiner Verse, welche den lustigen Gesellen bei jeder Veranlassung entsprudelten. So ließen sie in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt possierliche Hymnen an Ceres ertönen. Eine mit unzähligen Gläubigen auf den Ottilienberg begangene Wallfahrt ist uns deßhalb interessant, weil Goethe sich bei dieser Gelegenheit aus den Erzählungen der frommen Pilger das Bild und den Namen der schönen Ottilie einprägte, womit er nach langen Jahren die Hauptfigur in seinen Wahlverwandtschaften ausstattete.

Solchen zerstreuenden Lustfahrten gab sich der Jüngling um so leidenschaftlicher hin, als ihn die Ueberzeugung, daß mit dem nahe bevorstehenden Abschiede von Straßburg sich das Verhältniß zu Friederiken auflösen müsse, mit jedem Tage mehr zu ängstigen begann. Seine Besuche in Sesenheim wurden um diese Zeit seltener; aber der Briefwechsel mit der Geliebten ging desto lebhafter fort, und erhielt seine Leidenschaft immer gleich rege. Ungeachtet aller Beschäftigungen, die sich gegen das Ende des Aufenthaltes zu

Straßburg gewaltsam über einander drängten, konnte er sich nicht versagen, Friederike noch einmal zu sehen. Das Andenken an diesen peinlichen Abschiedsbesuch hat Goethe so sehr gemieden, daß er sich in späteren Jahren der Einzelnheiten nicht mehr zu erinnern wußte. Es blieb ihm nur Friederikens Bild gegenwärtig, wie sie, mit Thränen in den Augen, ihm noch auf's Pferd hinauf die Hand zum Lebewohle reichte. Als er kummervoll den Fußpfad auf Drusenheim zu ritt, sah er mit den Augen des Geistes sich selbst denselben Weg zu Pferde entgegenkommen, und zwar in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold, wie er es nie getragen. Die Gestalt verschwand, sobald er sich aus dem Traume aufschüttelte. Acht Jahre später fand er sich gerade in einem Kleide, wie es ihm der Traum gezeigt, das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, auf dem nämlichen Pfade, um Friederiken noch einmal zu besuchen.*)

In den letzten Tagen seines Straßburger Aufenthaltes nahm ihn noch einmal das herrliche Münstergebäude lebhaft in Anspruch. Er machte in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause die Bekanntschaft des über die Baulichkeiten gesetzten Schaffners, und erhielt von diesem die Originalrisse zur Einsicht. Hier fand er nun bestätigt, was ihm schon längst aus der Ansicht des Gebäudes selbst eingeleuchtet hatte,

*) Ueber die weiteren Schicksale des liebenswürdigen Mädchens, an dem jene Verwünschung der Tanzmeisterstochter Lucinde nur zu sehr in Erfüllung gehen sollte, werden wir im folgenden Theile unter dem Jahre 1779, wo Goethe sie zum letzten Male sah, das Ermittelte gedrängt zusammenstellen.

daß nicht bloß der zweite Thurm fehlte, sondern auch der eine nicht ganz ausgeführt sey. Mit großem Bedauern, von dem Daseyn jener unschätzbaren Rollen nicht früher unterrichtet gewesen zu seyn, zeichnete er noch eilig die unausgeführt gebliebenen Thurmspitzen durch ölgetränktes Papier.

Die Rückreise nach Frankfurt ging über Mannheim. Von dem Director der dortigen Zeichenakademie und erstem Bildhauer, Peter von Verschaffelt, freundlich empfangen, eilte er sogleich in den vielgerühmten Antikensaal. Er trat in einen großen, viereckigen, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen, wohlerleuchteten Raum, worin die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht bloß an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander, auf ihren Postamenten beweglich, aufgestellt waren. Nachdem er sich erst eine Zeitlang dem Gesammteindrucke dieses Bildsäulenwaldes, dieser „großen, idealen Volksgesellschaft," hingegeben hatte, wandte er sich einzelnen, ihn besonders anziehenden Gestalten zu, und verweilte lange beim Apoll von Belvedere, bei dem sterbenden Fechter und den Gruppen von Kastor und Pollux. Vor allen aber fesselte ihn Laokoon. Er vergegenwärtigte sich, was über ihn verhandelt und gestrittten worden war, und entschied sich die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dahin, daß er, den augenblicklichen Biß der Schlange fliehend, den Unterleib einziehe und daher nicht schreien könne, ein Gedanke, den er, wie so manchen andern, viele Jahre lang im Stillen wachsen und reifen ließ, bis er ihn später in den Propyläen ausführlich darlegte.*) Auch von antiker Architektur sollte ihm hier

*) S. Goethe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 30, 303.

ein Vorschmack zu Theil werden: er fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und fühlte beim Anblicke der eben so ungeheuern als eleganten Akanthblätter, daß sein Glaube an die nordische Baukunst doch nicht ganz unerschütterlich sey. Indeß fielen diese Anschauungen wie ein Samen in sein Inneres, der erst in späterer Zeit zu einer reichen Fülle von Blüthen und Früchten sich entfalten sollte. Noch war die Epoche nicht gekommen, wo er mit der reinen, stillen Kunst der Alten sich innig befreunden konnte; er mußte zuvor noch eine stürmisch bewegte Periode durchleben, und wurde, wie er selbst sagt, erst auf einem großen Umwege in diesen Kreis zurückgeführt.

So kam denn unser Freund, von Kunst und Leben gleich aufgeregt, wieder im Vaterhause an. Groß war die Umwandelung, die inzwischen mit ihm vorgegangen war. Die Trübheit, der hypochondrische Druck, der auf seinem Geiste gelastet hatte, war hinweggeräumt; an die Stelle des zagenden und schwankenden Wesens war ein hohes Selbstbewußtseyn, ein frisches Kraftgefühl, ein freudiger Lebensmuth getreten, die eigentlichen Lehrjahre waren vorüber, die Schwingen seines Genius hatten sich entfaltet, aus dem lenksamen, hingebungsvollen, unsichern Lehrlinge war ein kecker, wohlgemuther Kunstgeselle geworden, der fortan sich kühner die eigenen Pfade suchte, und bald durch leuchtende Geisteswerke die Augen der Welt auf sich ziehen sollte.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

FORM 410

DEC 1 8 1924